This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

4958.36

Harvard College Library

FROM

THE FUND OF

MRS. HARRIET J. G. DENNY

OF BOSTON

Gift of $5000, in 1875, from the children of Mrs. Denny, at her request; "the income thereof to be applied to the purchase of books for the public library of the College."

Goethe-Briefe

Mit Einleitungen und Erläuterungen

Herausgegeben von

Philipp Stein

Band VI

Dichtung und Wahrheit

1808—1814

Berlin 1905
Verlag von Otto Elsner

J. W. von Goethe

Nach einem Gemälde G. von Kügelgens (1808/1809)

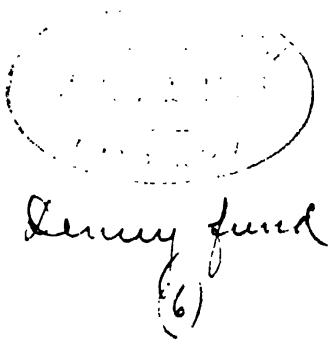
Dichtung und Wahrheit

1808—1814

Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach
— einem Gemälde G. von Kügelgens —

Berlin 1905
Verlag von Otto Elsner

47581.36



Alle Rechte vorbehalten.

87

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Einleitung.

„Aufrichtig zu sagen, ist es der größte Dienst, den ich glaube meinem Vaterlande leisten zu können, wenn ich fortfahre, in meinem biographischen Versuche die Umwandlungen der sittlichen, ästhetischen, philosophischen Cultur, insofern ich Zeuge davon gewesen, mit Billigkeit und Heiterkeit darzustellen, und zu zeigen, wie immer eine Folgezeit die vorhergehende zu verdrängen und aufzuheben suchte, anstatt ihr für Anregung, Mittheilung und Überlieferung zu danken."

Goethe am 14. Februar 1814.

Goethes Briefe aus den Jahren 1808—1814 sind der Inhalt des vorliegenden Bandes, und dieselbe Zeitspanne ist es auch, in der Goethes biographisches Meisterwerk, sein großes Bekenntnisbuch „Dichtung und Wahrheit", entstand und in seinen ersten drei Teilen vollendet wurde. Am 28. August 1808, an seinem neunundfünfzigsten Geburtstage, hat Goethe nach Riemers Zeugnis beschlossen, seine Bekenntnisse aufzuzeichnen. Und im Jahre 1814 ist der dritte Teil erschienen, der den vorläufigen Abschluß des Werkes bedeutete — erst viel später ward der vierte Teil vollendet, der nach dem Tode des Dichters erschien. So sind die Jahre 1808—1814 die eigentliche Werdezeit dieser großen Lebensbeichte, und das kommt auch in den Briefen dieser Zeit in hohem Maße zum Ausdruck. Goethe läßt sich durch Bettina all die kleinen Züge aus seinen ersten Lebensjahren mitteilen, die Frau Aja der Enkelin von Sophie La Roche, der Tochter der von Goethe einst so geliebten Maximiliane, des Vorbildes von Werthers Lotte im

zweiten Teile der Dichtung, erzählt hat. Und Bettina berichtete so reichlich und so ausführlich von den allerersten Tagen des Hätschelhans, daß Goethe ihr einmal in scherzendem Unmut schreibt, sie möchte ihn doch nun endlich getauft werden lassen. Die Erinnerung an alte Jugendfreunde wird lebendig und sie bringt in die Briefe an Fritz Jacobi wieder einen warmen Herzenston. Und je mehr er seine Lebensarbeit rückblickend überschaut, desto mehr steht er über den Dingen und gelangt zu der Erkenntnis, „wie immer eine Folgezeit die vorhergehende zu verdrängen und aufzuheben versucht." Er nennt sich resigniert einen Uebersechziger im Gegensatz zu den „jungen Herren, die es so bequem haben, für ausgemachte Patrioten zu gelten." Sein Ausspruch, daß „Dichtung und Wahrheit" der größte Dienst sei, den er glaube seinem Vaterlande leisten zu können, ist charakteristisch für Goethes Auffassung des Patriotismus. Von der lauten und glühenden Begeisterung jener Jahre findet sich in den Briefen dieses Bandes kein Widerhall.

Goethe schwieg aus schmerzlicher Resignation, zu der er sich nach Ludens Ausdruck in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und den Dingen wohl entschließen mußte. Und patriotischer als alle haßerfüllten Kriegslieder sind die schmerzerfüllten Worte, die Goethe nach der Schlacht bei Leipzig zu Luden sprach. Er habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen sei: „eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber zu heben vermag, denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität, aber der

Troſt, den ſie gewähren, iſt doch nur ein leidiger Troſt und erſetzt das ſtolze Bewußtſein nicht, einem großen, ſtarken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören." Und aufs neue weiſt Goethe dann darauf hin, daß die Zukunft Deutſchlands darauf beruhe, daß ein jeder nach ſeinen Talenten, ſeiner Neigung und ſeiner Stellung die Bildung des Volkes mehre, ſtärke und verbreite nach allen Seiten, „und wie nach unten, ſo auch, und vorzugsweiſe, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, ſondern wenigſtens hierin voranſtehe, damit der Geiſt nicht verkümmere, ſondern friſch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, ſondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht". In den Erfolgen der Befreiungskriege ſieht er keine Befreiung vom Joche der Fremden, ſondern von einem fremden Joch. Statt der Franzoſen ſah er nun in Weimar „Kroaten, Baſchkiren, Magyaren, Kaſſuben, Samländer", und am 4. Januar 1814 ſchreibt er mit grimmem Humor, daß er einer baſchkiriſchen Andacht beigewohnt und im Weimarer Hoftheater einen Baſchkirenprinzen bewillkommnet habe. Die Vorausſicht Goethes, daß mit den Befreiungskriegen noch nicht die Freiheit gekommen, und daß nicht in jedem Koſaken ein Freiheitſpender zu begrüßen ſei, haben die folgenden Jahre allzu ſehr beſtätigt. Und dieſe Stimmung giebt ſich auch in Goethes Briefen aus dieſer Zeit kund. Er kann nicht mitjubeln, da er die Schatten ſieht, die das lichte Bild verdunkeln, und er hat nicht mithaſſen können: „wie hätte ich haſſen können ohne Jugend?" Dem Genie Napoleon, dem großen Menſchen gegenüber empfindet er keinen Haß, ſondern Bewunderung, und dieſe Bewunderung iſt nach dem Fall Napoleons nicht geringer als zur Zeit der Erfurter Fürſtenverſammlung, da Goethe und Napoleon einander gegenüber ſtanden. Von dieſer Zuſammenkunft erzählt

Goethe mit bewußter Zurückhaltung in einigen Briefen dieses Bandes, mit leiser Ironie einmal von der „Naivetät des Herrn der Welt“ sprechend, der auf Goethe „das Ecce homo im umgekehrten Sinne angewendet“ habe. Immer aber steht er bewundernd vor der Größe des Korsen, und stets hat er der gleichen Empfindung Ausdruck gegeben. Den alles überragenden Mann der Tat hat Goethe nicht hassen können, — darum hat er sich auch nicht den „modernen Tyrtäen“ anschließen können. Er hat damals jenes offenbarende Wort zu Luden gesprochen: „Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! . . .“

Was für Goethe jeher gewesen, das mußte in noch höherem Maße für den Uebersechziger gelten: was ihm zur Dichtung ward, mußte ihm Leben, Wirklichkeit, Wahrheit gewesen sein. Und die auch in anderer Beziehung bei ihm bestehende Wechselwirkung von Dichtung und Wahrheit zeigt sich in diesen Leidens-, Kriegs- und Siegesjahren noch stärker als zuvor: die Flucht aus der Wirklichkeit in die Dichtung. „Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste“ (S. 272). Im Sommer 1813 rettete er sich aus den Bedrohlichkeiten des Tages in das Studium chinesischer Litteratur, und am Tage der Schlacht bei Leipzig schrieb er den Epilog zu einem Schauspiel, dem „Grafen von Essex“ von Banks. Er dichtete in jenen Jahren eine größere Anzahl von Liedern und Balladen und trieb eifrig Kunststudien. Es entstanden die Anfänge des „West-östlichen Divans“ und mancherlei neue Pläne tauchten auf. Und dann wieder, wie zum Schutz gegen die Dichtung der Romantiker, dieser „religiosen Mittelaltler“ (S. 60), rettet

er sich in die Wahrheit der Naturwissenschaft und vollendet seine Farbenlehre.

Immer ausgebreiteter wird der Kreis von Goethes Beziehungen. Zu den alten Freunden, von deren Söhnen diesmal viel gesprochen wird, kommen neue. Die Jugend sucht Goethe für ihre Bestrebungen zu gewinnen — aus dem Lager der neuen Kunstrichtung wendet sich Sulpiz Boisserée, der den Wiederaufbau des Kölner Domes angeregt hat, an Goethe. Bettina Brentano, von Goethes Mutter empfohlen, tritt in seinen Gesichtskreis. Goethes in diesem Bande gegebene Briefe an sie lassen erkennen, was in Bettinas Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" Dichtung und was Wahrheit ist. Liebevolle Förderung erweist Goethe den Bühnenarbeiten des jungen Theodor Körner. Von alten Freunden scheidet der greise Wieland, dessen Gedächtnis er in einer Gedenkrede in der Freimaurerloge hochhält. Immer herzlicher aber gestalten sich seine Beziehungen zu Zelter — und einmal, da den Freund durch den Tod des Sohnes ein hartes Leid getroffen hat, spricht er ihn mit dem traulichen Du an, ganz unvermittelt, ganz aus der innigen Herzlichkeit seines im Alter äußerlich vielfach verschlossenen Wesens heraus. Und auch dieser Briefband ist wiederum ein Zeugnis für Christiane. Während ihrer Abwesenheit hat Goethe einen Theaterkonflikt zu bestehen, der schon die Schatten der späteren Katastrophe vorauswirft, einen Konflikt mit dem Herzog, der Goethe aufs tiefste kränkt. Und da schreibt er Christiane, wenn sie in Weimar gewesen wäre, hätte es niemals so weit kommen können. Das wundervollste Dokument aber für Christianens Bedeutung ist das Gedicht, das im August 1813 entstand in Erinnerung an die fünfundzwanzigste Wiederkehr des 12. Juli, an dem Christiane die Seine geworden war. Es trägt das Datum 26. August 1813 und die Aufschrift „Frau von Goethe".

Es ist das Gedicht „Ich ging im Walde so für mich hin". Ganz einfach schreibt er Christiane dazu: „Daß ich unterwegs heiter war, seht ihr aus den Verslein" (S. 271). Dieses Gedicht, entstanden ein Vierteljahrhundert, nachdem die beiden ihre Gewissensehe geschlossen, sollte allein schon im stande sein, all die Nebel und Legenden zu zerstören, die Mißgunst und Gehässigkeit und Niedrigkeit um die Gestalt Christianens gesponnen haben.

Philipp Stein.

Inhalt.

			Seite
Einleitung			V
1184	An	Bettina Brentano	1
1185	„	F. H. Jacobi	2
1186	„	Zelter	3
1187	„	Nikolaus Meyer	4
1188	„	Heinrich v. Kleist	5
1189	„	Bettina Brentano	6
1190	„	F. H. Jacobi	7
1191	„	Bettina Brentano	13
1192	„	Bettina Brentano	14
1193	„	Johanna Frommann	16
1194	„	Christiane v. Goethe	16
1195	„	Zacharias Werner	17
1196	„	Zelter	19
1197	„	C. v. Knebel	19
1198	„	Frau v. Staël	20
1199	„	Christiane v. Goethe	22
1200	„	August v. Goethe	23
1201	„	Christiane v. Goethe	27
1202	„	Christiane v. Goethe	28
1203	„	Zelter	29
1204	„	C. F. v. Reinhard	31
1205	„	Johanna Frommann	35
1206	„	Bettina Brentano	37
1207	„	Christiane v. Goethe	38
1208	„	Christiane v. Goethe	40
1209	„	Charlotte v. Stein	43
1210	„	Christiane v. Goethe	44
1211	„	J. Stock	45
1212	„	J. F. H. Schlosser	46
1213	„	Christiane v. Goethe	47
1214	„	Christiane v. Goethe	47
1215	„	Christiane v. Goethe	48
1216	„	Christiane v. Goethe	50
1217	„	Zelter	52
1218	„	Christiane v. Goethe	54

			Seite
1219	An	Christiane v. Goethe	54
1220	„	August v. Goethe	56
1221	„	C. G. v. Voigt	57
1222	„	Herzog Carl August	59
1223	„	C. v. Knebel	59
1224	„	Cotta	62
1225	„	C. F. v. Reinhard	64
1226	„	Marianne v. Eybenberg	65
1227	„	August v. Goethe	67
1228	„	J. J. Willemer	69
1229	„	C. G. v. Voigt	70
1230	„	Eichstädt	71
1231	„	C. G. v. Voigt	74
1232	„	C. G. v. Voigt	80
1233	„	C. G. v. Voigt	80
1234	„	Silvie v. Ziegesar	81
1235	„	August v. Goethe	82
1236	„	Christiane v. Goethe	83
1237	„	Pauline Gotter	84
1238	„	Christiane v. Goethe	85
1239	„	Charlotte v. Stein	86
1240	„	Zelter	87
1241	„	C. F. v. Reinhard	88
1242	„	August v. Goethe	89
1243	„	Witzel	90
1244	„	Christiane v. Goethe	91
1245	„	Christiane v. Goethe	92
1246	„	C. v. Knebel	93
1247	„	C. G. v. Voigt	93
1248	„	Caroline v. Humboldt	95
1249	„	Cotta	97
1250	„	C. F. v. Reinhard	98
1251	„	Zacharias Werner	100
1252	„	Zelter	101
1253	„	Bettina Brentano	103
1254	„	Rochlitz	104
1255	„	Marianne v. Eybenberg	106
1256	„	C. F. v. Reinhard	107
1257	„	C. v. Knebel	109
1258	„	C. F. v. Reinhard	111
1259	„	Zelter	112
1260	„	Christiane v. Goethe	113
1261	„	Theater-Kommission	114
1262	„	Christiane v. Goethe	114
1263	„	Charlotte v. Schiller	115
1264	„	Bettina Brentano	116
1265	„	Charlotte v. Stein	117
1266	„	C. F. v. Reinhard	118

			Seite
1267	An	Christiane von Goethe	121
1268	„	Kirms	123
1269	„	Christiane von Goethe	123
1270	„	F. A. Wolf	125
1271	„	C. F. v. Reinhard	129
1272	„	Christiane von Goethe	131
1273	„	C. F. v. Reinhard	132
1274	„	Herzog Carl August	133
1275	„	Herzog Carl August	136
1276	„	Bettina Brentano	136
1277	„	Marianne v. Eybenberg	137
1278	„	Kirms	139
1279	„	Herzog Carl August	140
1280	„	Bettina Brentano	141
1281	„	C. F. v. Reinhard	142
1282	„	Sartorius	144
1283	„	Kirms	146
1284	„	Zelter	146
1285	„	Zelter	149
1286	„	Sachs.-Weimarisches Polizei-Kollegium	150
1287	„	C. F. v. Reinhard	151
1288	„	Peter Cornelius	153
1289	„	C. F. v. Reinhard	155
1290	„	J. v. Weyhrother	156
1291	„	L. v. Beethoven	158
1292	„	Zelter	159
1293	„	C. G. Körner	161
1294	„	Rochlitz	162
1295	„	F. A. Wolf	164
1296	„	Cotta	166
1297	„	Paſſow	168
1298	„	Nicolovius	170
1299	„	C. G. v. Voigt	171
1300	„	Eliſa v. d. Recke	172
1301	„	Hoftheater-Kommiſſion	173
1302	„	Klinger	174
1303	„	B. G. Niebuhr	175
1304	„	Friederike Bethmann-Unzelmann	178
1305	„	Herzog Carl August	179
1306	„	Hoftheater-Kommiſſion	181
1307	„	Caroline v. Wolzogen	185
1308	„	Rochlitz	186
1309	„	C. F. v. Reinhard	189
1310	„	Caroline Ulrich	192
1311	„	Cotta	193
1312	„	C. v. Knebel	194
1313	„	C. v. Knebel	195
1314	„	Friedrich Schlegel	197

			Seite
1315	An	F. v. Müller	199
1316	„	C. G. Körner	200
1317	„	F. H. Jacobi	202
1318	„	Cotta	205
1319	„	C. G. Körner	206
1320	„	Zelter	207
1321	„	C. G. Körner	208
1322	„	C. v. Knebel	208
1323	„	Zelter	210
1324	„	Christiane v. Goethe	210
1325	„	C. F. v. Reinhard	212
1326	„	Christiane v. Goethe	216
1327	„	B. G. Niebuhr	217
1328	„	Gräfin Josephine O'Donell	221
1329	„	C. G. Körner	224
1330	„	T. J. Siebeck	227
1331	„	Zelter	230
1332	„	Zelter	235
1333	„	F. H. Jacobi	236
1334	„	Zelter	239
1335	„	C. F. v. Reinhard	242
1336	„	C. L. v. Woltmann	243
1337	„	Herzog Carl August	245
1338	„	W. v. Humboldt	246
1339	„	Christiane v. Goethe	247
1340	„	Zelter	260
1341	„	Christiane v. Goethe	261
1342	„	August v. Goethe	263
1343	„	Christiane v. Goethe	264
1344	„	Riemer	266
1345	„	C. G. v. Voigt	268
1346	„	Christiane v. Goethe	270
1347	„	Gräfin Josephine O'Donell	272
1348	„	Knebel	274
1349	„	Knebel	275
1350	„	Kirms	276
1351	„	Sara v. Grotthuß	276
1352	„	Herzog Carl August	277
1353	„	v. Trebra	278
1354	„	Arthur Schopenhauer	280
1355	„	August v. Goethe	280
1356	„	Eichstädt	282
1357	„	C. v. Knebel	283
1358	„	Gräfin Josephine O'Donell	284
1359	„	S. Boisserée	286
1360	„	F. B. v. Bucholtz	288
1361	„	J. J. Riese	291
1362	„	Sara v. Grotthuß	292

		Seite
1363	An Zelter	294
1364	„ A. v. Arnim	297
1365	„ C. v. Knebel	299
1366	„ C. v. Knebel	299
1367	„ Zelter	300
1368	„ C. F. C. v. Wolfskeel	302
1369	„ Zelter	303
1370	„ Klinger	305
1371	„ C. G. v. Voigt	306
1372	„ Kirms	308
1373	„ Iffland	310
1374	„ Herzogin Luise	311
1375	„ Carl Liebich	311
1376	„ Christiane v. Goethe	313
1377	„ Christiane v. Goethe	313
1378	„ Christiane v. Goethe	314
1379	„ Christiane v. Goethe	315
1380	„ C. F. v. Reinhard	317
1381	„ Christiane v. Goethe	318
1382	„ F. A. Wolf	319
1383	„ C. v. Knebel	320
1384	„ C. H. Schlosser	322
1385	„ Cotta	324
1386	„ B. A. Weber	325
1387	„ Zelter	327
	Register	329

1184.

An Bettina Brentano.[1]

Sie haben Sich, liebe Bettine, als ein wahrer kleiner Chriſtgott erwieſen, wiſſend und mächtig, eines jeden Bedürfniſſe kennend und ausfüllend. Ihre Schachtel kam kurz vor Tiſche, verdeckt trug ich ſie dahin wo Sie auch einmal ſaßen und tranck zuerſt Auguſten aus dem ſchönen Glaſe zu. Wie verwundert war er als ich es ihm ſchenckte! Darauf wurde Riemer[2] mit Kreuz und Beutel beliehen. Niemand errieth woher. Auch zeigte ich das höchſt künſtliche und zierliche Beſteck, da wurde die Hausfrau verdrieslich daß ſie leer ausgehen ſollte. Nach einer Pauſe um ihre Geduld zu prüfen zog ich endlich den Gewandſtoff hervor, das Räthſel war aufgelöſt und jedermann im Lob und Preiſe Bettines fröhlich.

Wenn ich alſo noch umwende; ſo habe ich immer nur Lob und Danck Da Capo vorzutragen. Das ausgeſuchte zierliche der Gaben war überraſchend. Kunſtkenner wurden herbeygerufen die artigen Balgenden[3] zu bewundern, genug es entſtand ein Feſt als wenn Sie eben ſelbſt wieder gekommen wären.

---

[1] Bd. V, S. 258. Es iſt dies Goethes erſter Brief an Bettina. Seine Mutter ſchrieb dann in bezug darauf am 15. Januar: „Bettina iſt vor Freude außer ſich über deinen Brief, Sie brachte mir ihn im Triumpf — auch über Herrn Riemers Verſe — Weimar iſt Ihr Himmel.“ Riemer hatte ihr in einem Sonett „Belohnt bin ich von Eurer Majeſtät“ gedankt.

[2] Bd. V, S. 148.

[3] Wohl Amoretten.

Und nun hoffe ich bald Nachricht wie Sie die gute Mutter gefunden haben, wie Sie ihrer pflegen und was für Unterhaltungen im Gange sind. Der lieben Meline[1] Mützchen kam früher. Ich darfs nicht laut sagen es steht aber niemand so gut als ihr. Herrn Stollens[2] Attention auf dem blauen Papier hat Ihnen doch Freude gemacht. Adieu mein artig Kind! Schreiben Sie bald daß ich wieder was zu übersetzen habe.[3]

W. d. 9. Jan. 1808. G.

1185.*

An F. H. Jacobi.

Ich habe von dir, mein lieber Freund, diese Zeit her so mancherley Gutes erhalten, daß ich dir schon lange dafür hätte danken sollen. Seit ein paar Monaten aber ist meine Communication nach auffen ganz unterbrochen. Ich habe mich in allerley Arbeiten versenkt, viel mit gegenwärtigen Freunden und durchreisenden Fremden gelebt; besonders hat Werner,[4] der Sohn des Thals, den du ja auch kennst, uns durch sein Wesen, so wie durch seine Werke unterhalten und aufgeregt. Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist.

---

[1] Bettinas Schwester spätere Frau v. Guaita; sie hatte schon am 27. Dezember durch Frau Aja ein „Käppgen“ übersandt.

[2] Jos. Ludwig Stolle (1778—1815), Herausgeber des „Prometheus“ in Wien. Von einem „blauen Umschlag“ spricht Goethe auch in dem ziemlich gleichzeitigen zehnten Sonett „Sie kann nicht enden“.

[3] Dieser Satz wird jetzt als zwingender Beweis dafür angesehen, daß Goethe wirklich Bettinasche Briefe zu Sonetten umgedichtet habe, wie es Löper schon aus Anlaß des vierten Sonetts „Das Mädchen spricht“ behauptet hatte.

[4] Zacharias Werner; über ihn und sein Drama „Sohn des Thals“, s. Bd. V, S. 303.

Wir ſind dieſes doch dem höheren Standpunct ſchuldig, auf den uns die Philoſophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle ſchätzen gelernt, es mag ſich auch in den wunderlichſten Formen darſtellen.

An Gäſten hat es uns nicht gefehlt. Savigny's und zwey Brentano's waren eine Zeitlang bey uns. Ich habe mir viel von dir und deinen Umgebungen erzählen laſſen. Schellings Rede[1] hat mir viel Freude gemacht. Sie ſchwebt in der Region in der wir auch gern verweilen. Für alles Übrige gleichfalls den beſten Dank. Laß mich von Zeit zu Zeit etwas ſehen und erfahren . . .

Weimar den 11. Januar 1808. G.

1186.

An Zelter.

Speiſe ging vom Gefreßnen und Stärke vom Aufgezehrten, alſo ſagt' ich, indem Ihr Kraftgefüllter Kaſten ausgepackt wurde. Alles iſt glücklich angekommen und der Topf war ſo tüchtig eingedrängt daß nichts ausgelaufen war, ob er gleich einen Choc bekommen hatte. Die Hausfrau dankt, beſonders aber Auguſt, der die größten Biſſen der Gabe zu verſchlingen im Stande iſt. Wir andern nehmen geringere Portionen davon.

Die Muſik iſt ſchon der kleinen Schule übergeben worden. Ihre erſte Sendung iſt noch immer das beſte was wir die Zeit her erhalten haben. Geſtern wurde das meiſte davon unſern Fürſtinnen vorgetragen, welche viel Vergnügen daran fanden.

[1] „Ueber das Verhältnis der bildenden Künſte zur Natur". München 1807.

Sie ſagten einmal von einem Stabat Mater. Verzeihen Sie daß ichs erinnre. Meine kleine Anſtalt geht recht gut; nur ſchreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wiſſen, gar gern aus dem Wege und jeder dünkt ſich behaglicher, wenn er Solo irgend ein lamentables Grablied oder ein jammervolles Bedauern verlorner Liebe ſingt. Ich laſſe ihnen dergleichen wohl zu, gegen das Ende jeder Seſſion, und verwünſche dabey die Matthiſſons, Salis, Tiedgen, und die ſämmtliche Cleriſey, die uns ſchwerfällige Deutſche ſogar in Liedern über die Welt hinaus weiſt, aus der wir ohnehin geſchwind hinauskommen. Dabey tritt noch der Fall ein daß die Muſiker ſelbſt oft hypochondriſch ſind und daß ſelbſt die frohe Muſik zur Schwermuth hinziehen kann. Ich lobe mir was von Ihnen, lieber Freund, entſpringt. Auch geſtern wieder bey dem „Niemals erſcheinen die Götter allein", beym „Lieben Freunde, es gab beſſre Zeiten" war es gleich als ob Jedermann den Staub und die Aſche des Jahrhunderts vom Haupte ſchüttelte.

Soviel Gutes verdancke ich Ihnen! Vielleicht ſeh ich mich einmal im Falle Ihnen etwas dagegen zu erſtatten. Das beſte Lebewohl.

W. d. 22. Jan. 1808.

Goethe.

1187.*

An Nikolaus Meyer.

Weimar den 1. Febr. 1808.

... Der 30. Jan. iſt bey uns ein Feſt, das Sie oft mit gefeyert haben. Diesmal brachten wir ein neues Stück von Werner: Wanda, Königinn der Sarmaten, auf die

Bühne; wobey unſer Perſonal, ſo wie unſere Decorateurs und Theatermeiſter zeigten was ſie vermochten. Die Recitation des ſehr abwechſelnden Versmaßes gelang über alle Erwartung. Das Stück wird ſich, ſeinen äußeren Forderungen nach, wohl auf allen Theatern geben laſſen. Es verlangt kaum ſoviel Anſtalten als die Jungfrau von Orleans. Die innern Forderungen ſind deſto ſchwerer zu erfüllen. Die Fabel iſt zwar plan, die Situationen natürlich und deutlich; aber die Ausführung unendlich zart und an manchen Stellen ins Geheimnißreiche ſich verbergend. Wir haben dieſen merkwürdigen Mann ſeit 8 Wochen hier. Er findet durchaus vielen Beyfall, ſo wie auch das Stück mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. So viel für heute. Recht viele Grüße an Ihre liebe Frau. G.

1188.

An Heinrich v. Kleiſt.

Ew. Hochwohlgebornen

bin ich ſehr dankbar für das überſendete Stück des Phöbus.[1] Die proſaiſchen Aufſätze, wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Pentheſilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie iſt aus einem ſo wunderbaren Geſchlecht und bewegt ſich in einer ſo fremden Region daß ich mir Zeit nehmen muß mich in beyde zu finden. Auch erlauben Sie mir zu ſagen (denn wenn man nicht aufrichtig ſeyn ſollte, ſo wäre es beſſer, man ſchwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geiſt und Talent ſehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen ſoll. Ein Jude der auf den

[1] Kleiſts Zeitſchrift, die er mit Adam Müller herausgab.

Meſſias, ein Chriſt der aufs neue Jeruſalem, und ein Portugieſe der auf den Don Sebaſtian wartet, machen mir kein größeres Misbehagen. Vor jedem Brettergerüſte möchte ich dem wahrhaft theatraliſchen Genie ſagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fäſſer geſchichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Maſſe das höchſte Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge laſſen ſich freylich mit freundlichern Tournüren und gefälliger ſagen. Ich bin jetzt ſchon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächſtens mehr.

Weimar den 1. Februar 1808. Goethe.

1189.

An Bettina Brentano.

Weimar den 24. Februar 1808.

Sie haben, liebe kleine Freundinn, die ſehr grandioſe Manier uns Ihre Gaben immer recht in Maſſe zu ſenden. So hat mich Ihr letztes Packet[1] gewiſſermaßen erſchreckt. Denn wenn ich nicht recht haushältiſch mit dem Inhalt umgehe, ſo erwurgt meine kleine Hauscapelle eher daran als daß ſie Vortheil davon ziehen und uns Freude dadurch machen ſollte. Sie ſehen alſo, meine Beſte, wie man ſich durch Großmuth ſelbſt dem Vorwurf ausſetzen könne. Laſſen Sie ſich aber nicht irre machen. Zunächſt ſoll Ihre Geſundheit von der ganzen Geſellſchaft recht ernſtlich getrunken und darauf das Confirma hoc Deus von Jomelli angeſtimmt werden,[2]

[1] Mit Muſikalien.

[2] Laut Tagebuch zum erſten Male am 6. März.

ſo herzlich und wohlgemeint als nur jemals ein salvum fac Regem.

Und nun gleich wieder eine kleine Bitte, damit wir nicht aus der Übung kommen. Senden Sie mir doch gelegentlich die jüdiſchen Broſchüren. Ich möchte doch ſehen wie ſich die modernen Israeliten gegen die neue Städtigkeit gebehrden, in der man ſie freylich als wahre Juden und ehemalige kaiſerliche Kammerknechte tractirt.[1] Mögen Sie etwas von den chriſtlichen Erziehungsplanen beylegen, ſo ſoll auch das unſern Dank vermehren. Ich ſage nicht, wie es bey ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich iſt, daß ich zu allen gefälligen Gegendienſten bereit ſey; doch wenn etwas bey uns einmal reif wird was Sie freuen könnte, ſo ſoll es auch zu Ihnen gelangen. Grüßen Sie Arnim vielmals und ſagen ihm er möchte mir doch auch einmal wieder ſchreiben.

Goethe.

1190.

An F. H. Jacobi.

Da es zwiſchen Freunden doch manche Differenz geben kann; ſo iſt es höchſt erquicklich ſich einmal zuſammen ganz unbedingt an einer und derſelben Sache zu freuen. Dieſer Fall tritt ein, indem das Geſchenk[2] vor mir liegt, das

[1] Goethes Mutter hatte ihm am 15. Januar geſchrieben: „das Volck Iſrahel zu deuſch die Juden ſind an ihrem Meſias etwas irre geworden, Unſer gnädigſter Fürſt Primas erlaubte ihnen zum Anfang Seiner Regirung die Spatzirgänge vor den Thoren mit Chriſten gemeinſchaftlich zu gebrauchen — da bildeten ſie ſich nun ein das es immer weiter gehen würde und ſie ſahen die Thore des neuen Jeruſalems ſich öffnen — aber da kam bey Varrentrapp und Wenner etwas gedruckes heraus das dem neuen Jeruſalem gar nicht ähnlete und ſie ſtutzig machte — Neue Stättigkeit und Schutz-Ordnung der Franckfurther Judenſchaft — ein wahres Meiſterſtück in ſeiner art."

[2] Strixners „Albrecht Dürers chriſtlich-mythologiſche Handzeichnungen in lithographiſcher Manier gearbeitet". München 1808.

mir durch deine Hand zukommt. Die W. K. F.[1] werden sogleich in unserer Literaturzeitung ihren Jubel darüber vernehmen lassen, und ich sage deswegen gegenwärtig nichts weiter als dir und Herrn von Aretin[2] den besten Dank. Man hätte mir soviel Ducaten schenken können, als nöthig sind die Platten zuzudecken, und das Gold hätte mir nicht soviel Vergnügen gemacht als diese Werke: denn ich hätte es doch ausgeben müssen und es wäre mir dabey vielleicht nicht so wohl geworden, als bey Betrachtung des unschätzbaren Nachlasses.

Die wunderlichen beygefügten Hefte machen die Brust freylich nicht so frey. Wenn ich mich über Rottmanns Controvers[3] befragte, so fand ich bey mir, daß ich doch auch geneigter bin, von den sogenannten dunklen Jahrhunderten besser zu denken als du. In meines Vaters Hause, sage ich mir, sind viel Appartementer, und der dunkle Keller unten gehört so gut zum Pallast als der Altan auf dem Dache. Da ich jetzt meine Collectaneen zur Geschichte der Farbenlehre einigermaßen redigire und ordne; so muß ich in die Geschichte der Kunst, der Wissenschaft, der Welt überhaupt eingehen. Und da kommt mir denn doch vor, daß immer noch in denen Zeiten, die uns stumm und dumm scheinen, ein lauter Chorgesang der Menschheit erscholl, dem die Götter gern zuhören durften. Und für mich ist es immer ein herrlicher Anblick in das dunkle tiefe energische Wirken hineinzuschauen. Wie schön nehmen sich alsdann die einzelnen Völker und Geschlechter aus, die das heilige Flämmchen des Bewußtseyns bewahren und fortpflanzen! wie vortrefflich diejenigen Menschen, in denen die Flamme

[1] Die in der Jenaischen Literaturzeitung übliche Chiffre (Weimarer Kunstfreunde).

[2] Joh. Chr. Freiherr v. Aretin (1773—1824), Oberbibliothekar in München.

[3] Das Tagebuch verzeichnet am 1. März „Die Äsische Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, 1. Heft; ingl. Rottmann gegen Jacobi".

wieder einmal aufschlägt. So habe ich eine unbedingte Verehrung für Roger Baco[1] gefaßt; dagegen mir sein Namensvetter, der Canzler,[2] wie ein Hercules vorkommt, der einen Stall von dialectischem Miste reinigt, um ihn mit Erfahrungsmist füllen zu lassen.

Nichts ist natürlicher, als daß mir bey diesem mythologischen Namen der neue Hercules Friedrich[3] einfällt, der statt mit einer Keule mit einem Schlegel einherschreitet. Es ist mir sehr angenehm zu sehen, daß ihn auch einmal das Loos trifft, in die Reihe der Cäsaren und Alleinherrscher aufgenommen zu werden, und bin nur neugierig, wem er im nächsten Quartal wird weichen müssen. Da mich die Geschichte in dieser Serie doch auch aufführen muß, so komm ich mir vor wie Diocletian in Spalatro, und sehe höchst geruhig zu, wie sich meine Nachfolger vertreiben und erwürgen.

Übrigens bin ich nur zu sehr geehrt von dem was die Herren von mir sagen. Ein solches Lob hatte ich wohl zu verdienen gewünscht aber nicht gehofft, und es soll mir nunmehr höchst angenehm seyn, als letzter Heide zu leben und zu sterben.

In wiefern ich von Schellings Rede, ihrer Anlage und Form nach, differire, weiß ich selbst nicht recht. Der Inhalt ist im Ganzen mit dem übereinstimmend, was die W. K. F., welche freylich keine Elohims sind, für wahr halten und auch oft genug ausgesprochen haben: wahr im productiven Sinne, nemlich, daß auf diesem Wege etwas entspringen und das Entsprungene einigermaßen begriffen werden kann.

Werner ist nun fast drey Monate bey uns. Wir haben alles gethan, um seine Wanda geltend zu machen.

---

[1] Roger Bacon (Baco), der gelehrte englische Mönch (»Doctor mirabilis«) 1214–1292.

[2] Francis Bacon, Baron von Verulam (1561–1626).

[3] Schlegel.

Es ist ein vorzügliches Talent. Daß er dem modernen Christenwesen anhängt, ist seinem Geburtsorte, seinem Bildungskreise und seiner Zeit gemäß. Daß die deutsche Dichtkunst diese Richtung nahm, war unaufhaltsam; und wenn etwas daran zu tadeln ist, so tragen die Philosophen auch ein Theil der Schuld. Die gemeinen Stoffe, die das Talent gewöhnlich ergreift, um sie zu behandeln, waren erschöpft, und verächtlich gemacht. Schiller hatte sich noch an das Edle gehalten; um ihn zu überbieten mußte man nach dem Heiligen greifen, das in der ideellen Philosophie gleich bey der Hand lag.

Bey den Alten, in ihrer besten Zeit, entsprang das Heilige aus dem sinnlich faßlichen Schönen. Zeus wurde erst durch das olympische Bild vollendet. Das Moderne ruht auf dem sittlich Schönen, dem, wenn man will, das sinnliche entgegensteht; und ich verarge dir's gar nicht wenn du das verkoppeln und verkuppeln des Heiligen mit dem Schönen oder vielmehr Angenehmen und Reizenden nicht vertragen magst: denn es entsteht daraus, wie uns selbst die Wernerschen Sachen den Beweis geben, eine lüsterne Redouten- und Halb Bordellwirthschaft, die nach und nach noch schlimmer werden wird.

Eben so folgerecht als das Vorhergehende ist auch die Sucht, daß ein Mann von Talent nicht allein sein Werk bewundert, sondern auch seine Person geliebt, verehrt haben will, und sich deshalb zu einer Art von Lehrer und Propheten aufwirft. Doch kann ich ihnen auch das keineswegs verargen. Der Schauspieler, Musicus, Maler, Dichter, ja der Gelehrte selbst erscheinen mit ihrem wunderlichen, halbideellen halbsinnlichen Wesen jener ganzen Masse der aus dem Reellen entsprungenen und an das Reelle gebundenen Weltmenschen wie eine Art von Narren, wo nicht gar wie Halbverbrecher, wie Menschen die an einer levis notae macula

laboriren. Sollen denn also unter dieser desavantagirten Caste nicht auch gescheute Leute entstehen, die begreifen, daß gar kein Weg ist, um aus dieser Verlegenheit zu kommen, als sich zum Braminen, wo nicht gar zum Brama aufzuwerfen?

So ist die Weihe der Kraft[1] eine der tollsten Performances die man je gesehen. Kann man aber Ifflanden verdenken, daß er, der soviele Schelmen und Narren spielen, und sich bey dem Publicum, das ewig nur den Stoff sieht, herabsetzen mußte, nun auch endlich in Versuchung geräth, als protestantischer Heiliger aufzutreten, und seine Fastnachtsbretter zum respectabeln Reichs[2] einzuweihen, eine feste Burg ist unser Gott herunter zu intoniren und am [3] an deutsche Kraft zu appelliren, die den 14. October zum Teufel ging, weil in den Deutschen kein Sinn vorhanden war.

Eben so macht mir Werner Spaß, wenn ich sehe, wie er die Weiblein mit leidlich ausgedachten und artig aufgestutzten Theorieen von Liebe, Vereinigung zweyer prädestinirten Hälften, Meisterschaft, Jüngerschaft, veraistralisirten Mignons zu berücken weiß; die Männer mit ineinander geschachtelten Mönchs- und Rittergraben, mit nächtlichen Kirchen und Capellen, Särgen, Fallthüren, teuflischen Baffometesköpfen, Geheimnisse mehr versprechenden als verbergenden Vorhängen, so künstlich als listig anzuregen, ihre Neugierde zu zu hetzen, ihr eignes dunkles Geheimnißreiches noch mehr zu trüben und zu verwirren, und sie dadurch sämmtlich für sich zu interessiren versteht. Dem ich denn allem bestens Vorschub thue, um einen so vorzüglichen Mann zu fördern und die Menschen dabey glücklich zu machen. Was haben sie sich nicht von mir abgewendet und mich gescholten, als ich ihnen die platten Resultate, worauf das Cophtische Wesen zuletzt doch führen muß, in einer lustigen Comödie vor Augen

[1] Von Zacharias Werner.
[2] und [3] Auslassungen im Text.

ſtellte. Wie hätten ſie mich dagegen nicht angefreundet und geliebt, wenn ich mir hätte die Mühe geben wollen, ein Schelm oder Halbſchelm zu ſeyn und ſie zum beſten zu haben.

Vielleicht bring ich noch etwas von Wernern auf die Bühne, und hoffe überhaupt daß ſein Aufenthalt bey uns ihm dazu dienen werde, daß er ſein ſehr ſchönes Talent mehr, es ſey nun zu epiſchen oder dramatiſchen Zwecken, concentrire. Seine Tendenz möchte ich, wenn ich auch könnte, nicht ändern. Er iſt ein Sohn der Zeit und muß mit ihr leben und untergehn; und was von ihm übrig bleibt, iſt allenfalls auch nicht ſchlecht.

Zum Schluſſe ſage ich nur noch ſoviel. Wenn ich dir Jemanden empfehle, es ſey von deinen Umgebungen, oder einen Ankömmling oder einen Reiſenden; ſo verſteht es ſich immer, daß hiebey nichts dringendes gemeint iſt und du alles nach deinem Können und Wollen einrichten magſt.

Aus einer Stelle deines Briefes kann ich mir nunmehr erklären, warum ich von dir als Präſidenten ſo viel, und von deiner Academie, als Inſtitut, ſo wenig Gutes vernehme. Da du aber einmal der λόγος derſelben biſt, ſo wirſt du ja auch die σὰρξ nach deinem Ebenbilde organiſiren.

Hiemit lebe wohl, habe Dank für das Überſendete und für den Brief durch den du mich zu einer weitläufigen Antwort ermuntert haſt. Nach Carlsbad geh' ich im Frühjahre. Was der Sommer und Herbſt über mich verfügen, will ich erwarten. Ich denke oft genug an euch, ſo daß der Wunſch nothwendig rege werden muß, euch einmal wieder zu ſehen. Mein Auguſt geht auf Oſtern nach Heidelberg. Wenn ich zwölf Söhne hätte, ſo ſchickte ich jeden an einen andern Ort, um an meinem eignen Fleiſch und Bein zu erfahren, wie es überall ausſieht.

Viele Grüße und ein herzliches Lebewohl.

W. d. 7. März 1808. Goethe.

1191.

An Bettina Brentano.

Die Documente philanthropiſcher Chriſten- und Judenſchaft ſind glücklich angekommen, und Ihnen ſoll dafür, liebe kleine Freundinn, der beſte Dank werden. Es iſt recht wunderlich, daß man eben zur Zeit, da ſo viele Menſchen todtgeſchlagen werden, die übrigen aufs beſte und zierlichſte auszuputzen ſucht. Fahren Sie fort mir von dieſen heilſamen Anſtalten, als Beſchützerinn derſelben, von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben. Dem Braunſchweigiſchen Juden Heiland[1] ziemt es wohl ſein Volk anzuſehen, wie es ſeyn und werden ſollte; dem Fürſten Primas[2] iſt aber auch nicht zu verdenken, daß er dieß Geſchlecht behandelt wie es iſt, und wie es noch eine Weile bleiben wird. Machen Sie mir doch eine Schilderung von Herrn Molitor.[3] Wenn der Mann ſo vernünftig wirkt, als er ſchreibt, ſo muß er viel Gutes erſchaffen.

Ihrem eigenen philanthropiſchen Erziehungsweſen aber wird Überbringer dieſes, der ſchwarzaugige und braunlockige

---

[1] Israel Jacobſon (1768—1828), Begründer der Jacobſonſchule in Seeſen. Nach der Einverleibung Braunſchweigs in das Königreich Weſtfalen ging der Braunſchweigiſche Judenheiland nach Kaſſel, wo er Präſident eines jüdiſchen Konſiſtoriums wurde.

[2] Dalberg, damals Großherzog von Frankfurt.

[3] Der Vorſteher des Frankfurter Philanthropins zur Hebung der Judenſchaft, Joſ. Franz Molitor (geb. 1779). Bettina ſchreibt über ihn an Goethe: „Molitor war geſtern bei mir; ich las ihm die Worte über ihn aus Deinem Briefe vor, ſie haben ihn ſehr ergötzt; dieſer Edle iſt der Meinung, daß, da er einen Leib für die Juden zu opfern habe, und einen Geiſt ihnen zu widmen, beide auch recht nützlich anzuwenden; es geht ihm übrigens nicht ſehr wohl, außer in ſeinem Vertrauen auf Gott, bei welchem er jedoch feſt glaubt, daß die Welt nur durch Schwarzkunſt wieder ins Gleichgewicht zu bringen iſt. Er hat groß Vertrauen auf mich und glaubt, daß ich mit der Divinationskraft begabt bin brav iſt er und will ernſtlich das Gute; bekümmert ſich deswegen nichts um die Welt und um ſein eigen Fortkommen; iſt mit einem Stuhl, einem Bett und mit fünf Büchern die er im Vermögen hat, ſehr wohl zufrieden.“

Jüngling[1] empfohlen. Laſſen Sie ſeine väterliche Stadt auch ihm zur Vaterſtadt werden, ſo daß er glaube ſich mitten unter den Seinen zu befinden. Stellen Sie ihn Ihren lieben Geſchwiſtern und Verwandten vor und gedenken Sie mein, wenn Sie ihn freundlich aufnehmen. Ihre Berg-Burg-Kletter- und Schaurelationen verſetzen mich in eine ſchöne heitre Gegend und ich ſtehe nicht davor daß Sie nicht gelegentlich davon eine phantaſtiſche Abſpieglung in einer fata morgagna zu ſehn kriegen.

Da nun von Auguſt Abſchied genommen iſt, ſo richte ich mich ein von Haus und der hieſigen Gegend gleichfalls Abſchied zu nehmen und bald möglichſt nach den Carlsbader Gebirgen zu wandeln.

Heute um die 11. Stunde wird confirma hoc Deus geſungen, welches ſchon ſehr gut geht und großen Beyfall erhält.

Weimar den 3. April 1808. G.

1192.

An Bettina Brentano.

Weimar den 20. April 1808.

Auch geſtern[2] wieder, liebe Freundinn, hat ſich aus Ihrem Füllhorn eine reichliche Gabe zu uns ergoſſen, gerade zur rechten Zeit und Stunde: denn die Frauenzimmer waren in großer Überlegung, was zu einem angeſagten Feſt angezogen werden ſollte. Nichts wollte recht

[1] Auguſt v. Goethe.

[2] Im Tagebuch vom 19. April verzeichnet Goethe: „Kam ein Kleid von Bettina Brentano an mit verſchiedenen Flugſchriften. Gegenſchrift gegen Jacobſon.“

paſſen; als eben das ſchöne Kleid[1] ankam, das denn ſogleich nicht geſchont wurde. Nehmen Sie recht vielen Dank von uns dafür. Da unter allen Seligkeiten, deren ſich meine Frau vielleicht rühmen möchte, die Schreibſeligkeit die allergeringſte iſt; ſo verzeihen Sie, wenn ſie nicht ſelbſt die Freude ausdrückt, die Sie ihr gemacht haben. Wie mager es bey uns ausſieht fällt mir erſt recht auf, wenn ich umherblicke und Ihnen doch auch einmal etwas freundliches zuſchicken möchte. Darüber will ich mir nun alſo weiter kein Gewiſſen machen, und auch für die gedruckten Hefte danken.

Es war mir ſehr angenehm zu ſehen, daß man den Finanzgeheimräthlichen, Jacobiniſchen Iſraels Sohn[2] ſo tüchtig nach Hauſe geleuchtet hat. Können Sie mir den Verfaſſer der kleinen Schrift wohl nennen. Es ſind treffliche einzelne Stellen drinn, die in einem Plaidoyé von Beaumarchais wohl hätten Platz finden können. Leider iſt das ganze nicht raſch, kühn und luſtig genug geſchrieben, wie es hätte ſeyn müſſen, um jenen Humanitätsſalbader vor der ganzen Welt ein für allemal lächerlich zu machen. Nun bitte ich aber noch um die Judenſtädtigkeit ſelbſt, damit ich ja nicht zu bitten und zu verlangen aufhöre.

Was Sie mir von Molitor zu ſagen gedenken, wird mir ſehr angenehm ſeyn. Auch durch das letzte was Sie von ihm ſchicken wird er mir merkwürdig, beſonders durch das was er von der Peſtalozziſchen Methode ſagt. Leben Sie recht wohl! Haben Sie tauſend Dank für die gute Aufnahme des Sohns und bleiben den Eltern günſtig. G.

[1] Bettina hatte am 7. April an Chriſtiane geſchrieben: „Erinnern Sie ſich noch des Abends, den wir bei Frau von Schopenhauer zubrachten, und man eine Wettung machte, ich könne keine Nähnadel führen? — Ein Beweis, daß ich damals nicht gelogen habe, iſt beikommendes Röckelein; ich hab' es ſo ſchön gemacht, daß mein Talent für weibliche Handarbeit ohne Ungerechtigkeit doch nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann."

[2] Israel Jacobſon.

1193.

An Johanna Frommann.

Die Bedencklichkeit vertraute Briefe, beſonders Gegenwärtiger, mitzutheilen, überwinde ich um Ihnen unſern Werner wieder einmal recht zu vergegenwärtigen. Dichtern ſieht man ja überhaupt wohl nach, wenn ſie das Vorrecht ſagen zu können was ſie fühlen, gegen den Freund, gegen die Geliebte vielleicht übermäſſig ausüben. Dunckle Stellen werden mündlich erläutert. Auch ſeine Sammlung Sonnette hab ich vollſtändig bey mir. Wir ſollten ihm zu Lieb und Ehre einmal alle hintereinander hören und beherzigen. Da mir dieſer wunderlich bedeutende Mann in Ihrem Kreiſe zuerſt lieb und angehörig ward, ſo mag ich in ſeinem Namen gern jene ſchönen Tage zurückrufen. Gelegenheit hierzu wird ſich um ſo eher finden als Minchens[1] häuslicher Genius die Oberhand zu behaupten ſcheint und die neuen Bekanntſchaften im Freyen wohl noch einige Zeit ausgeſetzt bleiben dürften, wir wollen uns indeſſen der alten ſchon erworbenen freuen. Bringen mir die Boten irgend etwas Bedeutendes, ſo komme ich, wenn auch noch ſpät.

27. April 1808. G.

1194.

An Chriſtiane v. Goethe.

Hierbey kommt wieder eine Schachtel Pflanzen, wenn du noch mehr willſt darfſt du es nur ſchreiben, meine Liebe; der Sellery kommt ſpäter. Leider begünſtigt mich das Wetter

[1] Minchen Herzlieb (Bd. V, S. 806).

nicht. Wir ſitzen meiſt zu Hauſe, und gehen Abends bey den Freunden herum, wo meiſt etwas vorgeleſen wird. An meiner Pandora[1] habe ich etwas gearbeitet und will ſehen ob's möglich iſt eh ich weggehe den Wienern eine Sendung auszufertigen, woran mir in mehr als Einem Sinne viel gelegen iſt. Werner hat geſchrieben und grüßt vielmal, der Brief iſt ein völliger Abdruck ſeines wunderlichen Weſens.

Sogern ich einen Hecht geſchickt hätte habe ich doch nicht dazu gelangen können. Es iſt noch zu kalt, darum ſteigt keiner, auch iſt das Waſſer ſehr gros und die Flöße geht ſtarck, alles Hinderniſſe der Fiſcherey. Doch hat man mir ſobald nur möglich einen zugeſagt.

Ich will noch einige Tage zuſehen wie es mit meiner Arbeit geht. Auf alle Fälle nehme ich hier einen Wagen und komme ohne weitre Anmeldung. Meyers Nähe macht mir viel Vergnügen, er iſt gar ſo tüchtig, einſichtsvoll und brav.

Auguſten[2] will ich von hieraus ſchreiben. Ich habe Zeit genug dazu. Ich wünſche daß er bald einige Freunde finde an die er ſich anſchließt, in Franckfurt war er mitten im Getümmel einſam.

Lebe wohl mein gutes Herz! Ich freue mich auf deinen wohlbepflanzten Garten. Wegen der Fuhre nach Carlsbad hab ich Abrede genommen.

J. d. 29. Apr. 1808. G.

1195.

An Zacharias Werner.

Ihren erfreulichen Brief, mein lieber Werner, erhielt ich in demſelben Revier, wo ich zuerſt Ihre Bekanntſchaft

[1] „Pandoras Wiederkunft", ein Feſtſpiel von Goethe, erſchien 1808 in der Wiener Zeitſchrift „Prometheus".

[2] Der die Univerſität Heidelberg bezogen hatte.

machte,[1] die mir nachher so lieb und werth geworden ist. Gleich ward an der Stelle, wo Sie das Kreuz gepflanzt hatten, ein Liebesmahl gehalten, die sämmtlichen Gedichte der Reihe nach vorgelesen und des wunderlichen Gesellen in allem Guten gedacht. Tausend Gegengrüße von Jena und nun auch von Weimar, wo ich mich wieder befinde, um bald nach Carlsbad abzugehen.

Die Abschrift des Attila ist heute nach Berlin abgegangen. Die Sonette sollen nach Wien[2] und vielleicht auch Ihre Autors Confession,[3] wenn ich sie vorher noch einmal in meiner Stille überlegt habe. Mich beleidigt die Art von Selbstlob nicht, welche diese Blätter enthalten, und freylich ist es auch kein Unglück, wenn man das Publicum beleidigt: denn vom Schmeicheln hat man auch keine Frucht.

Können Sie mir Ihre Schriften, ältere und neue, noch zuschicken, daß sie vor dem 10. May hier anlangen; so will ich sie mitnehmen und zwar nicht Ihr Evangelium aber doch Sie unterwegs predigen. Nach Carlsbad schicken Sie mir kein Paket, wohl aber einen Brief und sagen mir wie es Ihnen in Berlin ergangen.

Ihr Lied[4] wird auch nach der neuen Auflage mit guten Gesinnungen gesungen; doch verändern die schönen Kinder den letzten Vers folgendermaßen:

Er wußte zu lieben, wir wissen es auch;
Und wär' er nur treu der verwegene Gauch,
So blieb' ihm wohl eine getreu.

Weimar den 2. May 1808. G.

---

[1] In Jena, Dezember 1807.

[2] An die Zeitschrift „Prometheus", wo im 5. und 6. Heft Werners „Sonette eines Reisenden" erschienen, ebenso wie

[3] des „Autors Confession", Werners anonymer Aufsatz „Ueber die Tendenz der Wernerschen Schriften".

[4] Des „Liebesgesellen Abschiedslied an die schönen Jenenserinnen im Dezember 1807"; der von den „schönen Kindern" variierte Vers lautet ursprünglich:

Er war uns so lieb doch, der närrische Gauch,
Er wußte zu lieben, wir wissen's wohl auch,
Drum blieben dem Treu'n wir getreu.

Laſſen Sie nur Niemanden merken, daß jener Aufſatz eine Confeſſion von Ihnen iſt. Wir wollen es verheimlichen, und als Aufſatz eines Dritten ſind dieſe Blätter höchſt bedeutend und ein ſeltſamer Biſſen fürs Publicum.

1196.

An Zelter.

Den 12. May gehe ich von hier weg. Ich kann alſo auf den gegenwärtigen Brief hier keine Antwort mehr von Ihnen erwarten. Schicken Sie aber doch die Eberweiniſchen Geſänge, den Bogen von Fauſt, unter meiner Adreſſe hierher. Mein Haus Büreau beſorgt das weitere. Einen Brief bitte ich mir nach Carlsbad zu ſenden, wo ich etwa den 15. anlange. Bey den drey Mohren iſt mein Quartier.

Kommen auch die acht Bände meiner Werke nach meiner Abreiſe an, ſo iſt doch beſtellt, daß Sie ſolche gleich erhalten. Die wenige Ausſicht, die Sie zu einem ruhigern Zuſtande haben, macht mich oft nachdenklich, ja confus. Man ſieht wohl daß man nach und nach ſeine ganze Vorſtellung verändern, die Hoffnung auf die Rückkehr des Alten völlig aufgeben, und ſich für die übrige Zeit ſeines Lebens wo nicht erneuen, doch umwenden müßte. Schreiben Sie mir hübſch einen langen Brief, ſo ſollen Sie auch von Carlsbad aus manches von mir hören.

Weimar den 3. May 1808. Goethe.

1197.*

An C. v. Knebel.

(3. oder 4. Mai.)

Herzlichen Dank, mein lieber Freund, für deinen Gruß und für die gute Neigung, die du fortdauernd zu mir hegen

magſt. Ich will fleißig ſeyn um euch von Zeit zu Zeit eine geiſtige Freude zu machen, da es mit den leiblichen jetzt nicht weit her iſt. Du erhältſt hierbey den Prometheus,[1] theile ihn den Freunden mit, doch ſorge, daß ich ihn gewiß heut über acht Tage wiederkriege: denn ich möchte ihn doch mit nach Carlsbad nehmen . . .

Durch die Tagesblätter curſiren ſchon Stellen von Fauſt. Hier haſt du einen Bogen, den du behalten kannſt. Ich freue mich, daß dieſes Stückwerk bald nicht mehr ſo ganz zerſtückt vor dir erſcheinen wird.

Ich will ſorgen, daß du das dritte Stück Prometheus auch nach meiner Abreiſe erhältſt. Sende es nur gleich an Vulpius den Überſender zurück. Auch in dieſem nimm die näher ſchreitende Pandora freundlich auf. Es iſt ein herzliebes Kind, das ich gut auszuſtatten gedenke.

Mit den Dresdnern habe ich gleich gebrochen. Denn ob ich gleich Adam Müller ſehr ſchätze und von Kleiſt kein gemeines Talent iſt, ſo merkte ich doch nur allzu geſchwind, daß ihr Phöbus in eine Art von Phébus übergehen würde; und es iſt ein probates Sprichwort, das man nur nicht oft genug vor Augen hat: der erſte Undank iſt beſſer als der letzte . . .

Lebe recht wohl. Wir wollen ſuchen noch einige Zeit superstites[2] zu bleiben. Grüße die Deinigen von mir und meinem Hauſe zum ſchönſten. G.

1198.

An Frau v. Staël.

Wenn diesmal durch mancherley Zuſammentreffendes mein Abſchied von Hauſe mir empfindlicher ward als gewöhnlich;

[1] Die Wiener Zeitſchrift.
[2] Ueberlebende (am Leben).

so hatte der Gedancke, daß ich Sie, verehrte Freundinn, auf Ihrer Durchreise nicht sehen sollte, keinen geringen Antheil an diesen Gefühlen.

Darein jedoch, wie in so manches, mußt ich mich ergeben und nun leb ich seit zehen Tagen in dem anmuthigsten Frühling, der hier durch Gegensätze noch schöner wird. Die Blüten, das junge Grün der Bäume, der Berg-Matten, zwischen finstern Felsen, dunckten Fichtenwäldern, um graue Holzgebäude, scheinen noch einmal so schön; wovon Sie auf Ihrem Wege gewiß manches Beyspiel gefunden haben. Und nun eben da ich mich wieder glücklich fühle, erneuen Sie jenen Kampf, indem Sie mich auf eine so freundliche Weise nach Dresden einladen.

Daß ich aufrichtig rede! Wenn Sie mich zu irgend einem einsamen Bergschloß beschieden hätten, wo ich hoffen könnte, Sie, von wenigen Vertrauten umgeben, in ruhiger Sammlung zu finden, und einige Tage mit Ihnen zu verleben; nichts sollte mich abhalten Sie aufzusuchen und jene glücklichen Stunden zu erneuern, die uns an Ihrer Seite früher geworden sind. Dencke ich mir aber die bedeutende Stadt, geziert mit köstlichen Kunstwercken, umgeben von einer herrlichen Natur, und Sie mitten in einer zudringenden Gesellschaft; so sehe ich schon zum Voraus den Zweck meiner Reise vereitelt, ich fühle die Hinderniße mich mittheilen zu können, die Anläße zu Verstimmungen und ich scheide verdrießlich.

Laßen Sie mich also, beste Freundinn, in meiner Einsamkeit verharren, wo ich Ihrem Andencken so manche Stunde wiedme, wo ich eifrig wünsche, daß Sie in Dresden fröhlich, auf der ferneren Reise glücklich, und in Weimar auch meiner Eingedenck seyn mögen.

Geben Sie ja bald Ihre Bemerckungen über uns ehrliche Deutsche! Wir verdienen durch den guten Willen einer freundlichen Nachbarinn und Halb-Landsmännin auf-

geregt, ermuntert zu werden und uns in einem ſo lieben Spiegel zu beſchauen. Erlauben Sie mir ſodann, was ich ſo gern ſchon nach geleſner Corinna gethan hätte, meine lebhafte Theilnahme an Ihnen ſelbſt und Ihren Arbeiten, meine Verehrung, meine Bewunderung auch einmal ſchriftlich und umſtändlich vorzulegen.

Ihrem Begleiter[1] und Ihrer Umgebung die beſten Grüſſe.

Carlsbad ce 26. May 1808. Goethe.

1199.

An Chriſtiane v. Goethe.

Dein lieber frühzeitiger Brief hat mich ſehr gefreut, es war der erſte den ich hier erhielt. Nun wird auch was ich durch den Kutſcher ſendete wohl angekommen ſeyn. Dem Eger Waſſer wünſche gute Wirckung.

Der Frühling iſt auch hier auſerordentlich ſchön, alles blüht und grünt neu auf zwiſchen den alten Felſen und Fichtenwäldern. Ich kann diesmal der Gegend beſſer genießen, ich befinde mich ſehr wohl und beſteige die Berge wie vor alters.

Noch iſt es ſehr einſam hier. Außer den bekannten Carlsbader Einwohnern habe ich faſt mit niemand geſprochen; dagegen bin ich viele Stunden des Tags unter freyem Himmel theils mit Riemer theils allein und laſſe mir wohl ſeyn.

Da hab ich denn Zeit allerley zu überdencken, und da fehlt es nicht, daß ich mich deiner und aller Liebe und Treue erinnre die du an mir thuſt und mir das Leben ſo bequem machſt daß ich nach meiner Weiſe leben kann; dafür ich denn auch im Stillen immerfort für dich und den guten

[1] Benjamin Conſtant.

Auguſt ſorge, der uns noch viel Freude machen wird. Was du von Heidelberg gehört haſt, mag für den Anfang recht gut ſeyn; wenn er nur nicht des Guten zu viel thut und zunächſt müde wird. Doch das wird ſich alles geben und eins aus dem andern entwickeln.

Unſre kleine Wirthſchaft geht ſehr artig und ordentlich. Freylich muß man im Gleiſe bleiben, ſich von willkührlichen Ausgaben enthalten und beſonders der Kauf- und Schenckluſt widerſtehen. Auf alle Fälle komme ich leidlicher weg als vor einem Jahre.

Mit den Theaterfreunden mache du's nur immer auf alte Weiſe, Anfangs nicht zu viel gethan damit man nicht zurück zu gehen braucht. Haſt du denn Herrn Meuſel und andern denen wir eine Artigkeit ſchuldig ſind etwas erzeigt? Verſäume es nicht.

Noch hab ich keine weitern Briefe. Lebe recht wohl. Das Wetter iſt ſehr ſchön und mir geht es auch ſehr gut. Wenn ſich meine Gedancken manchmal an die Gränze von Polen[1] verlieren; ſo kehren ſie bald wieder über Weimar nach Heidelberg zurück und ſo beſuch ich meine lieben Kinder eins nach dem andern. Lebe recht wohl. Liebe mich und laß uns immer zuſammen verharren.

Carls Bad d. 29. May 1808. G.

1200.*

An Auguſt v. Goethe.

Carlsbad den 3. Juni 1808.

Deinen Brief vom 23. May überreichte mir der Poſt Secretär heute früh als ich nach dem Brunnen ging. Er

[1] Es iſt wohl die Lektüre der Spittlerſchen Staatengeſchichte gemeint, von der das Tagebuch jetzt täglich meldet. Am 31. Mai heißt es: „Polen durchgeleſen“.

war mir um ſo angenehmer, als ich wirklich ſeit einigen Tagen briefdurſtig bin: denn außer einem laconiſchen Blatt von der Mutter und einem Leipziger Brief von Cotta habe ich die ganze Zeit meines Hierſeyns von Freunden nichts weiter vernommen. Seit dem 15. vorigen Monats ſind wir hier. Ich befinde mich ſehr wohl, beſſer als ſeit langer Zeit, und beſteige die Berge wie ehedem. Der größte Theil der Wege und Promenaden iſt ſchon durchgemacht, ſogar habe ich den drey Kreuzberg erſtiegen.

Du kannſt dir denken daß der Frühling in Carlsbad beſondre Reize haben muß, vorzüglich der dießjährige bey ſo gar ſchönem Wetter. Die blühenden Bäume und das junge Gelbgrün zwiſchen und vor den alten grauen Felſen, den finſtern Fichtenwäldern, machten ſich ſehr gut, Nun aber iſt alles abgeblüht und alles macht ſchon eine ernſthaftere Sommermiene ...

Mehrere Gäſte kommen nach und nach an. Schon ſtehn 73 Partien in der Liſte. Die Geſellſchaft verſpricht ſehr zahlreich zu werden; auch ſind ſchon einige Reitpferde hier die dir Luſt machen würden.

Der Sprudel jedoch nimmt ſich gegen die herbeyeilenden Gäſte nicht zum höflichſten und macht im Gegentheil denen zu dieſem Amte beſtellten Bauherrn viele Händel; nicht allein daß er an der Stelle, wo du den Ausbruch vorm Jahre ſahſt, aus dem Fluſſe ſelbſt noch ſtark hervorquillt, ſo hat er ſich auch unter der Sprudelbrücke nach dem Gäßchen zu das auf den Markt führt, unter den freylich durch die Länge der Zeit verfaulten Brettern und Balken, gewaltſam hervorgewühlt und man iſt mit Sandſäcken, Moos, Balken, Keilen, Steinen, Klammern und ſonſt beſchäftigt ihn wieder zum ſchweigen zu bringen. An ſeiner eigenen Stelle ſprudelt er gegenwärtig nicht hoch; doch giebt er immer noch Waſſer genug.

Wir leben nach unſerer alten Weiſe ſtill und fleißig, in allem etwas mäßiger als vorm Jahre, beſonders auch

was den Wein betrifft; wobey mir denn lieb ist, aus deinem Briefe zu sehen, daß du dich auch vor diesem so sehr zur Gewohnheit gewordenen Getränk in Acht nimmst, das mehr als man glaubt einem besonnenen heitern und thätigen Leben entgegen wirkt.

Eben so lobe ich, daß du nur wenige Stunden besuchst. Es kommt beym Studiren alles darauf an, daß man über das, was man sich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald einem das Überlieferte über den Kopf wächst; so wird man entweder dumpf oder verdrießlich, und kommt gar zu leicht in Versuchung alles abzuschütteln.

Daß auch deine Studien einen historischen Gang nehmen ist mir sehr angenehm. Zu erfahren wie die Zustände nach und nach auf eine irdisch menschliche Weise herangekommen, was verloren gegangen, was geblieben, was fortwirkt ist so belehrend als erfreulich, und die Jugend, die das Glück hat, das Vergangene auf diese Weise zu ergreifen, anticipirt das Alter und bereitet sich ein heiteres Leben. Das Allgemeine giebt sich auf diesem Wege von selbst: denn in dem irdischen Kreise ist denn doch alles wiederkehrend.

Daß du deiner eignen Natur nach auf diesem Wege bleiben wirst ist mir sehr erfreulich, da ich nicht zu befürchten habe, daß du dich auf die philosophischen und religiosen Fratzen einlassen möchtest, welche jetzt in Deutschland sogar manchen guten Kopf verwirren und doch zuletzt auf nichts als auf einen abstrusen Selbstdünkel hinausführen. Lebe besonnen und vergnügt auf dem Segmente der Erdkugel wo dich dein gutes Geschick hinführt. An Spiralen und noch wunderlichern Linien ist ohnehin kein Mangel.

Empfiehl mich Herrn Hofrath Thibaut[1] vielmals und danke ihm auf das beste in meinem Namen. Es gehört

[1] Der berühmte Rechtslehrer A. J. F. Thibaut (1772—1840), seit 1805 an der Universität Heidelberg.

auch mit unter die Wirkungen deines Glücksterns, daß du durch einen so gründlichen und angenehmen Lehrer in das academische Wesen eingeleitet wirst.

Hast du ihn noch nicht hören auf dem Pianoforte spielen, so siehe, daß du dazu gelangst. Du wirst ihn auch auf diesem Instrumente bewunderns- und liebenswürdig finden.

Frage doch nach ob etwa künftigen Winter über Spittlers Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten gelesen wird. Es ist dieses Werk neu abgedruckt und von unserm Sartorius gar trefflich bis auf die neusten Zeiten fortgesetzt worden. Ein solches Collegium würde dich in die neuere Weltgeschichte einführen, dir einen Begriff der verschiedenen Regierungsformen geben und die frühern wunderlichen und jetzt höchst seltsamen Verhältnisse der europäischen Staaten zu einander deutlich machen, und würde dir im Verfolg der alten Staatengeschichte recht nützlich seyn.

Auch ohne mein Ermahnen wirst du fortfahren in der Gegend Entdeckungswanderungen zu machen. Die guten academischen Jahre auch in einer herrlichen Gegend und merkwürdiger Nachbarschaft zuzubringen, ist ein Glück das ich nicht genossen habe, da ich drey Jahre in dem steinernen, auf der Fläche wo nicht im Sumpf doch am Sumpfe liegenden Leipzig zubrachte. Wenn die Früchte nun hinter einander reif werden; so wirst du auch dieser Segensfülle mit Dank genießen . . .

Außer mancherley Arbeiten, die wir schon vollbracht und angefangen, haben wir Cicero's Briefe, übersetzt von Wieland, Spittlers Geschichte der europäischen Staaten und Friedrich Schlegel über Sprache und Weisheit der Indier gelesen.

Frau von Stael hat mich nach Dresden eingeladen, wo sie sich in diesen Tagen aufhält; ich konnte aber aus mehrern Ursachen diesem Ruf nicht folgen. Nun weißt du so viel von uns als wenn du unmittelbar neben uns lebtest. Laß uns auch bald wieder von dir etwas vernehmen. G.

1201.

An Christiane v. Goethe.

Von allen Seiten her hatte ich Briefe, nur nicht von dir, wonach mich doch so sehr verlangte. Nun kommt auf einmal das Kästchen und das Paket, worin nichts als Gutes und Angenehmes enthalten ist und worüber ich mich so wie über dein Wohlseyn von Herzen freue. Mir geht es sehr gut, sowohl körperlich als geistig, und wird auch manches gearbeitet; doch fängt jetzt schon an die Gesellschaft größer zu werden und da giebt es viel Zerstreuung. Die Ankunft von der Ziegesarschen Familie[1] war mir sehr erfreulich. Ich sehe sie viel und gehe mit ihnen spazieren. Nun wird es von Tag zu Tag lebhafter; das Wetter ist aber seit einiger Zeit nicht so gut wie anfangs.

Ich lege ein paar Briefe bey, die dir viel Freude machen werden, von August und der Mutter. Wie es mit deinem Loos steht, wirst du schon wissen, oder auch aus der Mutter Brief ersehen. Nimm ja gleich wieder ein neues Loos: denn was du nun gewinnst, gehört von Gott und rechtswegen dein. Eberweinen gieb seine Gesänge zurück. In den einen hat Zelter hineincorrigirt und überhaupt ein recht umständliches Urtheil in einem Briefe über das Ganze gefällt, wovon ein Auszug nachfolgen soll. Auch sage ich heute nichts weiter. Und nun erwarte in Weimar keinen Brief weiter von mir. In Lauchstädt aber sollst du einen wo nicht finden doch bald erhalten. Ich wünsche dir recht viel Vergnügen und guten Fortgang in deinen kleinen geselligen Freuden, die uns künftigen Winter auch wieder Frucht tragen sollen. Grüße alles zum schönsten, und schicke Augustens Brief an Frau von Stein. Lebe recht wohl und schreibe mir von Lauchstädt gleich.

Carlsbad den 12. Juni 1808. G.

[1] Aus Drackendorf bei Jena.

1202.*

An Christiane v. Goethe.

Du hast mich zwar diesmal sehr lange auf einen Brief warten lassen; doch war es mir sehr lieb, und da ich zugleich einen so großen Transport von allerley erwartetem und unerwartetem Guten erhielt; so war es ein rechter Festabend als die Russen ankamen.

Da ich mich diesmal so wohl in CarlsBad befinde und überhaupt, mich hier sehr glücklich fühle; so freut es mich auserordentlich daß du auch etwas ähnliches an Lauchstädt hast. Genieße nur des Guten ungetrübt, indem du deiner Lebensweise treu bleibst und wie es die Gelegenheit giebt immer ein wenig vorwärts rückst so wirst du dich trefflich befinden. Schreibe mir nur bald von Lauchstädt und richte es ein daß ich wenigstens alle vierzehn Tage Brief und Nachricht erhalte. Auch Genast[1] soll mir berichten wie die Sachen stehn und gehn.

Daß ich hier in Gesellschaft der alten Äugelchen ein stilles Leben führe dagegen hast du wohl nichts einzuwenden, auf alle Fälle wirst du dich zu entschädigen wissen, wovon ich mir getreue Nachricht ausbitte. Recht schön wäre es aber wenn wir uns entschlössen auf den Herbst eine kleine Reise zusammen zu machen . . .

Augustens Briefe machen mir viel Freude. Es ist freylich was eignes so allein in der Welt zu stehen und alles baar bezahlen zu müssen, da man zu Hause so vielen Hinterhalt und Ausflüchte hat. Er mag sich noch ein wenig hinhelfen, damit er sieht was das Geld werth ist; dann kann man ihm ja wohl mit etwas auserordentlichen beyspringen.

---

[1] Der Regisseur Anton Genast.

Übrigens werden wir beyde ſelbſt recht wohl thun wenn wir wieder zuſammenkommen daß wir unſre Finanzplane die ſeit dem 14. Octtober noch nicht recht wieder in die Ordnung wollten gemeinſchaftlich bedencken und aufs neue einrichten.

Das Theater betreffend wirſt du in dem bisherigen Gange fortfahren und alles bemercken damit mir nichts fremd ſey wenn wir wieder zuſammen kommen. Grüſe ſie ſämtlich. Die muſikaliſchen Übungen halte ja zuſammen. Es iſt dieſe Unterhaltung mehr werth als man denckt wenn man ſie haben kann.

Nun lebe recht wohl. Ich habe einen ſehr artigen Brief von der Bardua[1] aus Dresden, die ſich dir ſchönſtens empfielt. Zum Schluſſe ſag ich nur noch daß ich dir ein Paar köſtliche Rindszungen gekauft habe und will ſehen ſie nach Leipzig zu bringen, von wo du ſie leicht erhalten wirſt. Ich freue mich auf Nachrichten von dir.

Carlsb. d. 15. Juni 1808. G.

1203.*

An Zelter.

Carlsbad den 22. Juni 1808.

... Das Exemplar meiner letzten acht Bände iſt wohl noch nicht bey Ihnen angekommen. Auch bey ſeinem etwas ſpäteren Erſcheinen werden ſie Ihnen hoffentlich willkommen ſeyn. Die Fragmente eines ganzen Lebens nehmen ſich freylich wunderlich und incohärent genug neben einander aus; deswegen die Recenſenten in einer gar eigenen Verlegenheit ſind, wenn ſie mit gutem oder böſem Willen das Zuſammengedruckte als ein Zuſammengehöriges betrachten wollen.

[1] Malerin (Bd. V, S. 249).

Der freundschaftliche Sinn weiß diese Bruchstücke am besten zu beleben.

Wenn Ihnen das Vossische Sonett zuwider ist, so stimmen wir auch in diesem Puncte völlig überein. Wir haben schon in Deutschland mehrmals den Fall gehabt, daß sehr schöne Talente sich zuletzt in den Pedantismus verloren. Und diesem geht's nun auch so. Für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz entschwunden.

Und was soll es nun gar heißen eine einzelne rhythmische Form, das Sonett z. B., mit Haß und Wuth zu verfolgen, da sie ja nur ein Gefäß ist, in das jeder von Gehalt hineinlegen kann was er vermag. Wie lächerlich ist's, mein Sonett,[1] in dem ich einigermaßen zu Ungunsten der Sonette gesprochen, immer wiederkäuen, aus einer ästhetischen Sache eine Parteysache zu machen und mich auch als Parteygesellen heranzuziehen, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache spaßen und spotten kann, ohne sie deswegen zu verachten und zu verwerfen.

Den beykommenden Gedichten dieser Art wünsche ich bey Ihnen eine desto bessere Aufnahme. Nur bitte ich inständig sie nicht aus Händen zu geben.

Von hier wüßte ich nun weiter nichts zu schreiben, als daß ich mich recht wohl befinde und auch fleißig bin wie es gehen will. Sind Ihnen die beyden ersten Hefte des Wiener Prometheus zur Hand gekommen; so haben Sie ja auch wohl meiner Pandora einen günstigen Blick geschenkt. Im fünften oder sechsten Stück werden Sie dieses hübsche Kind näher kennen lernen. Lesen Sie doch ja Friedrich Schlegel: Über die Sprache und Weisheit der Indier, und bewundern, wie er ein ganz crudes christ-katholisches Glaubens-

[1] Das zuerst im „Morgenblatt" 1807 erschienene Gedicht „Das Sonett" („Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben"), auf das sich Voß bei seinem Angriff gegen die Sonettendichter bezogen hatte.

bekenntniß mit den herrlichſten Anſichten über Welt- Menſchen- und Culturgeſchichte zu verweben gewußt hat. Man kann dieſes Büchlein alſo auch für eine Declaration ſeines Übertritts zur alleinſeligmachenden Kirche anſehen.[1] Alles dieſes hocus-pocus, es mag nun wirken, wie es will, wird ihm aber doch im Ganzen nichts helfen. Die ächte Sinnesart iſt zu weit verbreitet, und kann nicht mehr untergehen, ſie mag ſich auch durch Individualitäten ſoviel modificiren als ſie will. G.

1204.

An C. F. v. Reinhard.[2]

Carlsbad den 22. Juni 1808.

Nachdem wir geſtern den längſten Tag gefeyert haben, ſo will ich auf der andern Seite des Jahres nicht hinabſteigen, ohne Ihnen, verehrter Freund, für zwey Briefe zu danken, deren erſten ich noch in Weimar, den zweyten aber hier erhielt. Jenen hatte Herr Schlegel[3] in Frankfurt auf die Poſt gegeben und begrüßte mich nachher auf ſeiner Durchreiſe in Weimar perſönlich.

Die Recenſion[4] meiner vier erſten Bände hatte ich kurz vorher geleſen, das erſte was mir ſeit langer Zeit von ihm zu Geſicht gekommen war. Sie hatte mir viel Vergnügen gemacht: denn ob ich gleich ſelbſt am beſten wiſſen muß, wo in meinem Stall die Zäume hängen, ſo iſt es doch immer

---

[1] Friedrich Schlegel war in Köln mit ſeiner Gattin Dorothea Veit, der Tochter Moſes Mendelsſohns, zur katholiſchen Kirche übergetreten.

[2] Bd. V, S. 269.

[3] Friedrich Schlegel.

[4] Schlegels in den Heidelberger Jahrbüchern für Literatur.

sehr interessant sich mit einem verständigen und einsichtsvollen Manne über sich selbst zu unterhalten, und ein scharfsichtiger Fremder, der in ein Haus tritt, bemerkt oft gleich, was der Hausherr aus Nachsicht, Gewohnheit oder Gutmüthigkeit übersieht oder ignorirt.

Allein, da ich nachher eine Recension von Müllers Vorlesungen durchgelesen, Schlegeln selbst gesprochen und sein Büchlein über Sprache und Geist der Indier näher angesehen; so ist meine Zufriedenheit einigermaßen gemindert worden, weil doch aus allem gar zu deutlich hervorgeht, daß die sämmtlichen Gegenstände, die er behandelt, eigentlich nur als Vehikel gebraucht werden, um gewisse Gesinnungen nach und nach ins Publicum zu bringen und sich mit einem gewissen ehrenvollen Schein als Apostel einer veralteten Lehre darzustellen.

Ich begriff nun erst die Recension meiner Arbeiten und sah wohl ein, warum manches so übermäßig ins Licht gehoben, anderes in den Schatten zurückgedrängt war; die Absichtlichkeit von jeder Zeile wurde klar, meine Einsicht aber ward vollkommen, als ich S. 97 des indischen Büchleins den leidigen Teufel und seine Großmutter mit allem ewigen Gestanksgefolge auf eine sehr geschickte Weise wieder in den Kreis der guten Gesellschaft hereingeschwärzt sah. Ich werde nun eine Zeitlang, was ich von ihm habhaft werden kann, mit Aufmerksamkeit lesen, um zu sehen, wie ein Mann dieser Art nach und nach immer derber auftritt, ja was sag' ich nach und nach! — er hat alles schon so vorbereitet, daß er nächstens in seinem Apostolat vor der Welt, die ohnehin niemals weiß, was sie sieht und was sie will, ganz ungescheut auftreten darf. Man schreibt mir von Wien, daß er dahin kommen werde.[1] Ich wünsche, daß er dort

[1] Schlegel erhielt eine Anstellung in der Hof- und Staatskanzlei.

einigen zeitlichen Vortheil finden möge. Übrigens ist in den österreichischen Staaten jetzt ein Proselyt[1] wenig geachtet. Die Verstandesgährung, welche Joseph der Zweyte hervorgebracht, wirkt noch immer im Stillen fort. Sich dem Protestantismus zu nähern ist die Tendenz aller derer, die sich vom Pöbel unterscheiden wollen; ja ich habe bemerkt, daß wenn man sich auf die protestantisch poetische Weise über die katholische Religion und Mythologie ausdrücken will, man sich lächerlich, ja in gewissem Sinne verhaßt machen kann. Und so giebt es denn, wie bey großen Festen, ein Gedräng an der Kirchthüre, wo die einen hinein und die andern hinaus wollen.

Durchaus ist aber diese Schlegelsche Conversion sehr der Mühe werth, daß man ihr Schritt vor Schritt folge, sowohl weil sie ein Zeichen der Zeit ist, als auch weil vielleicht in keiner Zeit ein so merkwürdiger Fall eintrat, daß im höchsten Lichte der Vernunft, des Verstandes, der Weltübersicht ein vorzügliches und höchstausgebildetes Talent verleitet wird sich zu verhüllen, den Popanz zu spielen, oder wenn Sie ein ander Gleichniß wollen, so viel wie möglich durch Läden und Vorhänge das Licht aus dem Gemeindehause auszuschließen, einen recht dunklen Raum hervorzubringen, um nachher durch das foramen minimum so viel Licht, als zum hocus pocus nöthig ist, hereinzulassen.

Da man über seine Absichten und seine Schleichwege nun schon deutlicher ist, so bin ich wirklich neugierig, wie er sich gebärdet, wenn er meine folgenden acht Bände recensiren sollte, und inwiefern er abermals Gelegenheit nehmen wird, die ästhetische Cultur, den Polytheismus und Pantheismus verdächtig zu machen.

Da ich von meinen letzten acht Bänden rede, so füge ich hinzu, daß ich diesen auch eine gute Aufnahme in

[1] Vergl. Anmerkung 1 zu Seite 31.

Falkenluſt wünſche. Ich fürchte, dieſer Brief kommt eher an als das Paket, indem ich es habe durch eine Unbehülflichkeit von Tübingen über Weimar gehen laſſen.

Da Ihnen der Wiener Prometheus in die Hände kommt, ſo darf ich Ihnen wohl meine Pandora nicht empfehlen. Sie iſt mir eine liebe Tochter, die ich wunderlich auszuſtatten gedrungen bin.

Bey dem ſchönen Wetter, das uns nach einer langen Pauſe hier wieder zu beſuchen ſcheint, gedenke ich der ſchönen Gegend, in der Sie ſich jetzt befinden, und freue mich Ihrer Zufriedenheit, deren Sie in Ihrem ländlichen Aufenthalte genießen. Wenn Sie eine neue Aufforderung zur Thätigkeit ablehnen konnten, ſo wird Ihnen die Abgeſchiedenheit von der Welt gewiß auch ganz gemäß ſeyn. Wenn Sie dann im Stillen die letzten zwanzig Jahre der deutſchen Literatur nachholen, wie Ihnen erſt jetzt Herders Ideen zu Hand gekommen ſind; ſo werden Sie den merkwürdigen Gang, den dieſe große Maſſe genommen hat, klarer einſehn, als diejenigen, die ſelbſt mitwirkten. Laſſen Sie mich ja von Zeit zu Zeit Ihre Gedanken erfahren: denn man hat immer mehr Urſache ſich mit und an denen zu befeſtigen, die aus einer Bildung und Sinnesepoche mit uns übrig geblieben ſind. Ihre Confeſſion oder Digreſſion vom 7. März iſt mir auferbaulich, ſo oft ich ſie wieder leſe; und ſo fahren Sie fort, mich manchmal von ſich hören zu laſſen.

Was mich betrifft, ſo treib' ich mein Weſen vor wie nach, nur will der Fleiß bey mir keine rechte Folge haben; auch würde ich vielleicht, wenn nicht einige angefangene Sachen mich drängten und äußre Veranlaſſungen mich in Bewegung ſetzten, bald gar nichts mehr thun. Vielleicht gönnt mir der Himmel in den nächſten Jahren dieſen wünſchenswerthen Zuſtand.

Viel beſſer befinde ich mich, als die nächſt vergangene Zeit.

Daß die Stanzen der Zueignung meines Fauſt vorläufig gut gewirkt, iſt mir ſehr angenehm zu hören; doch muß ich zur Steuer der Wahrheit und zu Ehren meines, wenn ich nicht irre, ziemlich verkannten Inneren, verſichern, daß dieſe Strophen ſchon ſehr alt ſind und ihre Entſtehung keineswegs den Tribulationen der Zeit verdanken, mit denen ich mich auf eine luſtigere Weiſe abzufinden pflege. Soviel habe ich überhaupt bey meinem Lebensgange bemerken können, daß das Publicum nicht immer weiß wie es mit den Gedichten, ſehr ſelten aber, wie es mit dem Dichter dran iſt. Ja ich läugne nicht, daß, weil ich dieſes ſehr früh gewahr wurde, es mir von jeher Spaß gemacht hat, Verſteckens zu ſpielen.

Seit geſtern habe ich das Schlegelſche indiſche Werk wieder angeſehen, und finde darin völlig daſſelbige Benehmen, das Sie von ſeinem Umgange bemerken. Er verbirgt ſeine Geſinnungen nicht, ja er läßt ſie nicht einmal errathen, ſondern er ſpricht ſie ganz deutlich aus; doch weiß er ſie rhetoriſch gewandt mit allgemeineren hiſtoriſchen, kritiſchen Anſichten und Überzeugungen zuſammenzuflechten, daß man recht aufpaſſen muß, um genau zu unterſcheiden, wo man mit ihm einig ſeyn kann, oder wo man ihn muß fahren laſſen. Eben habe ich erſt heute S. 201 die alleinſeligmachende katholiſche Kirche entdeckt. Vielleicht ſchicke ich Ihnen nächſtens die Confeſſion dieſes neuen Auguſtinus im Auszuge. G.

1205.*

An Johanna Frommann.

(22. Juni.)

Hätten Sie, theure Freundinn, in jener Stunde, als Sie uns Ihren lieben Brief zudachten und ſchrieben, empfinden

können, wie nachrichtsbedürftig wir damals waren, so hätte Sie unser lebhaftester Danck für diese Wohlthat schon im Voraus belohnt. Die ersten Wochen befanden wir uns hier ganz ohne Nachricht, bis uns denn endlich ein abwesender Freund nach dem andern und die Ziegesarische Familie[1] durch ihre Gegenwart wieder in ein heimisches Behagen versetzte. Nun geht es recht schön, die Gesellschaft mehrt sich und wenn wir auch nicht mit vielen umgehn, so gehn doch viele um uns herum.

Von Ihnen hoffen wir nun auch, daß Sie sich in dem Genusse befinden werden, den die Ankunft Ihrer Nächsten versprach. Geben Sie uns doch ja bald wieder nähere Kenntniß davon.

Besonders danckbar sind wir für die Versichrung, daß es unserm Minchen wohlgehe. Zwar konnte man voraussehn, daß ein so liebes Kind, das der Natur und Ihnen so viel verdanckt, überall zum besten aufgenommen seyn und lebhafte Freundschaft erwecken würde, doch ist es eine eigne Empfindung, wenn die Abwesenheit geliebter Personen uns verdrießlich fällt, so können wir uns sie und ihre Umgebungen niemals ganz heiter vorstellen. Desto erfreulicher ist die ausdrückliche Versicherung ihres Wohlbehagens. Mögen Sie meine besten Wünsche und Grüsse zu ihr gelangen lassen! . . .

Goethe.

---

[1] A. Fr. K. Ziegesar, Gothaischer Kanzler, geb. 1746. Im Hause der Ziegesarschen Familie zu Drachendorf bei Jena war Goethe häufiger Gast; in den „Tag- und Jahresheften“ 1808 erzählt Goethe: „Ich kannte Eltern und Nachkommen bis in alle Verzweigungen, für den Vater hatte ich immer Hochachtung, ich darf wohl sagen Verehrung empfunden. Die unverwüstbar besorgliche Thätigkeit der Mutter ließ in ihrer Umgebung niemand unbefriedigt; Kinder, bei meinem ersten Eintritt in Drachendorf noch nicht geboren, kamen mir stattlich und liebenswürdig herangewachsen hier entgegen: einiger und übereinstimmender wäre kein Zirkel zu finden.“

1206.*

An Bettina Brentano.

Carlsbad den 22. Juni 1808.

Iſt es wahr, was die verliebten Poeten ſagen, daß kein größeres Vergnügen ſey, als das Geliebte zu ſchmücken; ſo haben Sie, vortreffliche kleine Freundinn, das größte Verdienſt um mich, indem Sie mir ſo oft Gelegenheit geben, irgend Jemand, dem ich wohl will, mit Ihren Gaben auszuputzen, die ſo mannigfaltig ſind, daß ich wirklich nicht einmal weiß, ob ich Ihnen ſchon für die chineſiſchen Früchte gedankt habe, die beynahe in meinem Kreiſe zu Zankäpfeln geworden wären ...

Ihr freundlicher Brief hat mich hier bey Zeiten aufgeſucht und mich freylich in eine andre Gegend und unter einen andern Himmel verſetzt. Auch ich erinnere mich am Fuße des Johannisbergs ſchöne Tage gelebt und vortrefflichen Wein getrunken zu haben. Auch ich bin den Rhein hinuntergeſchwommen in einem kleinen lecken Kahn, und ſo habe ich alſo ein doppeltes Recht an Ihr Andenken.

Vielleicht iſt Arnim bey Ihnen, wenn dieſer Brief anlangt. Danken Sie ihm für das Heft,[1] das er mir geſchickt hat. Ob ich gleich den Nifelheimiſchen Himmel nicht liebe, unter welchem ſich der Einſiedler gefällt; ſo weiß ich doch recht gut, daß gewiſſe Climaten und Atmosphären nöthig ſind, damit dieſe und jene Pflanze, die wir doch auch nicht entbehren mögen, zum Vorſchein komme. So heilen wir uns durch Rennthiermoos, das an Orten wächſt, wo wir nicht wohnen möchten; und um ein ehrſameres Gleichniß zu brauchen: ſo ſind die Nebel von England nöthig um den ſchönen grünen Raſen hervorzubringen.

[1] Die „Zeitung für Einſiedler“.

So haben auch mir gewiſſe Aufſchößlinge dieſer Flora recht wohl behagt. Wäre es dem Redacteur jederzeit möglich dergeſtalt auszuwählen, daß die Tiefe niemals hohl, und die Fläche niemals platt würde; ſo ließe ſich gegen ein Unternehmen nichts ſagen, dem man in mehr als einem Sinne Glück zu wünſchen hat. Grüßen Sie Arnim zum ſchönſten und entſchuldigen mich, wenn ich nicht direct ſchreibe.

Wie lange werden Sie noch im Rheinlande verweilen? Was werden Sie zur Zeit der Weinleſe vornehmen? Mich findet ein Brief wohl noch einige Monate hier, zwiſchen den alten Felſen neben den heißen Quellen, die mir auch dießmal ſehr wohlthätig ſind.

Meinem Auguſt geht es bis jetzt in Heidelberg ganz wohl. Meine Frau beſucht in Lauchſtädt Theater und Tanzſaal. Schon haben mich manche entfernte Freunde hier brieflich beſucht; mit andern bin ich ganz unvermuthet perſönlich zuſammengekommen.

Da ich ſo lange gezaudert habe will ich dieſes Blatt gleich fortſchicken. Ich ſchlage es an meine Mutter ein. Laſſen Sie mich bald von ſich hören. G.

1207.*

An Chriſtiane v. Goethe.

Da ich überzeugt war daß es dich freuen würde einen Brief von mir in Lauchſtedt zu finden; ſo eilte ich dorthin zu ſchreiben und dancke dir nun für die baldige Nachricht deiner Ankunft. Mir geht es noch immer recht wohl und ich wünſche nur auch daß du dich bald völlig wiederherſtellſt. Wenn ich dir rathen ſollte; ſo machteſt du bald möglichſt eine Parthie nach Leipzig, beſuchteſt Herrn Doctor Kappe, brächteſt viel Empfehlungen von mir und erzählteſt

ihm deinen Fall. Er giebt dir gewiß einen tüchtigen Rath und du haſt alsdann den ganzen ſchönen Sommer vor dir um ihn zu befolgen, anſtatt daß du dich doch jetzt auf eine wunderliche Weiſe herumſchleppſt. Schreibe mir doch gleich deine Gedancken darüber, oder vielmehr führe es aus und ſchreibe mir von Leipzig . . .

Daß ſie in Weimar gegen Frau v. Stael[1] übels von dir geſprochen mußt du dich nicht anfechten laſſen. Das iſt in der Welt nun einmal nicht anders, keiner gönnt dem andern ſeine Vorzüge, von welcher Art ſie auch ſeyen, und da er ſie ihm nicht nehmen kann; ſo verkleinert er, oder läugnet ſie, oder ſagt gar das Gegentheil. Genieße alſo was dir das Glück gegönnt hat und was du dir erworben haſt und ſuche dir's zu erhalten. Wir wollen in unſrer Liebe verharren und uns immer knapper und beſſer einrichten, damit wir nach unſerer Sinnesweiſe leben können ohne uns um andre zu bekümmern.

Von Thibaut habe ich einen Brief, auch von Voß beyde übereinſtimmend unter ſich und mit dem was wir von Auguſt wiſſen. Er macht ſeine Sachen ganz artig und ſelbſt daß er nicht viel unter Leute mag, in einem kleinen Zirkel lebt, kann man nicht tadlen. Die Zeit die ihm von Studien übrig bleibt, mag er froh und gemüthlich zubringen.

Wenn das Theater im Ganzen gut geht bin ich wohl zufrieden; im Einzelnen wird es nie an Händeln fehlen. Wäre ich gegenwärtig geweſen; ſo würde ich mich ſehr deutlich darüber erklärt haben inwiefern eine Schauſpielerinn auch gegen ihren Mann von mir geſchützt werden muß.

[1] Ueber Frau v. Staël ſelbſt ſchreibt Goethe an Frau v. Stein: „Frau v. Staël in Weimar kann ich mir recht gut denken. Hier höre ich manches von ihrem Aufenthalte in Wien. Es iſt eben immer daſſelbe. Sie treibt ihr Weſen ohne viel nach andern zu fragen. Sie wirkt, erregt wo nicht Bewunderung, doch Verwunderung, mißfällt beſonders den Frauen, und läßt einen üblen Leumund hinter ſich, der ihr aber auch weiter nicht ſchadet: denn wenn ſie wieder kommt, geht alles wieder von vorn an."

Halte was dich betrifft nur das Singechor zuſammen. Wer weis was daraus entſtehen kann wenn wir es einige Jahre fortſetzen. Und manche Unterhaltung verſchafft uns dieſe kleine Anſtalt für den Winter. Grüße die ſämmtlichen Glieder auch die Elſermann. Für Eberwein lege ich ein Blättchen bey, er ſendets an Herrn Hofkammerrath Kirms und bringt bey demſelben auf eine anſtändige Weiſe ſein Geſuch gleichfalls an. Das beſte wäre er ſendete das Blat ſeinem Vater daß dieſer die Sache mündlich ausmacht, nämlich wann Eberwein weggehen kann und auf wie lange.

Mit einer Gelegenheit habe ich ein Packet in Wachstuch an dich bis Leipzig ſpedirt das du nun wohl erhalten haſt. Es enthielt keine Koſtbarkeiten; aber ein Paar geräucherte Zungen, von der beſten Sorte.

Carlsbad fängt nun an ſich zu füllen. Wie wunderlich es bisher ausſah kannſt du dir vorſtellen wenn ich dir ſage daß auf dem erſten Balle die Frauenzimmer mit einander tanzten. Auch iſt bis jetzt Abends noch keine Geſellſchaft in den Sälen. Die Schauſpieler Truppe iſt die vom vorigen Jahr.

Zum Schluſſe muß ich noch melden daß auch Mariannchen[1] angekommen iſt artig und geſcheidt wie immer. Nun lebe recht wohl, gedencke mein und ſchreibe bald.

Carlsbad d. 2. Juli 1808. G.

1208.

An Chriſtiane v. Goethe.

Dieſe Abendſtunden, da man wegen der großen Hitze nur in der Nacht ausgehen mag, will ich anwenden, dir, mein liebes Herz einiges zu ſchreiben; am Tage bin ich

[1] Marianne v. Eybenberg (Bd. IV, S. 61).

ſehr fleißig. Bis eilf Uhr wird an dem Farbenweſen dictirt, nachher kommt Kaas,[1] der Landſchaftmahler und da geht es an ein Zeichnen und Pinſeln, das nach Tiſche wieder von vorne anfängt, woran ich mich denn ſehr ergötze.

Die Schachtel wird nun angekommen ſeyn, auch wirſt du nach Kappes[2] Verordnung nunmehr verfahren und ich hoffe es ſoll beſſer werden, da denn doch das Übel von keiner Bedeutung zu ſeyn ſcheint. Wir wollen künftig uns aber nicht ſo lange mit Unglauben hinſchleppen und beſonders Kappen auch in Briefen fragen. Ich habe ihn erſt recht kennen lernen was das für ein trefflicher Mann und Arzt iſt. Wenn die gute Laune ſich nicht einſtellen will; ſo dencke nur über welche ungeheure Übel wir hinausgekommen ſind und wie es uns vor Millionen Menſchen gut geht. Ein recht trauriger Fall betrifft den trefflichen Kriegsrath v. Stein, ſeine junge, ſchöne, liebe Frau iſt ihm geſtorben, die einzige Tochter ſehr reicher Eltern. Auch hier im Bade kann man erinnert werden wie es in der Welt ausſieht, da von allen Enden Menſchen zuſammen kommen. Es iſt ein Jammer nur hinzuhorchen.

Du thuſt wohl in Lauchſtedt bis zu Ende zu bleiben und mir geſchieht eine große Liebe. Denn ohne dich weißt du wohl könnte und möchte ich das Theaterweſen nicht weiter führen. Wenn wir wieder zuſammen kommen machſt du mich mit den Ereigniſſen des Sommers bekannt und über den Winter wollen wir auch ſchon hinauskommen. Auf die Muſic freue ich mich bey Eberweins Wiederkehr.

[1] K. Fr. Kaaz aus Dresden. In den Tag- und Jahresheften heißt es: „Die Gegenwart Kaazens brachte mir viel Freude und Belehrung, beſonders da er meiſterhaft meine dilettantiſchen Skizzen ſogleich in ein wohl erſcheinendes Bild zu verwandeln wußte. Indem er dabei eine Aquarell- und Deckfarben leicht verbindende Manier gebrauchte, rief er auch mich aus meinem phantaſtiſchen Kritzeln zu einer reineren Behandlung."

[2] Goethe hatte Dr. Kappe (Dresden) über Chriſtianens Krankheit berichtet und ihr Kappes Gutachten und Vorſchriften überſandt.

Dein Geburtstag iſt doch glücklich und fröhlich gefeyert worden?

Sollteſt du nicht auf einige Tage nach Deſſau gehen? Ich wünſche daß du dieſe Sachen in der ſchönen Jahrzeit ſäheſt. Wir finden in der Erinnerung auch wieder eine neue Unterhaltung. Daß du nicht nach Carlsbad kamſt war wohlgethan, ich habe mich an den Gegenden ſchon ſo abgelaufen, daß ſie kein Intereſſe mehr für mich haben. Übers Jahr müßteſt du gleich Anfangs mit mir her, nach deinen Zuſtänden taugt dir zwar der hieſige Brunnen nichts; aber es wäre dich umzuſehen und wir könnten am Eger Brunnen länger verweilen, der dir doch wohlthätig iſt.

Was mich betrifft; ſo mag ich noch von hier nicht fort; ich komme ſobald nicht wieder in die Arbeit wie ich jetzt im Zug bin, in Weimar bin ich nicht nötig; ja der Herzog hat mir von Töpliz ſehr freundlich geſchrieben, ich ſolle mir nach Möglichkeit wohl ſeyn laſſen. Alſo will ich es noch eine Weile ſo forttreiben, biß es unvermeidlich iſt von Wöchnern und Austheilungen zu hören.

Meine Hauswirthſchaft geht ſo ziemlich ihren alten Gang und ſeit ich wieder von Eger zurückbin wieder im Gleiſe. Einiges zu kaufen bin ich doch verführt worden. Du wirſt aber mich nicht tadeln wenn ich dir ſage daß ein ſehr ſchönes Toilettenkäſtchen, mit allem Zubehör dabey iſt, für dich beſtimmt, das ich dir gern geſchickt hätte, man kann aber dies Jahr gar nichts mit Gelegenheit wegbringen und auf der Poſt werfen ſie die Sachen ſo herum daß zerbrechliches nicht gut auf dieſem Wege transportirt wird. Einige geſchnittne Steine habe ich gekauft die mir auſerordentliche Freude machen.

Ich bin nun faſt ganz ohne Geſellſchaft, gehe meiſt allein ſpaziren; doch nur die Abende, die du wohl auch

genießen wirſt. Und nun lebe recht wohl mein liebſtes Kind! Es wird dunckel und mein Papier geht zu Ende. Liebe mich und gedencke mein.

Carlsbad d. 7. Aug. 1808. G.

1209.*

An Charlotte v. Stein.

Der Schluß Ihres Briefes, theuerſte Freundinn, ſtach freylich gegen den wohlwollenden Anfang deſſelben nur allzuſehr ab. Mit herzlichem Bedauern vernehm' ich den Unfall, der unſern lieben[1] abermals betrifft. Es iſt manchmal als wenn das was wir Schickſal nennen gerade an guten und verſtändigen Menſchen ſeine Tücken ausübte, da es ſo viele Narren und Böſewichter ganz bequem hinſchlendern läßt. Fromme Leute mögen das auslegen wie ſie wollen und dadrinn eine prüfende Weisheit finden; uns andern kann es nur verdrüßlich und ärgerlich ſeyn. Grüßen Sie ihn ſchönſtens und verſichern ihn meiner aufrichtigſten Theilnahme.

Haben Sie Dank, daß Sie meine ſcheidende Pandora ſo gut aufgenommen. Ich wünſche der Wiederkehrenden zu ſeiner Zeit daſſelbe Glück. Daß Sie einzelne Stellen ausgezeichnet hat mir viel Vergnügen gemacht. Das Ganze kann nur auf den Leſer gleichſam geheimnißvoll wirken. Er fühlt dieſe Wirkung im Ganzen, ohne ſie deutlich ausſprechen zu können, aber ſein Behagen und Miſſbehagen, ſeine Theilnahme oder Abneigung entſpringt daher. Das Einzelne hingegen was er ſich auswählen mag, gehört eigentlich ſein und iſt dasjenige was ihm perſönlich conveniert. Daher

[1] Fritz v. Stein; vergl. Seite 41.

der Künſtler, dem freylich um die Form und um den Sinn des Ganzen zu thun ſeyn muß, doch auch ſehr zufrieden ſeyn kann, wenn die einzelnen Theile, auf die er eigentlich den Fleiß verwendet, mit Bequemlichkeit und Vergnügen aufgenommen werden . . .

Carlsbad d. 16. Auguſt 1808. G.

1210.*

An Chriſtiane v. Goethe.

Carlsbad den 19. Auguſt 1808.

Ich muß dich nun auch in Weimar begrüßen, da du wieder daſelbſt angelangt biſt. Ich bin noch immer hier und kann nicht loskommen. Von allem was ich zu thun habe, wird immer was gefördert und dann kommt wieder etwas neues hinzu . . .

Auch ein hübſches Seiden Kleid habe ich dir angeſchafft, ein Zeug, den ſie Levantine nennen, königsblau, eine Farbe, die jetzt viel getragen wird. Es werden Kleider draus gemacht, ohne Schleppe, wie eine Art Pekeſche, womit man aber überall hingeht, wenn man ſich nicht ausdrücklich putzen will.

Mit den Krauſen will ich bis nach Franzensbrunn warten. Die Frau bey der ich das Häubchen gekauft hatte ſehr ſchöne Sachen von dieſer Art . . .

Möchteſt du nun, meine liebe, indem du in dein Haus zurückgekommen auch deinen guten Humor wieder gefunden haben. Ich wünſche recht ſchönes Wetter zum Vogelſchießen und gute Unterhaltung.

Wenn die Leute dir deinen guten Zuſtand nicht gönnen, und dir ihn zu verkümmern ſuchen; ſo dencke nur daß das

die Art der Welt iſt, der wir nicht entgehen. Bekümmre dich nur nichts drum; ſo heißts auch nichts. Wie mancher Schuft macht ſich jetzt ein Geſchäft daraus meine Wercke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort. Ich habe die wunderbarſten Anträge die wir zuſammen überlegen wollen.

G.

1211.

An J. Stock.[1]

Nur die Überzeugung daß unſre theure Mutter[2] von trefflichen und theilnehmenden Freunden umgeben ſey, konnte uns in der letzten Zeit beruhigen, in der wir menſchlicher Weiſe bey ihrem hohen Alter ein herannahendes Ende befürchten mußten. Nehmen Sie deshalb den aufrichtigſten Dank, daß Sie unſre Stelle vertreten und eine liebevolle Vorſorge für die Abgeſchiedene bis ans Ende fortſetzen wollen. Tragen Sie dieſe Geſinnungen auf uns über und haben Sie die Güte bey den vorkommenden Angelegenheiten uns zu leiten. Sobald wir erfahren, daß es Zeit ſey, wird meine Frau ſich auf den Weg machen und bey dieſem traurigen Anlaß des Vergnügens und Troſtes ſo werthe Freunde wiederzuſehen, genießen.

---

[1] Schöffe in Frankfurt a. M.

[2] Am 18. September 1808 um die Mittagszeit war Frau Aja, 77 Jahre alt, geſtorben. „Ihre Beſonnenheit und der feſte ruhige Mut, den wir in ihrem Leben bewunderten, verließ ſie auch vor und bei ihrem Tode nicht.“ (Fritz Schloſſer an Goethe 18. September 1808.) Goethe nennt ſie in einem Briefe an Zelter (9. Januar 1824) eine Frau, „die, in altteſtamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuverſicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte und als ſie ihren Tod ſelbſt ankündigte, ihr Leichenbegängniß ſo pünctlich anordnete, daß die Weinſorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden ſollten, genau beſtimmt war.“

Herr Dr. Schloſſer ſchreibt mir, daß meine Mutter vor ihrem Ableben einiges gegen ihn geäußert, weshalb mit demſelben gefällige Rückſprache zu nehmen bitte. Dankbar für das bisherige thätige Wohlwollen empfehle ich mich und die Meinigen zu fortdauernder Freundſchaft.

Ew. Wohlgeboren

Weimar ganz ergebenſter Diener
den 19. September 1808. J. W. v. Goethe.

1212.

An J. F. H. Schloſſer.[1]

(19. September.)

Mit lebhaftem Dank erkenne ich, wertheſter Herr Doctor, die freundſchaftliche Theilnahme, die Sie uns bey dem traurigen Ereigniſſe erwieſen, ſowie den Beyſtand, den Sie meiner guten Mutter in ihrer letzten Zeit geleiſtet, indem wir dadurch beruhigt werden, daß unſre Pflicht von treugeſinnten Freunden und Verwandten erfüllt worden. Haben Sie die Güte, dieſe Geſinnungen auch gegen uns fortzuſetzen und uns bey den vorkommenden Angelegenheiten gefällig beyzuſtehen. Daß alles in einem engern Kreiſe abgethan werden möge iſt auch unſer Wunſch. Sobald wir Nachricht erhalten, daß es die rechte Zeit ſey, ſo wird meine Frau ſogleich die Reiſe nach Frankfurt machen.

Herr Schöff Stock hat in unſerm Namen den erſten nothwendigen Schritt gethan. Ich bitte mit dieſem würdigen Manne und werthen Freunde die Sache zu beſprechen und meiner Frau bey ihrer Ankunft nach Überzeugung zu aſſiſtiren. Der ich mich beſtens empfehle und beyliegenden Brief Ihrem Herrn Bruder zuzuſenden bitte.

[1] Advokat in Frankfurt (1780 - 1851).

1213.

An Chriſtiane v. Goethe.

Eh ich von Erfurt abgehe muß ich dir ein Wort ſagen und dir dancken daß du mich herübergetrieben[1] haſt. Zum Schauſpiel kam ich nicht; aber nachher fügte ſich alles zum Beſten. Ich habe dem Kayſer aufgewartet, der ſich auf die gnädigſte Weiſe lange mit mir unterhielt. Nun gehts zu den Weimariſchen Feſten, wobey ich dich wünſchte. Manchmal iſt mir's verdrieslich daß du ſo eigenſinnig auf deiner Reiſe[2] beſtandeſt. Dann denck ich wieder: Es wird wohl gut ausfallen, da ſo vieles gut ausfällt. Lebe recht wohl. Grüſe deine Geſellſchafterinn[3] und alle Freunde.

Dienſtag d. 4. Octbr. 1808. G.

1214.

An Chriſtiane v. Goethe.

Da ich dir heute, mein liebſtes Kind, die Vollmacht nicht ſchicken kann, weil Schuhmann nicht hier iſt der ſie aufſetzen würde; ſo will ich dir wenigſtens ſchreiben und dir ſagen daß es mir recht gut geht.

Hofrath Sartorius und Frau ſind bey mir eingekehrt und bedauern gar ſehr dich nicht zu finden; ich will ſehen wie ich meiner Strohwittwerſchaft Ehre mache.

---

[1] Goethe hatte ſich am 29. September zu der Fürſtenverſammlung nach Erfurt begeben, wo ſich außer Kaiſer Napoleon und dem Zaren noch vier Könige, vierunddreißig Fürſten und Prinzen und zahlreiche Diplomaten und Hofleute zuſammengefunden hatten. Am 1. Oktober wurde Goethe von Napoleon zur Audienz befohlen. Die Unterhaltung der beiden großen Geiſter iſt wiederholt geſchildert worden. Intereſſante Einzelheiten geben weitere Briefe. (Vergl. Regiſter „Napoleon".)

[2] Nach Frankfurt zur Ordnung des Nachlaſſes von Goethes Mutter.

[3] Caroline Ulrich, ſpäter die Gattin Riemers.

Geh in allem vorſichtig und ſachte zu Wercke, daß du Freunde erwerbeſt und erhalteſt. Wenn die Vertheilung geſchehen iſt, ſchreibe mir laß nichts verkaufen. Es könnte nichts ſchaden wenn man ein klein Quartier, auf der Bockenheimer Gaſſe, oder unter der Allee, nicht weit vom Schauſpielhauſe nähme und es meublirte. Man muß auf allerley dencken. Du hätteſt einen angenehmen Aufenthalt eine Zeit des Jahres, wir wären eine Zeitlang zuſammen. Denn für mich wird Carlsbad, für dich Lauchſtedt am Ende doch auch nicht erfreulich. Mehr nicht für heute. Grüße Auguſt und pflege ihn wohl.

d. 12. Octbr. 1808. G.

1215.

An Chriſtiane v. Goethe.

Endlich, mein liebes Kind, erhältſt du die Vollmacht. Schuhmann war nicht hier, ich mußte ſie von Scheibe aufſetzen laſſen, dann gab es Aufenthalt bey der Regierung. Du wirſt mich darinn als Ritter des St. Annen Ordens aufgeführt ſehen. Der Kayſer von Franckreich hat mir auch den Orden der Ehrenlegion gegeben und ſo wirſt du mich beſternt und bebändert wiederfinden und mich hoffentlich wie immer lieb haben und behalten. Ich habe bey dieſer Gelegenheit geſehen daß ich viel Freunde habe, denn viele Menſchen freuten ſich darüber. Die ſchönen Kinder bey Hofe waren die artigſten, verſicherten, es ſtünde ſehr gut und die Augelchen waren unendlich. Sartorius und Frau ſind heute nach Jena. Mittewoch gehen Sie fort, ich dencke auch alsdann nach Jena zu gehen, um nur des Gaſtirens überhoben zu ſeyn, das kein Ende nimmt, denn von allen Weltgegenden kamen hier Fremde zuſammen. Jetzt verläuft es ſich ſo

ziemlich. Oft habe ich gewünſcht du möchteſt hier ſeyn. Nun wünſche ich dir in deinen Angelegenheiten guten Succeſſ, mache alles nach dem Rath der Freunde und nach deiner Überzeugung. Alsdann beſuch Heidelberg gehe über Würzburg und Bamberg nach Hauſe damit du ein wenig Welt ſiehſt; ich will dir ſchreiben wen du an gedachten Orten beſuchen mußt. Pflege indeſſen den guten Auguſt aufs beſte und dancke in Heidelberg allen und jeden Freunden ſchönſtens.

Hiermit ſchließe ich denn es fehlt nicht an Anlauf und Störung. Lebe recht wohl. Liebe mich und komme geſund wieder.

W. d. 16. Octbr. 1808. Goethe.

Eben da ich ſiegeln will kommen Briefe Tagebuch u. ſ. w. an. Taufſcheine, Vollmacht wegen des Bürgerrechtes und was ſonſt verlangt wird ſoll folgen. Noch ſchwirrt alles von Fremden um mich her. Lebet wohl und vergnügt.

Da mir noch einige Zeit übrig bleibt; ſo will ich noch ein Paar Worte hinzufügen. Benehme dich im Ganzen in Franckfurt als wenn du wiederkommen wollteſt. Empfange freundliches und Gutes von jedermann und bemercke nur womit du wieder dienen kannſt. Herrn Schmidt dancke in meinem Nahmen für die gefällige Aufnahme im Theater. Biete ihm die Manuſcripte von Götz, Egmont Stella an, ſie hätten ſie längſt gern gehabt. Wie ſehr wünſcht ich daß du für den nächſten Sommer dir dort ein erfreuliches Plätzchen bereiteteſt. Ich mag hingehen wohin ich will, in Weimar werde ich ſchwerlich ſeyn. Lauchſtedt iſt nichts mehr für dich und das Theater wird ſich ſchon halten und finden.

Was die Aufträge betrifft ſo muß man ſich an wenige halten. Schloſſer iſt uns der nächſte. Lehnt dieſer ab künftig unſre Geldſachen zu beſorgen; ſo hab ich zu Nicolaus Schmidt das größte Zutrauen.

Seyd aufmerckſam gegen jedermann. Herrn Mylius vernachläſſiget nicht, ich halte viel auf ihn.

Wegen des Taufſcheines[1] werde ich die größte Vorſicht brauchen. Es iſt wahr du haſt mich zum lachen gebracht. Was aber doch noch merckwürdiger iſt Kayſer Napoleon hat mich in der Unterredung mit ihm zum Lachen gebracht. Er war überhaupt, auf eine zwar ſehr eigne Weiſe, geneigt und wohlwollend gegen mich. Laß dir nur die Zeitungen geben damit du das äuſſere ſiehſt was bey uns vorgegangen iſt. Gar manches vom Innern ſollſt du beym Wiederſehn erfahren.

Übereile und verſpäte dich nicht. Es wird dir alles gelingen. Was ihr von Papieren, Vollmachten, Briefen, verlangt ſoll folgen. Heute früh kommt ein alter Freund[2] den ich in 36 Jahren nicht geſehen. Der ehmahlige iuriſtiſche Hufland zu Jena, jetzt Burgemeiſter in Danzig iſt auch hier. Viele andre Bekannte. Den Fürſten Primas habe ich auch hier geſprochen. Adieu. Fahrt in eurem Tagebuch fleißig fort. Grüße Carolinen,[3] ich wünſche ihr einen reichen Franckfurter.

Auguſt ſoll ſeine Stammbücher nur immer bereichern.

1216.*

An Chriſtiane v. Goethe.

Jena d. 25. Octbr. 1808.

In Erwartung unſrer verehrten Herzoginn, welche heut herüberkommt, ſchreibe ich dir mein geliebtes Weibchen und

---

[1] Chriſtianens, vergl. S. 52.

[2] Tagebuch vom 17. Oktober: „Der alte Freund Schöneberg“.

[3] Caroline Ulrich.

freue mich daß es dir wohlgeht. Diesmal freylich ist es sehr angenehm daß ich soviel von dir erfahre, dancke deiner Gefährtinn dafür, und wünsche ihr einen recht hübschen gradgliedrichen Verehrer zum Schluß, damit sie von Franckfurt ungern scheide. Viel werth ist mir daß du schon fühlst für dich und mich finde sich dort kein Heil. Laß uns in Thüringen auf unserer alten Stelle verharren und unsre Gesellschaft nicht erweitern sondern ausbilden.

Einigemal hab ich Gesang gehabt. Die Göttingischen Freunde waren darüber sehr vergnügt. Eberwein[1] ist noch nicht wieder zurück. Er fühlte den großen Vortheil jenes Aufenthalts und hat alles in Bewegung gesetzt, so daß der Hofkammerath[2] mich selbst ersuchte ihn dort zu lassen. Um so nöthiger wirst du seyn daß nicht alles in Stocken geräth. Laß dich aber dadurch und durch anderes in deiner Gemüthsruhe und deinen Franckfurter Geschäften nicht stören. Bringe alles schönstens zur Ordnung besuche August in Heidelberg, dancke seinen Freunden und Gewogenen und kehre über Würzburg und Bamberg zurück. Wenn du gut Wetter hast wird dir diese Tour viele Freude machen.

Wegen des Bürgerwerdens habe ich mich anders bedacht. Es war ja eigentlich nur ein Wunsch, eine Grille von mir und gegenwärtig ist es gar nicht nötig daß du und August euch besonders darum bewerbest. Ich dachte da Franckfurt jetzt einen Souverain hat; so könnte man über verschiedne Umständlichkeiten hinauskommen, wenigstens bey uns wäre alles mit Einem Federstrich der Herzogs abgethan, so aber setzt man dort die alten Reichsstädtischen Förmlichkeiten fort, die uns diesmal inkommodiren. Lassen wir also die Sache hinhängen, biß ich vielleicht einmal persönlich den Fürsten darum ersuche. Was sollen wir

[1] Franz Karl Eberwein (1786—1868), Violinist.
[2] Kirms.

Taufſcheine produciren die von einer Seite das große Geheimniß Frauenzimmerlicher Jahre verrathen und von der andern mit den Trauſcheinen nicht zuſammenſtimmen. Was ſollen wir Gelder bezeugen die niemals da waren u. ſ. w. Herrn Landrath Schloſſer ſchreibe ich beyliegend in gleichem Sinne. Er wird es ja auch wohl ſo gut finden. Man muß auch der Zukunft etwas überlaſſen.

d. 26ten.

Durchl. die Herzoginn mit der Prinzeſſ und ſämtlichen Damen ihrer Umgebung war geſtern bey ſchönem Wetter hier und alle ganz heiter und vergnügt. Wenn der obere Theil des Schloſſes wird eingerichtet ſeyn kommen ſie wohl öfter hierher. Kayſer Napoleon hat manches für Jena beſtimmt. Eine Summe zu Aufbauung der Häuſer, zu Einrichtung einer katholiſchen Kirche und ſo weiter. Glücklicherweiſe ſind dagegen alle Feſte die man bey uns gegeben ſehr anſtändig und erfreulich ausgefallen. Auf dem Napoleonsberge iſt ein ſehr artiger Saal mit einer Säulen Vorhalle, wie am römiſchen Hauſe, gebaut. Leider ſiehſt du das nicht denn er wird abgetragen.

. . . Schicke deine Briefe nur vor wie nach. Dieſe Tage geh ich zurück. Lebe wohl. Liebe mich recht ſchön und ſey verſichert daß ich mich recht ungeduldig nach den Schlender- und Hätſchelſtündchen ſehne. Auguſt ſchreib ich nächſtens. G.

1217.*

An Zelter.

Nehmen Sie den beſten Dank, lieber Freund, für das was Sie an dem jungen Eberwein thun wollen und können.

Die Kunſtwelt liegt freylich zu ſehr im Argen, als daß ein junger Menſch ſo leicht gewahr werden ſollte worauf es ankommt. Sie ſuchen es immer wo anders als da wo es entſpringt, und wenn ſie die Quelle ja einmal erblicken, ſo können ſie den Weg dazu nicht finden.

Deswegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetiſche Talente zur Verzweiflung, die bey außerordentlichen Naturanlagen ſchwerlich viel machen werden was mich erfreuen kann. Werner, Öhlenſchläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treibens immerfort; aber alles geht durchaus ins form- und charakterloſe. Kein Menſch will begreifen, daß die höchſte und einzige Operation der Natur und Kunſt die Geſtaltung ſey, und in der Geſtalt die Specification, damit jedes ein beſonderes bedeutendes werde, ſey und bleibe. Es iſt keine Kunſt ſein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoriſtiſch walten zu laſſen; etwas muß immer daraus entſtehen, wie aus dem verſchütteten Samen Vulcans ein wunderſamer Schlangenbube entſprang.

Sehr ſchlimm iſt es dabey, daß das humoriſtiſche, weil es keinen Halt und kein Geſetz in ſich ſelbſt hat, doch zuletzt früher oder ſpäter in Trübſinn und üble Laune ausartet, wie wir davon die ſchrecklichſten Beyſpiele an Jean Paul (Siehe deſſen letzte Production im Damenkalender) und an Görres (Siehe deſſen Schriftproben) erleben müſſen. Übrigens giebt es noch immer Menſchen genug die dergleichen Dinge anſtaunen und verehren, weil das Publicum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will . . .

Durch die Zeitungen ſind Sie dieſen Monat über genugſam an uns erinnert worden. Bey dieſen Begebenheiten perſönlich gegenwärtig zu ſeyn, war viel werth. Von einer ſo ſeltſamen Conſtellation habe ich auch günſtigen Einfluß erfahren. Der Kaiſer von Frankreich hat ſich ſehr geneigt gegen mich erwieſen. Beyde Kaiſer haben mich mit

Sternen und Bändern beehrt, welches wir denn in aller Beſcheidenheit dankbar anerkennen wollen ...

Für heute nicht mehr. Ich habe ſo viele Briefſchulden, daß ich nicht weiß wo ich anfangen ſoll ſie abzutragen.

Weimar den 30. October 1808. G.

1218.*

An Chriſtiane v. Goethe.

... Kommſt du nach Heidelberg ſo gehe nach deiner Art ſachte zu Wercke. Was Auguſt wohlgethan iſt dir das nächſte, denen dancke, ſey freundlich und wohlgemuth mit Ihnen. Was ſich ſonſt zeigt lehne nicht ab, und ſchaue ringsumher. Sie haſſen und verfolgen ſich alle einander, wie man merckt um nichts und wieder nichts, denn keiner will den andern leiden, ob ſie gleich alle ſehr bequem leben könnten wenn alle was wären und gölten. Adieu lieb Kind. Riemer legt etwas bey. Wenn unſer Franckfurter Weſen befeſtigt iſt wollen wir an hieſiges dencken. Mehr nicht.

d. 31. Octbr. 1808. G.

1219.*

An Chriſtiane v. Goethe.

Weimar den 7. November 1808.

Da du nun Anſtalt machſt von Frankfurt abzugehen, will ich verſuchen und hoffen mit dieſem Brief dich noch zu erreichen. Leider gehen die Briefe hinwärts ſo langſam, daß ich noch nicht einmal weiß, ob du den meinigen, der dir das Bürgerwerden für den Augenblick abrieth und vom 27. October

war und eigenhändig, erhalten haſt. Doch iſt das von keiner Bedeutung: denn wenn man auseinander iſt, muß Jedes nach ſeiner Überzeugung und nach den Umſtänden handeln, das Übrige giebt ſich alles.

Dein Eingemachtes und die Kaſtanien ſind glücklich angekommen. Die Kaſten und was du ſonſt ſchickſt, ſollen nicht eröffnet werden bis du ſelbſt dabey präſidirſt. Alles geht auf die gewohnte Weiſe, d. h. zwiſchen dem Guten kommt einmal was Abgeſchmacktes und gelegentlich was ſehr Abgeſchmacktes vor. Da muß man denn nur ſuchen, es wieder ins Gleiche zu bringen und nicht aufs äußerſte zu gerathen. So ſind z. B. beym Theater Dinge vorgekommen[1] die viel gelinder abgegangen wären, wenn du dageweſen wäreſt. Doch hoffe ich die Sache noch ſo zu halten, daß der Riß wieder zu heilen iſt. In die Länge geht's freylich nicht; doch will ich, ſo lange ich noch einen Zug thun kann, mich nicht ungeſchickter Weiſe gefangen geben.

Allen Freunden, ehe du von Frankfurt weggehſt, wirſt du die beſten und verbindlichſten Sachen ſagen. Biſt du einmal zurück, ſo will ich allen denjenigen ſchreiben, wie du es für gut und nothwendig hältſt.

Wegen deiner Herreiſe von Heidelberg weiß ich weiter nichts zu ſagen. Von Würzburg aus erkundige dich ſelbſt.

---

[1] Es handelt ſich um einen durch die Jagemann (Frau v. Heygendorf) herbeigeführten Konflikt. Am 5. November ſollte die zweite Aufführung der Oper „Sargevo oder der Zögling der Liebe" von Paer ſtattfinden. Der Tenoriſt Morhard hatte aber am 8. ein ärztliches Atteſt eingereicht, daß er durch Heiſerkeit am Singen gehindert ſei. Die Jagemann wünſchte aber durchaus die Vorſtellung und auf ihre Veranlaſſung beſtrafte der Herzog den Sänger mit Hausarreſt und forderte Goethe auf, Morhard bei Beginn der nächſten Woche zu entlaſſen und zu ſorgen, daß er innerhalb der nächſten vierzehn Tage die Grenzen des Herzogtums überſchritten habe. Goethe ſetzte es durch, daß Morhard bis zum 1. Januar bleiben durfte, bat aber am 10. November, ihn ſelbſt von einem Geſchäft zu entbinden, das ſeinen ſonſt ſo wünſchenswerten und dankenswerten Zuſtand zur Hölle mache (Brief 1222.) Die Kriſis zog ſich bis Ende des Jahres hin; der Konflikt, der auch auswärts peinliches Aufſehen erregte, wurde bis auf weiteres beigelegt.

Ich glaube nicht, daß es gut ist über Bamberg zu gehen, sondern auf Meiningen. Kömmst du nach Bamberg so sind Paulus da. Von Meiningen laß dir auch eben am Orte rathen. Du kannst auf Eisenach, auf Gotha, auf Erfurt deinen Weg richten. Bey allem ist ein Für und Wider, je nachdem die Jahrszeit sich findet und die Wege. An August habe ich nach Heidelberg geschrieben und was ich dort von euch wünsche; besonders daß ihr nach Mannheim fahrt und Herrn und Frau von Luck besucht.[1] Es ist mein Wunsch; du weißt, daß ich nicht gern sage mein Wille. August drückt sich von solchen Verhältnissen weg, das nehm' ich ihm nicht übel. Aber du mußt diese Personen mit ihm sehen. Du fühlst warum, und die ganze Sache ist ja nur eine Spazierfahrt. Lebe recht wohl.

1220.*

An A. v. Goethe.

Da du in einigen Tagen deine Mutter erwarten kannst, so will ich dir auch von väterlicher Seite erscheinen. Daß du ganz leidlich wieder hergestellt von Frankfurt abgereist bist, hat mir viel Vergnügen gemacht: denn die Nachricht von deinem Übelbefinden hatte mich sehr beunruhigt. Ich wünsche, daß du diesen Winter in deinen guten Vorsätzen nicht mögest gestört werden. Denjenigen Freunden die dir in diesem üblen Falle beygestanden wirst du, sowie auch die Mutter, in meinem Namen den besten Dank sagen. Laß mich ein Wort hören wenn ihr beysammen seyd; ich wünsche nur, daß die Mutter gut Wetter finde, damit sie auch der Gegend froh werde.

[1] Major v. Luck; einmal schickt Goethe an Knebel „sehr seltsame Gedichte des wunderlichen Luck".

Wenn deine Collegien angegangen ſind, ſo ſchreibe mir was du genommen haſt und wie du dich darein findeſt. Was du mir vorläufig anzeigteſt, hat meine vollkommene Billigung. Nenne mir doch auch einige von deinen nächſten Geſellen und ob du einen wiedergefunden haſt, der dir Boie einigermaßen erſetzt. Freylich ſind alle früheren und älteren Verhältniſſe immer die erfreulichſten, weil die neuen auch immer erſt ein gewiſſes Alter erreichen müſſen, um jenen ähnlich zu werden.

Bey uns iſt es wieder ſtille; doch giebt es keine Ruhe; Fremde ſind immer da, und das Theater läßt ſeine Mucken nicht. Sage der Mutter, daß ich allerley hinhalte bis ſie kommt, damit wir auch in dieſen Dingen, beſonders inſofern ſie unſer Haus wegen der Singſtunden berühren, mit einander Abrede nehmen können . . .

Lebe recht wohl und mache den freundlichen und thätigen Wirth gegen die Mutter und Carolinchen. Ich möchte wohl bey euch ſeyn und einige ſchöne Stunden auf dem alten Schloſſe zubringen.

Vielleicht ſehen wir einander übers Jahr dort zuſammen. Möge dir es wohl ergehen.

Weimar, den 7. November 1808. G.

1221.

An C. G. v. Voigt.

Ihro des Herrn Erbprinzen Durchl. haben über die angelangten Müllerſchen[1] Papiere und deren Inhalt auch des Unterzeichneten Geſinnungen zu vernehmen verlangt, welche hiermit ſchuldigſt an den Tag gelegt werden.

So ſehr uns die durch p. Müllern eingeſandten Nachrichten abermals an dasjenige erinnern, was wir unſrer regierenden

[1] Friedrich v. Müller (Bd. V, S 220), der ſpätere Kanzler (1779—1849).

Herzogin Durchl. ſchuldig geworden, ſo erfreulich muß es uns ſeyn, auch die Wünſche unſres gnädigſten Herrn des Herzogs, der ganzen fürſtl. Familie und aller Getreuen der Erfüllung ſo nahe zu ſehen.

Die Gunſt Ihro Majeſtät des franzöſiſchen Kaiſers in dem gegenwärtigen Augenblick, ſo ausgezeichnet zu Erhaltung, ja zu Erhöhung der Exiſtenz des fürſtlichen Hauſes wirkſam zu ſehen, iſt ein ſo glückliches Ereigniß, daß man ſich die Ungeduld nicht erwehren kann, die geſchehenen Äußerungen auf eine beſtimmte und würdige Weiſe acceptirt und dadurch geſichert und völlig außer Zweifel geſetzt zu wiſſen.

Die von RegierungsRath Müller ſo ſehr gewünſchte Reiſe unſers gnädigſten Erbprinzen nach Berlin[1] ſcheint gerade dasjenige Mittel zu ſeyn, wodurch dem ganzen Ereigniß die Entſcheidung zugeſichert wird. Jene Bedenklichkeiten, welche dagegen entſtehen konnten, ſind in dem einſichtsvollen Votum des Herrn Geh. Rath Voigt, wie mich dünkt, hinreichend beſeitigt, und ich glaube nur noch zu den bejahenden Argumenten hinzufügen zu dürfen, daß ein ſolcher Schritt auch Serenissimo deshalb ſehr angenehm ſeyn werde, weil dadurch ein Eingang gemacht und dasjenige, was Höchſtdieſelben in eigner Perſon zu thun etwa geneigt ſeyn möchten, vorbereitet und alles künftige erleichtert wird.

Schließlich kann ich nicht verſchweigen, daß Privatbriefe von dorther für dieſe wichtige Angelegenheit noch immer ſehr günſtig lauten, daß aber zugleich eine Annäherung der männlichen Glieder des fürſtl. Hauſes als eine unerläßliche Bedingung eines glücklichen Fortſchrittes theilnehmend und dringend gewünſcht und gleichſam gefordert wird.

d. 9. Nov. 1808. S. M.

J. W. v. Goethe.

---

[1] Zu Napoleon.

1222.

An den Herzog Carl August.

Gnädigſter Herr,

Indem Ew. Durchl. ich auf das lebhafteſte zu dancken habe, daß Sie ſo gelind die unangenehme Morhardſche Sache[1] beendigen wollen — wie er denn zu Oſtern recht gut entlaſſen werden kann — ſo befinde ich mich in der von allen Seiten gedrängten Lage, nicht den Fürſten, ſondern den Wohlwollenden inſtändigſt bitten zu müſſen, mich von einem Geſchäft zu entbinden das meinen ſonſt ſo wünſchenswerthen und danckenswerthen Zuſtand zur Hölle macht.

Was mir außerdem obliegt werde ich mit alter Treue und friſcher Luſt zu fördern ſuchen.

Gnädige Verzeihung hofft, Huld und Gnade erbittet ſich

Ew. Durchl.
unterthänigſter
Weimar den 10. Nov. 1808. Goethe.

1223.*

An C. v. Knebel.

Vielen Dank, lieber Freund, für deinen guten und freundlichen Zuruf. Meine Abſichten dich zu beſuchen ſind durch mehr als einen Anlaß vereitelt worden. Nach der Abreiſe der Kaiſer und andrer hohen Herrſchaften bemerkte iſt erſt daß ich einen ganzen Sommer abweſend geweſen war und fand gar manche Lücken in Geſchäften und Unternehmungen, wo nicht alle Fäden ſo leicht anzuknüpfen waren. In Hauptſachen hab ich auch noch wenig vor mich gebracht.

[1] Siehe S. 55, Anmerkung.

Die Mittwoche[1] ſind wieder im Gang. Ich leſe die Nibelungen vor; allein dabey geht es mir auch wie einem jungen Profeſſor, oder wie einem Koch, der ſein ganzes Leben zubringt um einige Stunden etwas Genießbares aufzutiſchen. Indeſſen iſt es mir ſelbſt von großem Werth und Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgeleſen, und noch viel weniger ſoviel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig thun muß, um durch Reflexionen und Parallelen die Sache anſchaulicher und erfreulicher zu machen. Der Werth des Gedichts erhöht ſich, je länger man es betrachtet, und es iſt wohl der Mühe werth, daß man ſich bemühe, ſein Verdienſt aufs Trockne zu bringen und ins Klare zu ſetzen: denn wahrlich die modernen Liebhaber deſſelben, die Herren Görres und Conſorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von andern ſagt, daß ſie das Waſſer trüben um Fiſche zu fangen, ſo trüben dieſe Land und Berg um alle gute kritiſche Jagd zu verhindern. Mir ſind dabey recht artige Aperçüs vorgekommen und wenn man ihnen hier und da leugnen möchte, daß ſie ganz genau zum Gegenſtand paſſen, ſo ſind ſie doch ſchon luſtig für ſich ſelbſt. Z. B. ſo hab' ich, im Sinn der Voßiſchen Karten zu Homer, Heſiodus und Aeſchylus, eine Karte zu den Nibelungen gezeichnet, die auf ſehr hübſche Reflexionen führt. Auch habe ich nächſt genauer Betrachtung des Süjets, der Motive, der Ausführung, auch aufs Coſtüm und andre Nebenvorkommenheiten, als äußere Kennzeichen, wohl aufgepaßt, wodurch man dem Alter und dem Urſprung des Gedichts näher beykommen kann. Das alles, wenn ich es mehr im Reinen habe, theile ich dir, an einem hübſchen traulichen Winterabende, dereinſt mit.

Überhaupt laſſe ich mich nicht irre machen, daß unſre modernen, religioſen Mittelältler mancherley Ungenießbares

[1] Mittwochs-Geſellſchaft.

fördern und befördern. Es kommt durch ihre Liebhaberey und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht, das der allerneusten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.

Deine Bemerkung zu Ehren der Naturstudien gilt nicht für Jena und für diesen Moment allein; es liegt ein viel allgemeineres dahinter und daran. Schon fast seit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüth dessen der sie treibt und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten ist, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat . . .

Meine Frau ist von Frankfurt zurückgekommen, wo sie mir die Liebe erzeigt hat, die Erbschaftsangelegenheiten nach dem Tode meiner guten Mutter auf eine glatte und noble Weise abzuthun. Sie grüßt dich und die Deinigen vielmals und wünscht euch gelegentlich zu bewirthen, da sie diesen Winter wohl schwerlich nach Jena kommen möchte.

Übrigens ist es bey uns sonderbar genug. Die Abreise des Erbprinzen, das vermuthliche Außenbleiben der Hoheit und anderes haben das Gefühl der Geselligkeit bey uns äußerst angeregt und die Woche könnte mehr Tage haben und immer doch noch genugsame Unterhaltung darbieten.

Bey Frau Hofrath Schopenhauer[1] sind der Donnerstag und der Sonntag jeder auf seine Art interessant: der erste wegen vieler Societät, wo man eine sehr mannigfaltige Unterhaltung findet; der zweyte, wo man wegen kleinerer Societät genöthigt ist, auf eine concentrirte und concentrirende Unterhaltung zu denken; und was du dir kaum vorstellen könntest, in kurzem wird unser geselliges Wesen eine Art von Kunstform kriegen, an der du dich gelegentlich selbst ergetzen sollst . . .

---

[1] Joh. Henriette Schopenhauer (1770—1838) Bd. V, S. 249.

Wenn das Papier noch mehr Raum darböte, so möchte ich noch manches mittheilen. Nimm indessen mit dem Gegenwärtigen vorlieb. Laß mich bald von dir hören und reize uns von Zeit zu Zeit zu Mittheilungen.

Weimar den 25. November 1808. Goethe.

1224.*

An Cotta.

(2. December.)

Da mir bisher alles so glücklich gegangen ist, so sah ich den Verlust der ersten Lieferung auf Velin als eine kleine Revanche an, die das Geschick an mir nehmen wollen, indem der Fall mir wie Ihnen sehr unangenehm war. Doch ließ ich nach Ihrer letzten positiven Antwort nochmals alles durchsuchen und sie fanden sich wirklich. Es möchte mir nun beynahe wie dem Polykrates bange werden; doch hoffe ich es soll nichts zu sagen haben, da mein Zustand nicht auf Tyranney gegründet ist.

Von so vielen Freunden, und vorzüglich von Ihnen, war ich überzeugt daß Sie lebhaften Antheil nehmen würden an dem, was mir Gutes widerfahren, und ich will gerne gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf eine solche Weise zu stehen.

Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ, und nicht undeutlich ausdruckte, daß mein Wesen ihm gemäß sey; wie er mich denn auch mit besondrer Gewogenheit entließ, und das zweytemal in Weimar die Unterhaltung

in gleichem Sinne fortsetzte, so daß ich in diesen seltsamen Zeitläuften wenigstens die persönliche Beruhigung habe, daß wo ich ihm auch irgend wieder begegne, ich ihn als meinen freundlichen und gnädigen Herren finden werde. Wie werth muß mir in dieser Betrachtung das hinterlassene Zeichen seyn, und wie höchst vergnüglich das demselben zugefügte Russische: denn wer möchte nicht gern ein Denkmal jener wichtigen Epoche besitzen, ein Zeichen der Vereinigung zweyer so großen als entfernten Mächte, wenn es auch weniger schmeichelhaft wäre. Daß alle litterarischen Arbeiten zugleich mit allen andern Geschäften durch diese Begebenheiten unterbrochen worden ist leider zu vermuthen. Ich versuche dieses und jenes wieder anzuknüpfen; noch aber will es nicht fließen. So ist indeß von der Farbenlehre leider nur ein Bogen zu Stande gekommen . . .

Diese Tage ist bey uns eine höchst merkwürdige Erscheinung vorübergegangen. Mr. Lemarquand, an dem wir schon, als er französischer Kommissär in Erfurt war, einen uneigennützigen, ehrliebenden und geistreichen Mann kennen lernen, hat sich die letzte Zeit in Berlin aufgehalten und ohne sonderliche Kenntniß des Deutschen sich an den Faust dergestalt attachirt, daß er mir ihn theilsweise, das Buch vor sich habend, sehr frey und anmuthig in Prosa übersetzte. Die dunklen Stellen fühlt und kennt er auch alle und hat über manche Erklärung verlangt und erhalten. Einige Stellen hatte er schon poetisch übersetzt, sehr heiter und glücklich. Ich kannte schon früher kleinere poetische Sachen von ihm die sehr gelenk und elegant sind. Den Sinn des ganzen sowohl als der einzelnen Charaktere und Situationen hat er vollkommen durchdrungen. Ich wünschte mir viel solche deutsche Leser. Nun arbeitet er das Einzelne durch und will nicht ruhen bis er das Ganze zu einer genießbaren französischen Production umgearbeitet hat. Er wird während

seiner Arbeit mit uns beständig conferiren und das Resultat wird immer höchst merkwürdig seyn, weil der französische und deutsche Geist vielleicht noch niemals einen so wunderbaren Wettstreit eingegangen haben ...

1225.*

An C. F. v. Reinhard.

Seyn Sie mir also, verehrter Freund, in der Nachbarschaft willkommen! Vielen Dank daß Sie mich aus meiner Ungewißheit gezogen. Wären Sie doch einige Tage früher nach Frankfurt gekommen, so hätten Sie meine Frau angetroffen, die sich sehr glücklich gefunden hätte, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn wieder zu begegnen. Lassen Sie uns nun wegen unserer Zusammenkunft nähere Abrede nehmen. In diesen letzten Tagen war unsre kleine Theaterwelt in einer starken Krise, woran sogar das Publicum Theil nahm. Es wird zwar nicht schwer seyn alles wieder in die rechten Fugen zu rücken; doch kann ich mich in der ersten Zeit nicht entfernen, auch steht es zwar mit meiner Gesundheit ganz leidlich, doch möchte ich mich gerade in dem Augenblick nicht auf den Weg machen ...

Also ist das wunderbare Wort[1] des Kaisers womit er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrungen? Sie sehen daraus, daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das Ecce homo im umgekehrten Sinne auf mich angewendet worden. Übrigens habe ich alle Ursache mit dieser Naivetät des Herrn der Welt zufrieden zu seyn ...

Weimar den 2. December 1808. Goethe.

---

[1] »Voilà un homme!« (Riemer, Briefe von und an Goethe S. 325). Nach Goethes späterer Niederschrift lautet der Ausspruch »Vous êtes un homme.« Ausführliches über Goethes Audienz bei Napoleon in Geiger „Aus Alt-Weimar" und bei Suphan, Goethe-Jahrbuch XV, S. 20 ff.

1226.

An Marianne v. Eybenberg.

Weimar den 4. December 1808.

Nun ſollten wir, theure Freundin, unſern Brief eigentlich mit Scheltungen anfangen. Denn wie iſt es möglich, daß eine im diplomatiſchen Weſen gewandte Dame ſechs Wochen in Dresden bettlägrig ſeyn kann, ohne durch einen Arzt, einen Freund, ja etwa durch einen gewandten Kellner ſelbſt die ihr ſo ſehr Verbundenen zu benachrichtigen, daß es ihr nicht zum Beſten gehe, daß ein theilnehmendes Wort, (oder) es muß heißen und irgend ſonſt eine intereſſante Mittheilung ihr Vergnügen machen würde. Was für wunderliche Künſte brauchen die Gefangenen, ſich nach außen mitzutheilen, und Ihnen iſt keine davon in der Freyheit eingefallen. Haben wir doch immer allerley Curioſa, die von einer oder der anderen Seite reizend ſeyn möchten ...

Vor allen Dingen haben wir Nachricht zu geben, daß wir wirklich, nachdem die Fluth der Kaiſer und Könige ſich von unſeren Bergeshöhen zurückgezogen hat, wieder einigermaßen bey Sinnen ſind und daß gegenwärtig der Geſcheuteſte ſich blos dadurch von dem Albernen unterſcheidet, daß er weiß, nach ſo capitalſeltſamen Begebenheiten ſey er etwas weniger verrückt als die übrigen. Unterſucht man die Grade der Verrücktheit, ſo findet man die für die tollſten, die ſich einbilden, ſie hätten wirklich eine Art von Urtheil über das, was ſie geſehen haben.

Wer jedoch Alles geſehen hätte, was auch nur öffentlich in dieſen Zeiträumen bey uns ſich ereignet, der könnte ſchon ſagen, daß ihm das Bunteſte und Wunderlichſte vor den Augen vorüber gegangen wäre. Ich ſelbſt war nicht ſo

glücklich; denn da ich mich körperlich und geiſtig zu menagiren Urſache habe, ſo konnte ich in dieſen Tagen eigentlich nur gegenwärtig ſeyn, wo ich gefordert war und wo ich was zu leiſten hatte.

Die franzöſiſchen Schauſpieler ſind mit ihrer wunderſamen, obgleich in der Verirrung tüchtig begriffenen Kunſt bis nach Weimar gelangt[1] und haben in dem Hauſe geſpielt, durch deſſen Dach zwey Jahre vorher eine franzöſiſche Kugel durchflog. Es iſt nun darüber eine gewaltige Bewegung, die mich nichts angeht. Ich wollte nur, ich könnte durch ein ungeheures Wunder aus dieſem franzöſiſchen Tragödienſpiel das Falſche durch einen Blitzſtrahl herausbrennen; ſo hätte die Welt noch immer Urſache zu erſtaunen über das Rechte, was übrig bliebe.

Talma iſt ein köſtlicher Menſch, der aber auch, wie wir Alle, von dem Elemente leidet, in dem er ſchwimmt, der, indem er mit Wind und Wetter kämpft, gar wunderliche Richtungen nehmen muß, wiſſend oder unwiſſend — was geht mich das an! — die ihn von dem Ziele, nach dem er ernſtlich ſtrebt, zu entfernen ſcheinen. Das Blatt geht zu Ende und ich könnte nun erſt anfangen zu erzählen, was von jener Epoche an ſich bey uns ereignet. Humboldt von Rom iſt angekommen und hat ſein Hauptquartier in Erfurt aufgeſchlagen. Mathematiker, Baumeiſter und anmuthige Künſtler ſind unſre Nachbarn und Tiſchgeſellen geworden. Wir erwarten Wernern, Oehlenſchlägern, Baggeſen, Arnim, Brentano, Gerning, Kügelgen, und wenn das Glück will, ſo muß uns von den zwölf großen und den zwölf kleinen Göttern dieſen Winter keiner fehlen. Nun da es an den Schluß geht, merke ich erſt, daß ich in's Großthun und Aufſchneiden

[1] Am 6. Oktober, anläßlich der Anweſenheit Napoleons, ſpielte das Théâtre français im Weimarer Theater Voltaires „Tod Caeſars".

gekommen bin. So fatal das in der Politik ist, so lustig ist es in der Societät. Nehmen Sie also, daß an alle dem, was ich bisher gesagt, kein wahres Wort sey, und lachen Sie darüber. Dafür soll das letzte desto wahrer seyn, daß ich Ihnen herzlich ergeben bin, und daß ich mich Ihrer schönen Wirthin und Freundin recht ernstlich empfohlen wünsche.

Goethe.

1227.*

An A. v. Goethe.

(5. December.)

Dadurch daß deine liebe Mutter dich in Frankfurt gesehen und nachher in Heidelberg besucht hat, fühle ich mich beynahe eben so als wenn wir selbst wieder zusammen gewesen wären. Deine Krankheit erfuhr ich zugleich mit deiner Genesung und so ward mir diese Nachricht erträglicher. Leider daß sich durch das Übel, welches du erduldet, die alte Wahrheit bestätigt, kein Ort auf der ganzen Erde sey eigentlich für einen gesunden Aufenthalt anzusprechen. Jedes Clima, jede Lage, haben ihre Tücken; nimm dich vor den Heidelbergischen ja so gut in Acht als es gehen will. Mich freut es, daß du an dem Vossischen und Thibautschen Hause so gute Freunde gefunden hast. Lasse dich ja nicht durch Kleinigkeiten empfindlich oder gar mißtrauisch machen und lerne bey Zeiten, daß man in der Welt, was nur irgend möglich ist, vermitteln soll. Es giebt Verhältnisse genug mit denen das nicht angeht.

Ich freue mich deines Fleißes, und es ist recht wohl gedacht und gethan, daß du dir die besondern halbjährigen Zeugnisse von deinen Lehrern erbittest. Du nimmst dadurch das löbliche stillschweigende Engagement, daß du immer so

fortfahren wolleſt und werdeſt. Inſofern dergleichen Zeugniſſe zu deiner künftigen Legitimation dienen ſind ſie auch höchſt ſchätzenswerth: denn in einer Zeit, wo alles ſo wunderlich und willkürlich durcheinandergeht, iſt es nicht genug ſich mit innerm Verdienſt zu rüſten; man thut auch wohl, wenn man ſich nach außen bepanzert und ausputzt.

Mir iſt es im Ganzen recht wohl gegangen, nur haben mir die Händel beym Theater ſchon mehrere Wochen eine Störung in die vorgenommenen Arbeiten gebracht. Es geht mit dieſer Kriſe, wie mit Kriſen in einem Körper, der ſich mit allerley heimlichen Mängeln hinſchleppt die vielleicht gar ſelbſt einander die Wage halten, und eine Art von kranker Geſundheit ausmachen; wird dann aber auch zufällig hier einmal das Gleichgewicht aufgehoben, dann geht es bunt her und es wird ſchwer den völligen Untergang zu verhüten. Noch habe ich nicht alle Hoffnung aufgegeben, und wenigſtens die Sache theils für mich, theils mit Wohlgeſinnten genugſam durchgedacht, um eine Radicalkur dem Patienten vorſchlagen zu können . . .

Ich vernehme von der Mutter, daß du wegen deiner rothen Backen Anfechtungen haſt, und daß es Leute giebt, die behaupten ſolche Farbe ſey eben nicht grade ein Anzeichen guter Geſundheit. Ich hoffe du wirſt ſelbſt von dieſer Gunſt der Natur, womit ſie dich bezeichnen wollen, einen beſſern Begriff haben, und immer ſo fort leben, wie bisher, daß du ſie nicht verſcherzeſt.

Deine übrigen weimarſchen Correſpondenten, deren du wie ich weiß nicht wenige haſt, werden dir von dem was vorgeht ſchon umſtändliche Nachricht geben.

Über die Erfurter Zuſammenkunft der Kaiſer und Könige iſt eine Art von höchſt abgeſchmacktem Tagebuch[1] zum Vorſchein

[1] „Erfurt in ſeinem größten Glanze während der Monate September und Oktober 1808.“ (Erfurt bei Fried. Aug. Knick 1808.)

gekommen. Vielleicht lege ich es dir bey, wenn die Weyhnachtssendung abgeht, welche ſoeben von der Mutter vorbereitet wird. Nun lebe recht wohl und ſchreibe mir von Zeit zu Zeit, wie du dich befindeſt und wie du in dem ernſten Gebäude der Pandecten herumwanderſt. G.

1228.

An J. J. Willemer.[1]

Noch ehe ich Ihnen, theurer alter Freund, ein Wort des gefühlteſten Dankes zu ſagen mich entſchließen konnte, erſcheint ſchon ein Brief von Ihnen an meine gute Frau, der mich ſo ſehr erfreut als das was ſie mir mündlich und ſchriftlich mitbrachte. Nehmen Sie den aufrichtigſten Dank für das viele Gute, das Sie den Meinigen erzeigt, und für jeden Antheil, den Sie an uns nehmen. Wie ſehr wünſchte ich einige Zeit mit Ihnen zu verleben, theils um mich früherer Jahre zu erinnern, theils um mich über manche Reſultate des Lebens mit Ihnen zu beſprechen. Ich begreife recht wohl, daß Sie bey allen Gütern, womit das Glück Sie begünſtigt hat, ſich doch manchmal in einer peinlichen Lage befinden, die aber nach meiner Einſicht blos von einem unvollendeten Streben herkommt. Diejenigen Menſchen die nichts weiter verlangen als dasjenige, was Welt und Natur gleichſam von ſelbſt geben, ſind am beſten dran und gewinnen meiſtens den Vorſprung vor denen, welche Forderungen einer höhern Bildung an ſich und andere machen, und welchen der Vorſchmack höherer Genüſſe in ihr Inneres eingepflanzt iſt. Dergleichen Anlagen völlig fertig auszubilden, zu wiſſen was wir ſelbſt ſollen und vermögen, und was wir von unſern

[1] Bd. V, S. 81.

Umgebungen erwarten können, darüber geht meistentheils das Leben hin und man darf wohl sagen, daß der isolirte Mensch hier niemals zum Ziele gelangt; ja sogar wenn er auch so glücklich wäre mit gleichgesinnten zu wirken, so wird er sich doch nur dem Unerreichbaren immer mehr und mehr anzunähern scheinen. Doch wie mag man über solche Hauptpunkte schreiben, da Gespräche darüber allein erquicklich und fördernd seyn können. Leben Sie recht wohl und gedenken unsrer mit den lieben Ihrigen.

Weimar, den 5. December 1808.

J. W. v. Goethe.

1229.*

An C. G. v. Voigt.

... Betracht' ich nun Vorstehendes,[1] wegen dessen Weitläufigkeit ich mich zu entschuldigen habe, obgleich nicht der tausendste Theil von dem was zu sagen wäre, gesagt ist, so bin ich doch eigentlich dem Zwecke nicht näher gelangt; denn wollte man auf meine, blos das detail betreffende Erinnerungen achtend, eine Constitution entwerfen, so würde sie doch nur scheinbar, aber keineswegs dauerhaft seyn, und ich bin, eingedenk so vieler Erfahrungen, auf das innigste überzeugt, daß in 14 Tagen bis vier Wochen dennoch die größten verderblichsten Händel und Extreme abermals hervorbrechen würden und die Sache noch schlimmer als gegenwärtig stehen würde. Soll ich deswegen aufrichtig seyn, so weiß ich kein Heilmittel für den gegenwärtig sehr verletzten Zustand des Weimarischen Theaterwesens als die Separation des Schauspiels von der Oper, gleich soviel wie möglich, und zunächst völlig.

[1] Goethes eingehende Antwort auf die „Mittheilung einer projektirten Constitution einer Hoftheater-Direktions-Commission."

Sollte dieſer Vorſchlag nicht ganz verwerflich gefunden werden, ſo erbiete ich mich einen Aufſatz über die Nothwendigkeit, Thunlichkeit und Schicklichkeit einer ſolchen Trennung ungeſäumt einzureichen, indem ich mich erbiete bey einer neuen Einrichtung die Stelle eines Intendanten und Chefs der Theater-Commiſſion im Allgemeinen zu übernehmen, mich dem Schauſpiel insbeſondere zu widmen und, nach Serenissimi mir bekannten Intentionen, nicht allein das bisher übliche fortzuſetzen ſondern auch bey hinwegzuräumenden Hinderniſſen mit neuer Luft und Energie der Zeit und ihren Forderungen gemäß fortzuſchreiten.

Wobey ich nur noch bemerken will, daß baldige Reſolutionen nöthig ſind, weil ein ohnehin ſchwankendes Geſchäft höchlich periclitirt, wenn eine Anzahl dabey nothwendiger Menſchen auch nur für einige Zeit wegen ihres künftigen Schickſals in Furcht und Sorge geſetzt werden.

Mein guter Wille und meine redlichen Abſichten, ſo wie der Drang des Augenblicks, mögen vorſtehendes entſchuldigen und ſuppliren. Weit beſſer würden ſolche Dinge mündlich verhandelt, wenn mündliche Verhandlungen nicht andere Nachtheile hätten.

Weimar den 7. Decbr. 1808.

J. W. v. Goethe.

1230.

An Eichſtädt.

Ew. Wohlgeboren

überſende die mitgetheilten Manuſcripte[1] mit vielem Dank. Meine Meinung darüber iſt kürzlich folgende:

[1] Für die Literatur-Zeitung.

1. Der Aufſatz gegen Schlegel iſt eine jammervolle Salbaderey, wodurch die Fragen um nichts weiter ins Klare kommen. Man könnte ſich erbieten ihn einzurücken, wenn ihn ein bekannter Mann unterſchreiben wollte. Mich däucht dieß kann man in dem gegenwärtigen Falle verlangen. Warum ſollte ſich der Verfaſſer nicht nennen, da ein genannter Künſtler gegen einen genannten Schriftſteller vertheidigt wird?

2. Der Aufſatz über den erſten Band meiner Werke hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich erkenne darin den Mann, der von jeher mit Wohlwollen meinen Arbeiten ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte und der ein Intereſſe fand ſich meine Art und Weiſe zu vergegenwärtigen. Er hat Gedichte und Stellen, auf die ich ſelbſt einen beſonderen Werth lege und die lange unbemerkt geblieben ſind, hervorgezogen und ſich überhaupt, wie mich dünkt, mit Offenheit und Redlichkeit betragen.

3. Die auf altdeutſche Poeſie ſich beziehenden Aufſätze haben mir deſto weniger Freude gemacht. Dem Verfaſſer fehlt es gar ſehr an hiſtoriſchen Kenntniſſen. Das habe ich deſto lebhafter gefühlt, da ich ſelbſt von ihm etwas zu lernen gewünſcht hätte. Was ſoll man zu der großen Lücke zwiſchen Bodmer und Tieck ſagen? Warum iſt denn von Herdern einmal gar nicht, und das andere Mal nur im Vorbeygehn die Rede? Wer dieſe vierzig Jahre mitgelebt und mitgewirkt hat, der weiß beſſer, wem man dieſe Ärnten ſchuldig iſt, welche die jungen Herren mit ſoviel Dünkel abmähen. Das Wunderhorn,[1] das ich ſchätze, iſt keineswegs unmittelbar und augenblicklich aus dem Boden entſprungen. Es geziemte denen, die ſich mit ſolchen Dingen abgeben, die Geſchichte ſolcher Erſcheinungen zu erforſchen. Ferner gehört der Ver-

[1] „Des Knaben Wunderhorn“ von Arnim und Brentano.

faſſer zu den eingebildeten Neulingen, die gegen das was ſie Äſthetik nennen ſich auflehnen, damit nur ihre Orakelſprüche als etwas erſcheinen ſollen. Nicht daß ich alles verwerfe, was die neue Zeit lebhafter als die ältere treibt, aber wie verdrießlich iſt es erprobte Maximen des Urtheils von ſolchen verworfen zu ſehen, die in jeder Äußerung zeigen, daß ſie weder von Gehalt noch von Behandlung eines Kunſtwerks den wahren Begriff haben. Ich will gerne glauben, daß ich dem Verfaſſer einigermaßen Unrecht thue: denn ich muß geſtehen, daß ich nur den geringſten Theil der Blätter geleſen habe; aber ich ſehe gar nicht ein, warum man gegen Ungerechte gerecht ſeyn ſoll. Ich war ſchon einigemal in Verſuchung bey gegebenem Anlaß mich in Ihrer Zeitung[1] einmal derb und deutlich über dieſes Unweſen vernehmen zu laſſen; doch wer behielte die Luſt einen Mohren zu waſchen? und ich habe in meinem Leben genug erfahren, daß die Thoren von vernünftigen Menſchen grade nur ſoviel lernen und annehmen, als ſie brauchen um noch närriſcher zu ſeyn.

Für ein Neujahrsprogramm wird geſorgt. Das Kupfer wird hoff' ich etwas angenehmes darſtellen.

Der ich recht wohl zu leben wünſche und mich zu geneigtem Andenken empfehle.

Weimar den 8. December 1808.

Goethe.

Laſſen Sie ſich jedoch durch obenſtehendes nicht abhalten Aufſatz und Recenſion abdrucken zu laſſen. Dergleichen Geſinnungen müſſen doch nun einmal ins Publicum und es iſt gut, daß es je eher je lieber geſchehe. Der Widerſtreit wird erregt und die Sichtung geſchieht. Über die Recenſion des Attila[2] nächſtens.

---

[1] Der Jenaer Literatur-Zeitung.

[2] Von Zacharias Werner.

1231.

An C. G. v. Voigt.

Wenn ich in meinem vorgeſtrigen Aufſatz den Vorſchlag that, daß man beym Weimariſchen Theater das Schauſpiel von der Oper trennen möchte; ſo habe ich nur einen Gedanken, einen Wunſch geäußert, den ich ſchon längſt gehegt. Ich erlaube mir, ehe ich unſern beſondern Fall ausſpreche, einige allgemeine Betrachtungen.

Die Oper iſt ihrer Natur nach von dem Schauſpiel durchaus unterſchieden; ſie iſt es auch bey den Nationen geblieben, die, indem ſie etwas Vollkommnes Auffallendes auf ihrem Theater ſehen wollen, die verſchiedenen Arten der Kunſtwerke auf ſtrengſte ſondern. In Deutſchland iſt die Oper nach und nach und man möchte ſagen zufällig mit dem Schauſpiel verknüpft worden. Um nicht allzuweit vorwärts zu gehen, ſo bringe ich in Erinnerung, daß vor vierzig bis funfzig Jahren die Oper:[1] der Teufel iſt los, zuerſt große Senſation erregte worauf die Hillerſchen Opern folgten, bey denen es gar keine Sänger brauchte, um ſie ganz leidlich vorzutragen. Die Franzöſiſchen kleinen Operetten, das Milchmädchen[2] und dgl., kamen im ſüdlichen Deutſchland zuerſt auf die Bühne durch Marchand, einen Director, der ſelbſt leidlich ſang und ſich mit Verſemachen abgab. Hier hatte die Epoche der Handwerksopern ihren Anfang; die Schmiede, Böttcher, Töpfer erſchienen hintereinander; die Action des gemeinſten Schauſpiels ward durch Muſik und Tact etwas veredelt; die erſten ſchmuckloſen italiäniſchen Opern: das gute Mädchen, Robert und Caliſte, die eingebildeten Philoſoſophen,[3] ſchloſſen ſich an und die Directoren

[1] Von Weiße.
[2] Von Duni.
[3] Sämtlich von Paeſiello.

fanden es sehr bequem, mit sehr wenigem Aufwand von Naturell und Talent das Publicum zu unterhalten, ja zu entzücken. Man erinnere sich der Zeit, in welcher ein Ackermann lange auf dem Weimarischen Theater für den ersten Buffo und seine Frau wenigstens als zweyte Sängerinn gelten mußte. Man erinnere sich der Gattinn des Director Belluomo, die, mit einer leidlichen Stimme, einem völlig oberdeutschen Dialect und einem unscheinbaren Äußeren, mehrere Jahre die ersten Liebhaberinnen vortrug.

Dieser Art auf eine genügsame Weise sich zu vergnügen, gab Dittersdorf neue Nahrung. Personen aus dem gemeinen Leben, lebhafte Intriguen, allgemein faßlicher Gesang, verschafften seinen auf einem Privat-Theater entstandenen Opern einen allgemeinen Umlauf, und wer in Weimar mag sich nicht gerne des rothen Käppchens[1] erinnern, mit dessen heiterer Erscheinung das jetzige Hoftheater eröffnet wurde.

In einem ganz entgegengesetzten höheren Sinne hatte Mozart durch die Entführung aus dem Serail Epoche gemacht. Diese Oper, noch mehr aber die Zauberflöte, die eigentlich nur den Theatermeistern Mühe machte, wurde unzähligemal wiederholt und beyde brachten das darauf verwendete reichlich ein, weniger die folgenden Zauberopern, die auch nach und nach alle von der Bühne verschwunden sind.

Indessen hatten sich bey Aufführung solcher Singstücke bessere Stimmen nötig gemacht, eigentliche Sänger wurden engagirt und je besser sie wurden, je mehr traten sie mit dem Schauspiel außer Verhältniß. Auch unser Theater war glücklich genug manche zu besitzen, bis wir endlich in der letzten Zeit das Singspiel auf einem Gipfel sahen, wo es wohl verdiente, eine Anstalt für sich zu heißen. Ich brauche

[1] „Das rote Käppchen" zweiaktige Oper von Dittersdorf, bearbeitet von Vulpius; Erstaufführung 7. Juni 1791. Die Eröffnungsvorstellung des Theaters hatte am 7. Mai stattgefunden mit Goethes Prolog Ifflands „Jäger".

nur einiger Aufführungen: der Müllerinn, der Camilla, der Wegelagerer[1] zu gedenken, und man wird mich alles andern Beweises überheben.

Indessen hatte aber auch in Rücksicht auf die innere Einrichtung, besonders was Vorbereitung und Proben betrifft, die Oper das Übergewicht über das Schauspiel genommen. Jene braucht ihrer Natur nach mehr Proben als dieses, aber bey uns waren sie ganz außer allem Verhältniß. Man unternahm, es ist wahr, schwere Opern, aber man brachte sie meiner Überzeugung nach viel zu langsam zu Stande, und wenn auch dieß nicht zu ändern gewesen wäre, so wiederholte man eine, endlich mit so viel Mühe und Aufopferung zu Stand gekommene Oper nicht oft genug, nicht einmal so oft, daß das Publicum hätte damit bekannt werden und ihr Geschmack abgewinnen können. Singspiele welche lange gelegen bedurften gleichfalls vieler Proben, und weil es meist solche waren in welchen Chöre und Statisten nöthig sind, so wurden die Schauspieler dabey gleichfalls fatigirt, und es war bey uns zuletzt fast herkömmlich, daß weil der Sonnabend brillant seyn sollte, Montag und Mittwoch vernachlässigt, ja oft dem Zufall überlassen wurden: denn indem man bedeutende Stücke an diesen Tagen nicht geben wollte, um sie einen Sonnabend zu bringen, wenn die Oper ebenfalls fehlte, indem man Personen, welche zugleich im Schauspiel und in der Oper bedeutend sind, des Mittwochs nicht zumuthen konnte eine starke Rolle vorzutragen; so kam in die monatlichen, ja wöchentlichen Austheilungen, wobey man unmöglich alle und jede wechselseitigen Verhältnisse stets vor Augen haben konnte, ein solches Schwanken, das der Direction höchst verdrießlich seyn mußte und von Hof und Publicum oft genug unangenehm empfunden ward.

[1] Von Paesiello und Paer.

Der Vorschlag Schauspiel und Oper zu trennen hat daher den Hauptzweck beyde Gattungen auf sich selbst zu weisen, um jede separat zu ihrer Pflicht anhalten zu können. Sobald der Schauspieler ohne Zerstreuung seine Zeit der Erlernung neuer Stücke, der Repetition älterer widmen kann, sobald man festsetzt, daß Sonnabends gewiß Oper seyn werde, so hat der Schauspieler den Donnerstag, Freytag, Sonnabend und Sonntag vor sich, um Montag und Mittwochs ehrenvoll und zur Freude der Zuschauer zu erscheinen. Austheilungen können auf einen Monat gemacht werden und müssen gehalten werden. Von Zeit zu Zeit eintretende Unmöglichkeiten sind von keiner Bedeutung, wenn nur nicht jeden Augenblick die Willkür waltet.

Man bedenke hier vor allen Dingen, daß der Hauptzweck unsers Theaters sey, dreymal die Woche bedeutende, gefällige Vorstellungen zu geben. Darauf muß man losgehen, alles andere sind Nebensachen.

Durch die Trennung des Schauspiels von der Oper kann bey uns dieser Zweck ganz allein erreicht werden. Die Haupturſachen sind oben schon angedeutet; es liegen aber noch andre im Hintergrund, welche sich zu künftiger, vielleicht nur mündlicher Mittheilung qualificiren. Wollte man eine solche Scheidung im Augenblicke streng machen, so würde sich finden, daß das Schauspiel wohl ohne die Oper, die Oper aber nicht ohne das Schauspiel bestehen könnte. Man lasse daher vorerst diejenigen die eigentlich als Schauspieler anzusehen sind, wie Unzelmann und Deny, bey der Oper mitwirken; nur gehe man aufs schärfste zu Rathe, wie die Proben vermindert und das Einstudiren einer Oper beschleunigt werden könne, damit solche Personen nicht mehr als billig von ihrer Obliegenheit beym Schauspiel abgehalten werden.

Das zweyte was einer Trennung entgegen zu ſtehen ſcheint, iſt, daß man bey Oper und Schauſpiel wechſelſeitig Statiſten und reſpective Choriſten gemacht hat. Dieſes alte Recht der Directionen die beſten Schauſpieler und Sänger zu den geringſten Functionen zu beordern, iſt für einen Entrepreneur, beſonders für einen herumziehenden, von Bedeutung, und man hat ſich es bisher bey der Commiſſion, welche in jene Stelle eintrat, ganz wohl gefallen laſſen. Unterſucht man aber genau wie viel man davon nachgelaſſen, wie mancher, wo nicht ausdrücklich, doch ſtillſchweigend, wo nicht für immer, doch öfter, dispenſirt und freigelaſſen; ſo zeigt ſich, daß es in der Ausübung keineswegs ſo viel als man glaubt, relevire.

Das Schauſpiel ſo wie die Oper würden künftig noch immer in ſich ſelbſt Statiſten machen. Bey der Oper ſind die Chorſchüler gegenwärtig, und wenn man zu den ſubalternen Sängerinnen, die anfangs noch bey der Oper mitwirken möchten, einige Mädchen aus der Stadt heranzieht, ſo würde nichts verloren und viel gewonnen ſeyn.

Überhaupt müßte es leichter ſeyn als jemals, ſich ein ſtehendes Chor zu bilden, da durch den Einfluß der großen Berliner Singacademie ſich überall Privatgeſellſchaften bilden, die eine Freude darin finden mehrſtimmige Geſänge auszuführen. In Berlin ſelbſt haben ſich mehrere ſolche Privatchöre gebildet, in Halle, Leipzig, Jena, Weimar ſind ſie auch ſchon entſtanden und es bedürfte bey uns nur ein geringes, um eine ſolche Neigung weiter zu verbreiten. Noch nie iſt ein Zeitpunkt günſtiger geweſen als der gegenwärtige.

Es möchte unfreundlich ausſehen, wenn ich hier umſtändlich ausführen wollte, wie vorzüglichere Sänger, wenn man ſie zum Chorgeſange fordert, zwar erſcheinen, um nicht geſtraft zu werden, aber keinen Laut von ſich geben; welches man nicht eben ſo gut als eine Abweſenheit beweiſen konnte.

Daß noch manches bey einer neuen Einrichtung wird zu bedenken, daß noch manches wird zu thun ſeyn, bis die beyden getrennten Abtheilungen des Theaters ſich in ſich ſelbſt runden und conſolidiren, liegt in der Natur der Sache. Was wegen Lauchſtädt zu thun ſey, wird gefragt werden, worauf ſich aber auch recht gut wird antworten laſſen.

Führt man aber die Oper wieder mehr zum Geſang, das Schauſpiel mehr zur Recitation und Declamation zurück, entäußert man ſich nach und nach alles unnöthigen Prunks und Lärms, ſo wird die Anſtalt nach innen und nach außen gewinnen und die Caſſe gewiß nichts verlieren. Schon wenn die Montage und Mittwoche bedeutender werden; ſo muß eine erhöhte Einnahme an dieſen Tagen ſchon manchen Sonnabend-Statiſten bezahlen. Es giebt noch andere Vorſchläge zu Erhöhung der Einnahme, und gewiß wenn mehr Einheit und Einigkeit in die verſchiedenen Gliederungen der neuen Einrichtung gebracht werden, ſo laſſen ſich manche faux-frais vermeiden, deswegen mir ſelbſt höchſt angenehm iſt, daß jemand mit friſchem Blick zu den Caſſegeſchäften hinzutritt.

Ganz unſchätzbar aber für den raſchern Gang der Geſchäfte, für beſſere Disciplin und ſo vieles andere, iſt bey der neuen Maßregel, daß die Wöchnerſchaft[1] aufgehoben werde. Genaſt würde allein bey dem Schauſpiel, Becker allein bey der Oper angeſtellt, und man wüßte genau was man von Jedem zu erwarten und zu fordern hätte; und jeder könnte ſich mit dem was er leiſtet, beſonders und perſönlich, Ehre machen.

So viel zur allgemeinen Einleitung des Vorſchlags. Zu weiterer Aufklärung und näherer Beſtimmung deſſelben würde ich unterthänigſt bitten, Durchlaucht geruhten auf Unterzeichneten, auf den Hofcammerrath Kirms und den

[1] Die Einrichtung der Wochenregiſſeure.

Rath Kruſe ein Commiſſorium zu ſtellen blos zu dem Zwecke die Sache von allen Seiten durchzudenken und zu bearbeiten, wobey die bekannt gewordenen gnädigſten Intentionen im Auge behalten, und die übrigen Einrichtungen ſo weit als möglich ins Detail verfolgt würden. Ein Aufſatz deshalb würde baldmöglichſt mit unterthänigſtem Bericht einzureichen und Serenissimi höchſte Entſchließung abzuwarten ſeyn.

Weimar den 9. Decemb. 1808. Goethe.

1232.

An C. G. v. Voigt.

(11. December.)

Unter uns wenigſtens ein aufrichtiges Wort! in einer Sache die eigentlich blos hinter dem Mantel geſpielt wird. Ich überſende mein Ultimatum. Hier tritt freylich ein neuer Hauptpunckt ans Licht sub No. 5.[1] Ich glaube nicht daß man jenſeits nachgeben wird und ich werde kein Haarbreit weichen. Es ließ ſich vorausſehen daß die Sache hier ſcheitern würde. Mündlich mehr. Bitte alles ſchriftliche abzulehnen.

G.

1233.

An C. G. v. Voigt.

(Mitte December.)

Ew. Excell.

habe ein eilig Blättchen geſchrieben mit Bitte zu verhindern daß nicht etwa ein Reſcript erlaſſen werde, welches die

[1] Nr. 5 von Goethe am gleichen Tage überſandter „Punktation“ lautet: „Der Geheimerath von Goethe beſorgt das Kunſtfach beym Schauſpiel allein und unbeſchränkt.“

Commiſſion als ſchon formirt anſieht, ich würde es nicht eröffnen. Als Diener will ich mit zwey andern Dienern gern die Sache in die gröſte Klarheit ſetzen; aber wenn zuletzt nach dem was meine völlige Überzeugung iſt nicht gehandelt werden ſoll, wenn Serenissimus dieſen unmittelbaren Einwirckungen, wie leider Sonnabends eine geſchehen, nicht rein entſagen; ſo muß ich aus der Sache ſcheiden. Dies unter uns. In der Maaße bitte das Commiſſorium zu ſtellen, daß der Auftrag nach erſtattetem Bericht expirirt. Verzeihung!

G.

1234.

An Silvie v. Ziegeſar.[1]

Wenn Sie, liebſte Silvie, lange nichts von mir vernommen und auch heute nur wenig Zeilen ſehen; ſo rechnen Sie es auf die Düſterheit der kurzen Tage, die mir durch mancherley hin und widerſinnen und reden noch trüber geworden. Schon dachte ich von der theatraliſchen Welt abgeſchieden zu ſeyn, durch den Ruf und Willen unſrer theuren Herzoginn aber kehre ich in ein Leben zurück das wenig Reitze mehr für mich hat. Wie gern flüchteten ſich meine Gedancken manchmal zu Ihnen, und leider auch Sie weiß ich in einer Lage die höchſt peinlich iſt und gegen die ich die meinige als glücklich preiſen kann. Laſſen Sie mir doch recht bald wieder von Sich und dem Befinden Ihrer theuren Mutter etwas erfahren.

Da ich die ganze Zeit her von Gäſten, lieben und gleichgültigen, heimgeſucht worden, ſo kam das herrliche Wildpret das Ihr Herr Bruder mir ſchickte der Küche ſehr zuſtatten. Erſuchen Sie ihn auf's ſchönſte von Zeit zu Zeit

[1] Ziegeſars jüngſte, 1785 geborene Tochter.

meiner zu gedencken. Was an den Jenaiſchen Schloßvoigt gelangt ſendet mir dieſer gleich herüber. Meine Schuld deshalb will ich danckbar abtragen.

Auch heute ſeh ich wieder Jenenſer. Die Frommanniſchen und Steffens. Was ich dabey dencke und wünſche können Sie Sich wohl vorſtellen. Möge mich das neue Jahr bald zu Ihnen führen! Sagen Sie mir indeſſen einige Worte. Viele Grüße den theuren Ihrigen.

W. Sylveſter 1808. G.

1235.

An A. v. Goethe.

Du haſt von mir, mein lieber Auguſt, lange nichts gehört. Indeſſen wirſt du von deiner Mutter verſchiedenes vernommen und nun auch die 50 Thaler erhalten haben, die du verlangteſt. Mache damit deine Haushaltung rein; ich will dir künftig vierteljährlich von hieraus 25 Thaler ſchicken. Siehe zu, wie du Haus hältſt.

Ich habe vor einiger Zeit an Herrn Hofrath Thibaut geſchrieben und ihm gedankt, daß er ſich deiner in guten und böſen Tagen ſo treulich annehmen wollen. Halte dich ja an dieſen trefflichen Mann und Lehrer, ſo wird dir in jedem Falle geholfen ſeyn. Auch alle übrigen Freunde grüße ſchönſtens und ſuche ſobald als möglich kleine Misverſtändniſſe die vorkommen, wieder ins Gleiche zu bringen. Schreibe mir von Zeit zu Zeit; beſonders auch ſage mir, wie es denn mit den Pandecten geht.

An Herrn Hofrath Thibaut habe ich ſchon geſchrieben, daß du künftigen Sommer die Pandecten nicht wieder zu hören brauchſt. Es iſt beſſer daß einige Zeit verſtreicht, ehe man ſich wieder zu einer ſo wichtigen Arbeit kehrt. Indeſſen

erholt ſich der Geiſt, bildet ſich an andern Gegenſtänden und kommt friſcher und getroſter auf die vorige Stelle zurück.

Mutter und Freunde werden dir umſtändliche Nachricht von der letzten Redoute gegeben haben. Soviel kann ich dir verſichern, daß deiner oft gedacht worden iſt und daß man dich mehr als einmal herbeygewünſcht hat.

Schreibe mir doch auch etwas von der Witterung. Wir haben in der Nacht vom 30. auf den 31. einen gewaltigen Sturm gehabt. Hat ſich etwas Ähnliches etwa bey euch eingefunden? Leider hat dieſe himmliſche Gewalt auch uns einen Schaden gethan, der dich betrüben wird. Der alte Wachholderbaum im untern Garten iſt umgeſtürzt worden. Wir haben ihn geſtern gemeſſen: er hat die Höhe von 43 Fuß erreicht. Das brauchbare Holz davon will ich ausſchneiden laſſen, damit wir ſein Andenken in irgend einem Hausrath bewahren. Eine nähere Beſchreibung dieſes merkwürdigen Baumes und wie wir ihn bey ſeiner Section gefunden haben, ſteht zu Dienſten, wenn du irgend einen botaniſchen Freund haſt, den ſie intereſſiren kann. Aus dem obern Theile, etwa 35 Fuß über der Erde, will ich einige Doſen drehen laſſen und eine an Blumenbach ſchicken dem ſo etwas Spaß macht.

Und ſo will ich für dießmal ſchließen und dir wohl zu leben wünſchen.

Weimar den 5. Februar 1809. G.

1236.

An Chriſtiane v. Goethe.

Jena d. 12. May 1809.

Da Riemer wegen eines ſtarcken Schnupfens heut in ſeinem Quartiere bleibt; ſo ſage ich dir nur kürzlich und

eigenhändig daß es mir ganz wohl geht. Freylich muß ich mich in Acht nehmen. Indeſſen geht mir was ich arbeite gut von Statten und mehr bedarf ich nicht. Wenn ich noch einige Zeit hier bin ſoll der Roman[1] hoffe ich zum Druck befördert ſeyn. Denn ich laſſe ihn hier drucken und es ſoll damit, wie mit einigen andern Dingen raſch gehen. Worüber du dich erfreuen wirſt. Sage mir wie dirs geht. Grüße alles und inſofern du es vermagſt; ſo trage dazu bey daß ich ruhig hier bleiben kann. Lebe recht wohl. G.

1237.

An Pauline Gotter.[2]

Mit einigen Widerſprüchen des menſchlichen Herzens, liebe Pauline, ſind Sie bekannt, und laſſen Sich nicht irren, Ihre Veilchen und Mayblumen, die Sie in der Nähe gewiß vortheilhafter anbringen könnten, an einen entfernten Freund zu wenden; und dieſer richtet ſeine Rhythmen und Reime nach einem abgeſchiedenen guten Mädchen, demſelben im Namen der edleren Menſchheit zu danken, indeß er den Dank zu vergeſſen ſcheint, den er ſeinen wohlbehaltenen freundlichen Nachbarinnen ſchuldig iſt. Mit dieſen Betrachtungen empfangen Sie gegenwärtiges Gedicht[3], das eigentlich recht gut geleſen ſeyn will, wenn es Wirkung thun ſoll. Deßwegen lege ich es in Ihre Hände und an Ihr Herz. Laſſen Sie den Verfaſſer nicht fern ſeyn!

Jena, den 29. May 1809. Goethe.

---

[1] Die Wahlverwandtſchaften.

[2] Tochter des 1797 geſtorbenen Dichters Fr. Wilh. Gotter. Sie wurde ſpäter die zweite Gattin Schellings.

[3] „Johanna Sebus“, entſtanden am 11. und 12. Mai. Das Tagebuch verzeichnet an dieſem Tage „Schön Suschen“.

1238.

An Chriſtiane v. Goethe.

Du wirſt nun wohl Herrn Kaaz[1] bey dir einlogirt haben und was das häusliche Behagen betrifft, wird er meine Abweſenheit nicht bemerken. Ich ſchreibe ihm ſelbſt und Hofrath Meyern zu gleicher Zeit und ich bin überzeugt, daß ſeine Ausſtellung und, was er ſonſt wünſcht, gleichfalls gut gerathen werde. Ich werde mit Vergnügen davon durch die rückkehrenden Boten, und mehr noch künftigen Sonnabend belehrt werden. Wende alles was du kannſt die nächſten acht Tage von mir ab: denn ich bin gerade jetzt in der Arbeit ſo begriffen wie ich ſie ſeit einem Jahre nicht habe anfaſſen können. Würde ich jetzo geſtört, ſo wäre alles für mich verloren was ich ganz nahe vor mir ſehe und was in kurzer Zeit zu erreichen iſt. Wie geſagt, mein Kind, laß nur die nächſten acht Tage nichts an mich heran was abzuhalten iſt. Alle Geſchäfte ſind ja ohnehin im Gange. Dagegen wollen wir auch an euch denken und euch von Zeit zu Zeit einen Fiſch und ein gut Stück Wildpret ſchicken, damit ihr es in gutem Frieden genießet und euch weiter nichts anfechten laſſet.

Sollteſt du noch etwas von Pflanzen brauchen, ſo ſchreibe es mir. Grüße die kleine Geſellſchaft die dich neulich begleitete. So viel ich merken kann haben ſie einen guten Eindruck zurückgelaſſen. Weiter wüßte ich nichts zu ſagen, als daß ich dir wohl zu leben wünſche.

Jena den 30. May 1809.

Goethe.

---

[1] Dresdener Landſchaftsmaler, den Goethe 1808 in Karlsbad kennen gelernt.

1239.

An Charlotte v. Stein.

Zwar vernehm' ich von Knebeln, theuerſte Freundinn, daß wir Sie den Donnerſtag hier ſehen ſollen; darauf wollen wir uns nun möglichſt vorbereiten und Ihnen hoffentlich leidenlos entgegen kommen, aber doch will ich den heutigen Boten nicht ohne ein lange verſäumtes Wort abgehen laſſen. Von mir war bisher leider nicht viel zu ſagen. An die phyſiſche Exiſtenz habe ich keine großen Anforderungen; wenn mir es aber auch nicht einmal gelingt geiſtig thätig zu ſeyn, indem ich mich in die Wüſte begebe; ſo wäre mir eine gewiſſe Ungeduld wohl zu verzeihn. Indeß nun habe ich's auf die alte Art doch wieder durchgeſetzt und es iſt mir in dieſen Tagen gelungen, an dem Roman[1] fortzuarbeiten der mir durch die gute Aufnahme ſeiner erſten Hälfte erſt wieder werth geworden. Mögen Sie unſrer verehrten Fürſtinn ſagen, daß ich, indem ich mir jene Wirkungen zurückrief, die dasjenige hervorgebracht hatten, was ſchon auf dem Papier fixirt war, mir den Muth und die Freude geben konnte das übrige was noch zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchwebte, hervorzurufen und feſtzuhalten. So viel habe ich mir feſt vorgeſetzt: ich will alles abweiſen und vermeiden was mich hindern könnte das angefangene zu Stand zu bringen, verzeihen Sie, wenn ich Sie von dem ausſchließlich unterhalte was mich jetzt intereſſirt. Ein künftiges Intereſſe hängt vom gegenwärtigen ab. Wenn Sie herüberkommen, ſollen Sie dafür blos mannigfaltig grünende Thäler ſehen. Die wenigen Blüthen dieſes Jahrs ſind vorüber. Geſtern mit einer Gelegenheit ſchickte ich Ihnen ein Gedicht,[2] gedruckt,

[1] „Wahlverwandtſchaften".
[2] „Johanna Sebus".

das Sie früher wohl schon geschrieben kannten. Ich will keine Reflexion hinzufügen, daß die Poesie zu einer Zeit, wo so ungeheure Thaten geschehen, sich gegen die naivgroße Handlung eines Bauernmädchens flüchtet — und da die Seite herunter ist, will ich mich auf Wiedersehen zum besten empfohlen haben.

Jena den 30. May 1809.

Goethe.

1240.*

An Zelter.

Von Ihnen, theuerster Freund, wieder einmal einige Worte zu sehen, war mir höchst erquicklich. Ich denke tausendmal an Sie und bedaure, daß diese verworrene Zeit uns noch mehr als sonst von einander trennt. Selbst zum Schreiben fühlt man wenig Lust. Man entwöhnt sich des Correspondirens, wie man sich in Staaten, wo scharfe Censur ist, das Lesen abgewöhnt ...

Da es noch nicht räthlich war nach Carlsbad zu gehen; so befind' ich mich in Jena, wo ich einen Roman fertig zu schreiben suche, den ich vorm Jahre in den böhmischen Gebirgen concipirt und angefangen hatte. Wahrscheinlich kann ich ihn noch in diesem Jahre herausgeben und ich eile um so mehr damit, weil es ein Mittel ist mich mit meinen auswärtigen Freunden wieder einmal vollständig zu unterhalten. Ich hoffe Sie sollen meine alte Art und Weise darin finden. Ich habe viel hineingelegt, manches hinein versteckt. Möge auch Ihnen dieß offenbare Geheimniß zur Freude gereichen.

Seit Eberweins Abschied und allerley theatralischen Händeln bin ich von der Musik ziemlich abgeschnitten. Ich

hoffe künftig durch ihn deſto froheren Genuß. Wiederklänge aus Ihrem Himmel zu dem ich ſelbſt leider niemals gelangen ſollte; worüber ich denn doch manchmal verdrießlich bin. Jetzt in kriegeriſchen Zeiten ſieht man erſt wie unbehülflich und ungeſchickt man ſich im Frieden betragen hat. Der kleinen Ballade,[1] wenn ſie componirt iſt, geben Sie eine Publicität welche Sie wollen und laſſen mich nicht gar zu lange ohne ein aufmunterndes theilnehmendes Wort. Leider iſt mir dieſer Winter ſehr ungenutzt und unerfreulich hingegangen. Seit dem Frühjahre habe ich wieder angefangen, an der Farbenlehre zu redigiren und drucken zu laſſen, bin in der Geſchichte bis zu Ende des 17. Jahrhunderts und im Ganzen bald am 60. Bogen. Es ſieht wunderlich aus wenn eine ſo große Maſſe eigenen und fremden Lebens auf dem Papier ſteht und doch immer nicht nach was rechts ausſehen will. Das Geſchriebene wie das Gethane ſchrumpft zuſammen und wird immer erſt wieder was, wenn es aufs neue ins Leben aufgenommen, wieder empfunden, gedacht und gehandelt wird ...

Leben Sie recht wohl und gedenken Sie mein.

Jena den 1. Juni 1809. G.

1241.*

An C. F. v. Reinhard.

Sie ſind recht lieb und gut, verehrter Freund, daß Sie mich mein Stillſchweigen nicht entgelten laſſen und mir die traurige Nachricht[2] ſelbſt überſchreiben: denn was kann uns bey einem ſolchen Verluſte beſſer tröſten, als die Empfindung wie viel uns noch übrig bleibt.

[1] „Johanna Sebus".

[2] Von dem am 29. Mai erfolgten Tode von Johannes v. Müller.

Der Gewinn Ihrer Neigung und Freundſchaft, der mir ſo ſpät geworden iſt, bleibt mir um ſo unſchätzbarer als eigentlich lange leben nichts heißt als andere überleben Je länger das Leben dauert, deſto mehr gehen die frühern Verhältniſſe ins Enge und die neuern ſind um deſto höher zu achten, weil ſie ſich ſeltner fügen.

Unſer abgeſchiedener Freund war einer von den ſeltſamſten Individualitäten, die ich gekannt habe. Es würde ſchwer ſeyn, ihn als Menſchen, als Talent, als Schriftſteller, Geſchäfts- und Lebens Mann in einem Bilde darzuſtellen. Wer ihn nicht näher gekannt hat, wird ſich nicht leicht einen Begriff von ihm machen können.

Es war ein Glück für ihn, daß er Ihnen noch zuletzt begegnete: denn er muß ſich doch an ſeinem Platze ſehr iſolirt und peinlich befunden haben. Nehmen Sie auch Dank von mir, daß Sie ihm bis an ſein Ende beygeſtanden.

Ich habe die Zeit Beſuche aus Göttingen gehabt und mich dabey nur allzu lebhaft erinnert, wie ich mir vor Oſtern Hoffnung machte, Sie mit dem nunmehr abgeſchiedenen Freund an dem bedeutenden Orte zu ſehen . . .

Jena den 9. Juni 1809.

Goethe.

1242.

An Auguſt v. Goethe.

Deinen Brief vom 30. Juni, den ich durch den Courier erhalten ſollte, empfange ich heute durch die Poſt und antworte ſogleich.

Es iſt mir ſehr angenehm zu hören, daß du wohl biſt und dich in Heidelberg der ſchönen Jahrszeit erfreuſt. Auch wird mir ganz lieb ſeyn, wenn du in den Ferien eine Rhein

Reiſe anſtellſt, wozu ich dir die Auslagen gerne vergüten will. Sieh dich nur dabey in Kleidung und ſonſt einigermaßen vor: denn ſo luſtig dieſe Waſſerfahrten ſind, ſo trägt man doch ehe man ſich's verſieht, etwas davon. Was du übrigens auf dieſem Wege ſiehſt und erlebſt, das wird dir für alle Zukunft zu großem Nutzen und Freude gereichen. Nur wünſchte ich, daß du wohl als ein fleißiger Heftſchreiber auch ein Reiſeheft ſchriebſt, nicht um die Gegenden zu beſchreiben, ſondern nur von manchen Localitäten, Menſchen, Gaſthöfen, Preiſen, gegenwärtigen Zuſtänden, Geſinnungen u. ſ. w. eine feſte Notiz zu behalten. Dergleichen Aufſätze ſind für uns und andre ſehr belehrend, und in der Folge, wenn wir wieder an ſolchen Ort kommen, unſchätzbar. Schreibe mir unterwegs ein Wort: denn Poſten gehen überall.

Ebenſo wünſche ich, daß dir deine Rückreiſe durch Franken möge Vergnügen ſchaffen. Ich bin dieſen Sommer zwiſchen Jena und Weimar geblieben. Deine Mutter hat eben eine Luſtpartie nach Jena gemacht. Lebe recht wohl und grüße alle Freunde.

Weimar den 10. Juli 1809. G.

1243.

An Witzel.

Die mir von unſerm Theater gegebenen Nachrichten, mein lieber Herr Commiſſions Secretär, habe ich mit Vergnügen erhalten.

Wäre ein kleines Stück nöthig, ſo findet ſich ja wohl eins im Repertorium, worin etwa nur eine Rolle einzulernen wäre. Zu einem neuen würde ich aus mehreren Urſachen nicht rathen.

Beyliegendes Schreiben der Demoiſelle Engels wäre Fürſtl. Commiſſion zu übergeben, und Herr Röpke über das Anbringen zu vernehmen. Man ſollte mit dieſem Manne, der noch immer den Comödianten fortſpielt, und nicht begreifen will was ein weimariſcher Hofſchauſpieler ſey, einmal Ernſt machen und ihn ohne viel Umſtände auf die Hauptwache ſetzen. Denn nach der bisherigen Weiſe hat ſeine Frau die Prügel und Demoiſelle Engels die Grobheiten weg und Fürſtl. Commiſſion iſt als wenn ſie nicht dawäre.

Bringt uns ein gutes Geſchick nächſten Herbſt zuſammen, ſo wird, will's Gott, keine Unart ungeahndet hingehen. Denn bey unſerm Theater kommt es mir oft wie bei der hieſigen Akademie vor: es iſt als wenn die Welt nur für die Groben und Impertinenten da wäre, und die Ruhigen und Vernünftigen ſich nur ein Plätzchen um Gotteswillen erbitten müßten.

Haben Sie die Gefälligkeit, das Geſchäft mit Antheil und Aufmerkſamkeit weiter zu begleiten. Empfehlen Sie mich meinen Herrn Mit Commiſſarien aufs beſte und laſſen mich von Zeit zu Zeit hören was ſich ereignet.

Jena den 11. Auguſt 1809.

Goethe.

1244.

An Chriſtiane v. Goethe.

Da du einmal kommen willſt; ſo ſage ich dir lieber gleich daß es mir recht angenehm ſeyn wird, denn es giebt doch mehr zu beſprechen als man glaubt.

Da iſt zum Exempel der alte Handel zwiſchen Riemer und der Nachbarinn, von dem du mir ſchon früher erzählteſt ausgebrochen. Ich bin überzeugt daß es nichts iſt als eine

lüsterne Liebeley die weiter nichts hinter sich hat. Aber die Frau ist kranck geworden und hat dem Mann gott weis was erzählt. Du weist das alles wohl schon besser. Auf alle Fälle wünschte ich du liesest die Premsler kommen, die eine Art Vertraute gemacht hat und hörtest wie alles steht. Sprächst allenfalls Hirschfelden selber, damit womöglich das Aufsehen nicht ärger wird. Denn der Mann droht mit Scheidung und was sonst noch alles vorgeht. Du wirst durch deine Klugheit und Thätigkeit alles zu vermitteln suchen.

Jetzt sage ich weiter nichts als daß ich dich herzlich liebe und mich freue für dich und das Bübchen zu leben und fleißig zu seyn.

Inliegendes bitte gleich zu bestellen.

Jena d. 10. Sept. 1809. G.

1245.

An Christiane v. Goethe.

Zuerst danke ich dir und deiner schönen Begleiterinn[1] für den angenehmen Besuch; sodann schicke ich ein Bändchen,[2] aber nur unter folgenden Bedingungen:

1.) Daß ihr es bey verschloßenen Thüren leset.
2.) Daß es Niemand erfährt, daß ihr's gelesen habt.
3.) Daß ich es künftigen Mittwoch wieder erhalte.
4.) Daß mir alsdann zugleich etwas geschrieben werde, von dem was unter euch beym Lesen vorgegangen.

Weiter weiß ich gerade jetzt nichts zu sagen, auch nichts zu verlangen, weil übrigens alles unter uns abgeredet worden. Schreibe mir übrigens wenn irgend etwas vorkommen sollte, und vergiß nicht in der Schublade, der mittelsten, rechts an

[1] Caroline Ulrich.
[2] Die Wahlverwandtschaften.

meinem Schreibtiſch, mir das Paket Manuſcript zu ſchicken, welches mit einem braunen ſchmalen Bändchen zugebunden iſt. Lebe recht wohl und bereite uns eine leidliche Winterexiſtenz vor.

Jena den 15. September 1809. G.

1246.

An C. v. Knebel.

Uns ſind zwar hinter die Loderiſchen Pappeln einige wunderliche Seefiſche zugekommen; aber wir haben denſelben keinen ſonderlichen Geſchmack abgewinnen können. Es ſcheint daß die Kartoffeln vom Neuthor die wahre Baſe, und die Schrittſchuh- und Waſſereymer-Oden[1] das ächte Gewürz bleiben, wodurch dergleichen Natur- und Handelsprodukte ergötzlich werden können. Drum ſenden wir dir dieſelbigen, mit Vorausverkündigung eines Beſuches aus dem Stegreife zwiſchen heut und dem Vollmond. Die beſten Wünſche beyfügend

Jena den 19. September 1809. G.

1247.*

An C. G. v. Voigt.

Ew. Excellenz

früher für die letzten freundlichen Zuſchriften zu danken, bin ich abgehalten worden durch den Zuſpruch meiner alten Übel, die mir meine diesjährige Verſäumniß des Carlsbades ſchon vor Winters empfindlich machen wollen. Ich habe

[1] Von Klopſtock. Das Tagebuch verzeichnet am 16. und 18. September, daß Knebel „Klopſtockiſche Oden“ vorgeleſen.

bey dieſer Gelegenheit die Nähe unſres Starke[1] geſegnet, der mir geſchwinder über die ſchlimmen Augenblicke hinausgeholfen hat; aber das Böſe bleibt immer dabey, daß viele Tage dazu gehören, wenn die gewaltſame Wirkung weniger ſchmerzlicher Augenblicke wieder ins Gleichgewicht ſoll gebracht werden.

Das unternommene Geſchäft[2] iſt indeſſen zu Stande gekommen und es wird ſich Ihnen ein wunderliches Gebilde in 14 Tagen bis 3 Wochen präſentiren, dem ich eine freundliche Aufnahme wünſche. Selten wird in der Welt etwas genommen, wie es gegeben wird: es müßte denn das tägliche Brod vom Bäckerladen ſeyn. Bey dieſer meiner neuen Arbeit wünſchte ich, daß Sie ſich mancher ſchöner Momente unſeres für mich einzig frohen Zuſammenwirkens erinnerten . . .

Mein Auguſt, wie ich höre, iſt zu Hauſe angelangt, von Würzburg aus zu Fuße mit einem Jagdtäſchchen. Das iſt denn für dieſe Jugend ganz artig. Indeſſen kommen ſeine Kleider erſt nach und er wird, ſobald er ſich produciren kann, aufwarten. Möchten Sie ihm einige Augenblicke der Prüfung gönnen.

Es iſt eine eigene Sache, wenn der Sohn ein Metier ergreift, das eigentlich das Metier des Vaters nicht iſt. Doch mag es auch ſein Gutes haben; wenn einerſeits eine Trennung zu entſtehen ſcheint, ſo entſteht von der andern eine Vereinigung, weil denn doch zuletzt alles Vernünftige und Verſtändige zuſammentreffen muß.

So habe ich dieſe Tage eine recht angenehme Unterhaltung mit Schömann[3] gehabt und ich bin ſehr verlangend,

---

[1] Hofrat Stark Bd. V, S. 1.

[2] „Die Wahlverwandtſchaften".

[3] F. Joſ. Conſtantin Schoemann (1781—1818), Profeſſor der Jurisprudenz in Jena.

ihn öfter und näher zu ſehen; denn im Grunde bin ich von Jugend her der Rechtsgelahrtheit näher verwandt als der Farbenlehre, und wenn man es genau beſieht, ſo iſt es ganz einerley, an welchen Gegenſtänden man ſeine Thätigkeit üben, an welchen man ſeinen Scharfſinn verſuchen mag. Ich ſchließe mit dem Blatt. Mich beſtens empfehlend und das Beſte wünſchend

Jena den 26. Sept. 1809. G.

1248.

An Caroline von Humboldt.[1]

(30. September.)

Die Entfernung, vortreffliche Freundinn, die uns trennt, wird durch die Zeitläufe noch größer, indem man ſich immer mehr des Briefſchreibens entwöhnt. Ich ergreife jedoch mit Freuden eine Gelegenheit die ſich mir darbietet Ihnen eine kleine Sendung zu machen, indem Herr und Frau Duſour-Feronce[2] von Leipzig eine Tour nach Italien vorhaben. Dieſe würdigen Perſonen empfehle ich Ihnen nicht; Sie werden gewiß viel Freude an einer ſolchen Bekanntſchaft haben.

Ihr Herr Gemahl war auf ſeiner Durchreiſe mehrere Tage bey uns. Wir haben uns ziemlich wiedergefunden wie wir uns verlaſſen haben,[3] und auch gleich wieder unſre Unterhaltung angeknüpft, als wenn ſie erſt geſtern wäre

---

[1] Frau v. Humboldt war mit ihren Töchtern noch in Bern geblieben während ihr Gatte Wilhelm mit ſeinem Sohn Theodor ſich wieder nach Deutſchland begeben hatte.

[2] Angeſehener Handelsherr in Leipzig.

[3] Vor ſieben Jahren.

abgebrochen worden. Er ließ einige kleine Gedichte von mir für Sie abschreiben; ich weiß nicht ob sie zu Ihnen gekommen sind. In Königsberg ist er wohl und thätig. Unmittelbar habe ich nichts von ihm gehört, aber theils durch Freunde, theils durch den öffentlichen Ruf.

Daß unser guter Wolzogen[1] gegenwärtig in Wiesbaden sehr krank und sein Übel wahrscheinlich ohne Hoffnung ist, können Sie nicht wissen. Ich gebe Ihnen diese unerfreuliche Nachricht, weil sie denn doch einmal zu Ihnen kommen muß. Frau von Wolzogen benimmt sich in ausdauernder Vorsorge für ihren Gemahl in diesem traurigen Falle höchst musterhaft.

Frau von Schiller ist wohl und hat einen Theil des Sommers in Rudolstadt zugebracht. Bey Hofe und in dem Ihnen bekannten und interessanten Cirkel ist, soviel mir jetzt vorschwebt, gerade keine Veränderung vorgegangen.

Ihr Söhnlein befand sich bey uns ganz lustig und wohl, und bey allen militärischen Gesinnungen machte es ihm sehr großen Spaß seinen Sepiahandel bey uns durchzusetzen und gute Procente von uns zu nehmen.

Mein August ist vor kurzem von Heidelberg zurückgekommen, wo er sich einige Jahre aufgehalten hat.

Soeben verläßt ein Roman[2] von mir die Presse. Ich will suchen durch Herrn Dufour Ihnen ein Exemplar zu überschicken. So ein nordisches Product muß unter römischer Umgebung einen ganz eignen Eindruck machen, und ich habe es daher doppelt Ihrer Nachsicht zu empfehlen. Sie wissen ja schon, daß jeder Ultramontane eine eigne Tournüre mitbringt. Leben Sie recht wohl, gedenken Sie mein freundlich und lassen mich durch Herrn Dufour etwas von sich erfahren.

---

[1] Wilhelm v. Wolzogen, Schillers Schwager.
[2] Wahlverwandtschaften.

1249.*

An Cotta.

(1. October.)

... Die Aushängebogen des Romans werden nun bald in Ihren Händen seyn; und ich wünsche, daß diese beiden Bändchen zuerst Ihnen und dann dem Publicum Vergnügen machen. Es ist so manches hineingelegt, das wie ich hoffe den Leser zu wiederholter Betrachtung auffordern wird.

Mit Recht beklagen Sie sich, daß das Nachdrucks-Unwesen mit der lieben Preßfreyheit im östreichischen erst recht überhand nimmt. Ich darf Ihnen wohl im Vertrauen eröffnen, daß diese Materie bey dem großen Erfurter Zusammentreffen so vieler bedeutender Männer zur Sprache kam. Ich hatte zwei Hauptpersonen, den Fürsten Primas und den Grafen Bose, für meine Ansichten gewonnen, oder vielmehr es waren die ihrigen nur daß ich sie entschiedener aussprach. Schon hatte ich ein Promemoria verfaßt, Einleitung und Beystimmung war zugesagt, als mich glücklicher oder unglücklicher Weise ein Dämon beym Armel zupfte und mich bedenken ließ, daß es die Zeit nicht sey, sich in öffentliche Angelegenheiten zu mischen und daß man nur wohl lebe, indem man verborgen lebt. Denn aufrichtig gesagt: wer könnte es denn wohl den lieben Deutschen recht machen, die noch immer in ihren anarchischen Wust verliebt sind. So blieb die Sache liegen und ich fürchte nur, daß sie bey einzelnen Fällen zur Sprache kommt und alsdann etwas tumultuarisch behandelt werden wird.

Es ist mir sehr angenehm, daß ein Beytrag zu dem Damen Calender Ihnen willkommen gewesen. Ich will sehen ob ich Ihnen für den nächsten etwas ähnliches bereiten kann.

Es thut mir leid, daß wir ſoweit aus einander wohnen, daß ich bey dieſer und andern ähnlichen Ihrer Anſtalten nicht beythätig ſein kann: denn beyräthig zu ſeyn will in ſolchen Fällen nicht viel heißen. Was ich an dem Damen Calender vermiſſe, iſt der geiſtreiche und heitre Teil, der doch eigentlich das Leben ſchmückt, und der in der großen wie in der kleinen Welt höchſt gute Aufnahme findet. Ich will der Pichler, Lafontaines und Reinbecks Arbeiten nicht ſchelten, weil ſie Verdienſte haben: aber es geht doch durch alle etwas Triſtes hindurch, das einen gewiſſen gedrückten Zuſtand andeutet und den Leſer wo nicht niederzieht, doch gewiß nicht erhebt.

Jean Paul's Einfall[1] iſt recht gut, aber in der Ausführung ſpürt man wenig Geiſtreiches und der gute Geſchmack möchte manches dabey zu erinnern haben. Auch die Gedichte ſcheinen mir zum größten Theil viel zu ernſt und trocken.

Solche artige kleine Dinge, die ſich auf das geſellige Leben galant beziehen in Proſa und Verſen, wie Ihr Almanach des Dames enthält, ſucht man hier vergebens, und doch machen dergleichen, ohne eigentlichen poetiſchen Werth, immer eine anmuthige Wirkung.

1250.*

An C. F. v. Reinhard.

Ihre beyden lieben Briefe, mein verehrter Freund, habe ich in Jena erhalten und alſo die Fürſtinn Repnin leider nicht geſehen, der ich in Ihrem Namen gern recht freundlich geweſen wäre.

---

[1] „Dämmerungen für Deutſchland".

Ich befinde mich seit länger als sieben Wochen hier und komme mir vor wie jene Schwangere, die weiter nichts wünscht, als daß das Kind zur Welt komme, es sey übrigens und entstehe was will. Diese Geburt wird sich etwa in der Hälfte Octobers bey Ihnen präsentiren. Ich bitte um gute Aufnahme.

Was Ihren Wunsch betrifft, einen Hauslehrer für Ihre Kinder zu haben, darüber weiß ich noch wenig tröstliches zu sagen. Selbst Freunde in der Nähe von mir behelfen sich gewissermaßen nur in diesem Puncte. Vor kurzem hat sich Herr von Humboldt bey seiner Durchreise, so wie Kanzler Niemeyer nach ähnlichen Subjecten erkundigt. Sie sehen daraus, wie selten die Erfordernisse zu solchen Stellen gefunden werden. Man hat mir von einem jungen Menschen gesagt, der sich hier befindet und nicht übel seyn soll, der aber wenigstens noch ein Jahr braucht, um sich zu einer solchen Stelle fähig zu machen.

Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, darüber nachzudenken, wo auf einmal ein Mangel herkommt wo sonst ein Überfluß war. Es scheint mir aber an den Schulen zu liegen, die theils einen philanthropinischen, theils einen andern modischen Einfluß erleiden, so daß die jungen Männer nicht genug mit auf Akademien bringen und dort wieder Richtungen nehmen, die sie von der Bahn abführen, worauf sie sich selbst und andern nutzen könnten.

Ich will mich zwar nach einigen Seiten hin erkundigen; aber ich wollte doch rathen, nach Göttingen, allenfalls an Sartorius, zu schreiben: denn dort sollte doch am ersten noch eine solche Pflanzschule seyn, in der sich eine Person nach unsern Wünschen fände . . .[1]

[1] Im Konzept des Briefes folgt hier noch Folgendes: „Dabey mache ich noch eine Bemerkung: Das was Sie ausdrücklich verlangen und was sich außer dem Verlangten von selbst versteht, scheint zwar wenig und wäre wirklich auch wenig,

1251.*

An Zacharias Werner.

(1. October.)

Sie ſollen, mein lieber Werner, für Ihren langen und intereſſanten Brief den ſchönſten Dank und eine kurze Gegenantwort haben. Ich befinde mich noch in Jena auf dem Platze wo Sie mich verlaſſen. Der Roman iſt indeſſen gedruckt worden, den ich Ihnen hiermit zur freundlichen Aufnahme empfehlen will.

Es war mir ſelbſt höchſt angenehm, daß wir in Frieden und Freude an derſelben Stätte wieder geſchieden ſind,[1] wo wir zuerſt mit gutem Muth und Willen uns zuſammengefunden hatten. Es kommt nur auf Sie an, daß es immer ſo bleibe. Sie kennen mich genug, um zu wiſſen, daß wir immer einmal wieder eine Strecke Wegs mit Luſt zuſammen fortwandern

---

wenn wir noch in unſerm alten Haushalt fortlebten. Der iſt aber ſo um und umgekehrt, nachdem er ſchon früher untergraben war, daß an das was ſich ſonſt von ſelbſt verſtand nicht mehr zu denken iſt. Leider habe ich, bey Gelegenheit Ihres zutrauenvollen Briefes, die Augen wieder einmal dahin gewendet, wo ich ſonſt ſelten hinblicke: denn warum ſoll man nach jdem Untröſtlichen hinſehen. Ich habe mir die ſchon gut placirten jungen Leute ins Gedächtniß gerufen, und mich gefragt, ob ich Ihnen einen davon empfehlen möchte, wenn er noch frey wäre, und ich habe mir mit Nein geantwortet. Ein ungeheurer Dünkel, mit der Tinctur von allen Temperamenten, wo immer nur die Fehler am Platze wechſeln wo ſie ſtehen, eine ins Allgemeine gehende Narrheit, wo jeder unter der Formel des Patriotismus nur ſeine eigenen Abſurditäten gern unbedingt möchte geltend machen, und wo die Hoffnung an ein wahres Familienattachement ſchwerlich erfüllt werden würde.

Und ſo erhalten Sie, damit ich nur nicht gar ſtill ſchweige, wie es mir ſo oft geſchieht, ein vielleicht hypochondriſches Blatt, das noch viel ſchlimmer werden würde, wenn ich ausführlicher ſeyn wollte. Laſſen Sie die Akademien noch mehr zuſammengehen als jetzt, laſſen Sie die Hoffnung, wo nicht auf Anſtellung bey derſelben, doch auf Nahrung an derſelben, wie bisher ſo unzählige Privatdocenten exiſtirten, immer ſchmäler werden; ſo werden ſo mäßige und ſo fromme Wünſche wie die Ihrigen noch immer unerfüllt bleiben. Verzeihen Sie mir meinen Brief um des Briefs willen und ſagen mir ein Wort, wenn Sie, von einer andern Seite her, eine beſſere Ausſicht finden."

[1] Werner ſchreibt über dieſen in Jena genommenen Abſchied in ſeinem Tagebuch: „Rührender Abſchied von ihm. In ſeinem großen göttlichen Auge ſagt eine ſtille Thräne und ein Händedruck ohne Worte Verſöhnung."

können, wo wir uns auch treffen mögen; nur enthalten Sie sich ja, mir Fußangeln aus der Dornenkrone vor meine Schritte hinzustreuen. Lassen Sie mich den Pfad, den ich mir selbst gebahnt und gekehrt, ruhig hin und wieder spazieren und begleiten mich insofern es die Gelegenheit giebt.

Sollte Sie dieser Brief bey Frau von Stael treffen, so empfehlen Sie mich ihr und auch Herrn Schlegel,[1] an dessen Vorlesungen ich sehr viel Freude gehabt habe.

In einigen Tagen gehe ich nach Weimar, wo ein gewisses Stück: Der 24. Februar,[2] sogleich bey verschlossenen Thüren aufgeführt werden wird. Der Schauspieler Haide hat das Ganze auswendig gelernt und wird also im Einzelnen schwerlich aus dem Ton fallen. Er setzt sich vor, Wunder zu thun, woran ich keinen Zweifel habe. Dieser tragische Tell ist ihm ganz angemessen. Finde ich bey der Vorstellung das Stück wie ich mir's denke, lobenswürdig und gut; so soll mir Niemand nichts dagegen sagen, ohne sich Händel auf den Hals zu ziehen, und wenn es der Verfasser selbst wäre ...

1252.

An Zelter.

Statt eines sehr mannigfachen Dankes, sende ich Ihnen heute nur einen freundlichen Gruß durch einen Abreisenden, durch Herrn Lorzing, einen Bruder unseres Schauspielers. Ich bin Ihnen mit meinen Gedanken und Wünschen nach Königsberg gefolgt, die sich freylich nur immer auf Ihr eignes Wohl beziehen konnten. Die Narren von Deutschen schreyen noch immer gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die seinigen redlich,

[1] Wilhelm Schlegel.

[2] Die erste Aufführung des Wernerschen Schauspiels erfolgte am 24. Febr. 1810.

und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich geſorgt; ſo ſähe vielleicht alles anders aus. Jetzt wollen wir uns nicht irre machen laſſen und im alten Weſen verharren.

Ich wenigſtens treibe mein Weſen noch immer in Weimar und Jena, ein paar Örtchen die Gott immer noch erhalten hat, ob ſie gleich die edlen Preußen auf mehr als eine Weiſe vorlängſt gerne zerſtört hätten. Haben Sie tauſend Dank, daß Sie uns wieder zur Auferbauung einen hübſchen Mann,[1] ſoweit es gehen wollte, gebildet und als einen fördernden Mitbürger zurückgeſchickt haben.

Ob ich gleich wenig von Detail weiß, ſo ſehe ich doch auch, nach meiner Art, in Ihr Ganzes hinein, d. h. Ihres Staats und ſeiner Ausſichten und Hoffnungen; und da wünſchte ich denn freylich einen ſo edlen theuren Freund, nach ſo manchen Prüfungen, wenigſtens mit beſſern Ausſichten beglückt. Wäre mir Ihr Thätigkeits Kreis, wäre mir ganz deutlich was Sie thun und leiſten; ſo könnte ich auch über Ihre Zuſtände beruhigter ſeyn: denn in der Ferne ſieht man gewöhnlich nur was fehlt und abgeht; die Hoffnung wie die Furcht ſind zwey leere Weſen.

Mit dieſen wenigen Worten erhalten Sie meinen Roman. Thun Sie als wenn der größte Theil Ihnen zugeſchrieben wäre, und verzeihen mir mein übriges Schweigen und Stocken. Es wird beynahe jetzt unmöglich mit dem Einzelnen von einzelnen Dingen zu ſprechen; faßt man aber breitere Verhältniſſe ins Auge, ſo mag man wohl noch manches darſtellend ausſprechen.

Heute nicht mehr! Die Rübchen ſind glücklich angekommen. Der Dank dafür ſoll bey jeder friſchen Schüſſel erneuert werden.

Weimar den 30. October 1809. G.

[1] Eberwein.

1253.

An Bettina Brentano.

Man kann sich mit dir, liebe Bettine, in keinen Wettstreit einlassen, du übertrifft die Freunde mit Wort und That, mit Gefälligkeiten und Gaben mit Liebe und Unterhaltung; das muß man sich denn also gefallen lassen und dir dagegen soviel Liebe zusenden als möglich und wenn es auch im Stillen wäre.

Deine Briefe sind mir sehr erfreulich sie erinnern mich an die Zeit wo ich vielleicht so närrisch war wie du, aber gewiß glücklicher und besser als jetzt.

Dein hinzugefügtes Bild[1] ward gleich von jedermann erkannt und gebührend begrüßt. Es ist sehr natürlich und kunstreich dabey, ernst und lieblich. Sage dem Künstler etwas freundliches darüber und zugleich: er möge ja fortfahren sich im Radiren nach der Natur zu üben. Das Unmittelbare fühlt sich gleich. Daß er seine Kunstmaximen dabey immer im Auge habe versteht sich von selbst. Ein solches Talent müßte sogar lucrativ werden, es sey nun daß der Künstler in einer großen Stadt wohnte; oder darauf reiste. In Paris hatte man schon etwas ähnliches. Veranlaße ihn doch noch jemand vorzunehmen den ich kenne und schreibe seinen Nahmen. Vielleicht gelingt ihm nicht alles wie das interessante Bettinchen. Fürwahr sie sitzt so traulich und herzlich da, daß man den etwas korpulenten Wintergarten,[2] der übrigens im Bilde recht gut komponirt, seine Stelle beneiden muß. Das zerknillte Blättchen habe sogleich auf-

---

[1] Von Ludwig Grimm. In „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ erzählt Bettina: „Ludwig Grimm, der Zeichner, machte schon vor zwei Jahren, da er noch gar wenig Uebung hatte, aber viel stillen vergrabenen Sinn, ein Bildchen von mir.“

[2] Arnims Novellenband „Der Wintergarten“.

gezogen, mit einem braunen Rahmen umſtrichen und ſo ſteht es vor mir indem ich dies ſchreibe. Sende ja bald beſſere Abdrücke.

Albrecht Dürer wäre ganz glücklich angekommen, wenn man nicht die unſelige Vorſicht gehabt hätte feines Papier oben auf zu packen, das denn im Kleide an einigen Stellen gerieben hat, die jetzt reſtaurirt werden. Die Kopie verdient alle Achtung; ſie iſt mit großem Fleis und mit einer ernſten, redlichen Abſicht verfertigt das Original möglichſt wieder zu geben. Sage dem Künſtler meinen Danck, dir ſage ich ihn täglich wenn ich das Bild erblicke. Ich möchte von dieſem Pinſel wohl einmal ein Portrait nach der Natur ſehen.

Da ich das Wort Natur abermals niederſchreibe; ſo fühle ich mich gedrungen dir zu ſagen: daß du doch dein Naturevangelium das du den Künſtlern predigſt in etwas bedingen möchteſt. Denn wer ließe ſich nicht von ſo einer holden Pythoniſſe gern in jeden Irrthum führen. Schreibe mir ob dir der Geiſt ſagt was ich meyne. Ich bin am Ende des Blats und bitte dich nur noch durch Überſendung Durantiſcher und Marcelliſcher Compoſitionen abermals lieblich in meinem Hauſe zu ſpucken.

W. d. 3. Nov. 1809.

Goethe.

1254.

An Rochlitz.

Das Vertraueu womit ich mir ein Urtheil über mein Neueſtes[1] von Ihnen erbat iſt durch Ihren liebenswürdigen

[1] „Die Wahlverwandtſchaften".

Brief gar ſchön belohnt worden; ich dancke Ihnen dafür auf das herzlichſte. Billig iſt es wohl daß die Freunde des Schönen und Guten mir ein tröſtliches Wort über dieſe Producktion ſagen, die wenigſtens ein fortgeſetztes redliches Streben andeutet und die mich in manchem Sinne theuer zu ſtehen kommt; ja, wenn ich die Umſtände bedencke unter denen das Werckchen fertig geworden; ſo ſcheint es mir ein Wunder daß es auf dem Papier ſteht.

Seitdem es abgedruckt iſt habe ich es nicht in der Folge geleſen, eine ſolche Prüfung pflege ich gewöhnlich zu verſpäten. Ein gedrucktes Werck gleicht einem aufgetrockneten Fresko Gemälde an dem ſich nichts mehr thun läßt. Soviel es mir noch im Sinne ſchwebt und wie es ſich mir durch Ihre Bemerckungen vergegenwärtigt, möchte ich wohl noch einige Schraffuren anbringen der Verknüpfung und Harmonie willen. Weil aber das nicht angeht; ſo tröſte ich mich damit daß der gewöhnliche Leſer dergleichen Mängel nicht gewahr wird, und der Kunſtgebildete, eben indem er die Forderungen macht, für ſich ſelbſt das Werck ergänzt und vollendet.

Daß Sie ein ſolcher Leſer und Schauer ſind wußt ich wohl und erfahre es auch diesmal. Haben Sie doppelten Danck für die Theilnahme und für die Mittheilung; haben Sie dreyfachen daß Sie es in einer Zeit thun in welcher mancher andre, mit Fug und Recht, ſeinen Freunden ſchwiege und ſich mit ſeinem eigenen Glück beſchäftigte. Möge das Gute das Ihnen bereitet iſt ſo klar zu Ihnen treten als Sie Welt und Kunſt erblicken und ſo beſtändig bey Ihnen verweilen als Sie Ihren Freunden zuverläſſig ſind. Meines fortdaurenden Antheils bleiben Sie gewiß.

Weimar d. 15. Nov. 1809.

Goethe.

1255.

An Marianne v. Eybenberg.

Wie ſehr wir verlangten zu erfahren, wo und wie Sie ſich befänden, können Sie ſelbſt denken, da unſer Antheil an Ihnen immer derſelbige bleibt. Daß Sie in Berlin, wenigſtens auf einige Weiſe, geborgen ſind, machte uns große Freude, und was die Lebenshändel betrifft, ſo müſſen wir hoffen, daß ſich ſolche vor wie nach zu Ihrem Vortheile leiten und führen werden. Sagen ſie uns manchmal etwas aus dieſer, wenigſtens zu einem Drittel, wüſten Hauptſtadt, der wir die Rückkunft Ihres Fürſten und für die Zukunft alles Gute wünſchen. Wenn man auch gleich manchmal auf eine ſo vornehme Nachbarin ſchilt, ſo fühlt man denn doch am Ende, daß man nichts gewinnt, wenn es ihr übel geht.

Von mir weiß ich nicht viel zu ſagen. Jetzt bin ich fleißig, mehr um eine Arbeit[1] los zu werden, als um etwas zu thun, und darf weder links noch rechts ſehen, indeſſen meine lieben Landsleute mit den Wahlverwandtſchaften verwandt zu werden trachten, und doch mitunter nicht recht wiſſen, wie ſie es anfangen ſollen.

Bey allem dieſem habe ich heute, als am kürzeſten Tage, keinen andern Plan, keine Abſicht, keinen Vorſatz, keinen Wunſch und wie dieſe ſehnſüchtlichen Dinge alle heißen, als den längſten Tag in Ihrer Geſellſchaft in Carlsbad zuzubringen. Wenn ſie alſo recht freundlich ſeyn wollen, ſo ſchreiben Sie mir in dem erſten Viertel des neuen Jahres, wie Sie es in den folgenden zwey Vierteln zu halten gedenken. Ich hoffe, die liebenswürdigen Krankheiten werden

[1] Farbenlehre.

unſre theure Freundin nicht auf ſo eine entſchiedene Weiſe verlaſſen haben, daß ſie die böhmiſchen Bäder verſchmähen dürfte. Selbſt nach Töplitz hätte ich dieſes Jahr Luſt und Bedürfniß. Mit dieſer Ausſicht, mit dieſen Wünſchen das beſte Lebewohl.

Weimar den 21. December 1809.

Goethe.

1256.*

An C. F. v. Reinhard.

Das alte Jahr ſoll nicht vorübergehen ohne daß ich noch einmal bey Ihnen eintrete und mich Ihrem freundlichen Andenken empfehle. Die Zeitungen hatten mich benachrichtiget, daß Sie nach Hamburg gegangen,[1] und ich wünſchte den Hanſeſtädten zu einem ſolchen Mittelsmanne Glück. Haben Sie recht vielen Dank, daß Sie mir von Ihrer Rückkehr ſobald Nachricht geben, ſowie von Ihrer ſtattlichen Beförderung. Dieſe iſt ſo wohlverdient, daß ich ohne ein Prophet zu ſeyn, ſie bey meinen heraldiſchen Verſuchen wohl voraus andeuten konnte. Was mich betrifft, ſo habe ich dieſe letzten drey Monate ſtill und, im Durchſchnitt, fleißig gelebt.

Die Wahlverwandtſchaften ſchickte ich eigentlich als ein Circular an meine Freunde, damit ſie meiner wieder einmal an manchen Orten und Enden gedächten. Wenn die Menge dieſes Werkchen nebenher auch lieſt, ſo kann es mir ganz recht ſeyn. Ich weiß zu wem ich eigentlich geſprochen habe, und wo ich nicht mißverſtanden werde. Mit dieſer Überzeugung war auch Ihnen das Büchlein

[1] Als Geſandter Napoleons für die Verhandlungen wegen des Anſchluſſes der Hanſaſtädte an den Rheinbund.

adreſſirt, und Sie ſind ſehr liebenswürdig, mich ausdrücklich zu verſichern, daß ich mich nicht geirrt habe.

Das Publicum, beſonders das deutſche, iſt eine närriſche Karricatur des δημος; es bildet ſich wirklich ein, eine Art von Inſtanz, von Senat auszumachen, und im Leben und Leſen dieſes oder jenes wegvotiren zu können was ihm nicht gefällt. Dagegen iſt kein Mittel als ein ſtilles Ausharren. Wie ich mich denn auf die Wirkung freue, welche dieſer Roman in ein paar Jahren auf manchen beym Wiederleſen machen wird. Wenn ungeachtet alles Tadelns und Geſchreys das was das Büchlein enthält, als ein unveränderliches Factum vor der Einbildungskraft ſteht, wenn man ſieht, daß man mit allem Willen und Widerwillen daran doch nichts ändert; ſo läßt man ſich in der Fabel zuletzt auch ſo ein apprehenſives Wunderkind gefallen, wie man ſich in der Geſchichte nach einigen Jahren die Hinrichtung eines alten Königs und die Krönung eines neuen Kaiſers gefallen läßt. Das Gedichtete behauptet ſein Recht, wie das Geſchehene.

Iſt es einigermaßen möglich, ſo ſchließe ich meine Arbeit über die Farbenlehre zu Oſtern ab, und Sie erhalten im May das Werk mit den Tafeln. Die beyden Bände, die ich nebeneinander ausgearbeitet habe, ſind nun ſchon zuſammen auf 65 Bogen gewachſen und wenn gegen das Ende eines Unternehmens alles geſchwinder geht; ſo denke ich der Schluß ſoll ſich zuletzt unvermuthet anfügen. Auch dieſem Werke wird es ergehen wie andern: erſt wird es blos ſein Daſeyn und dann ſeinen Platz behaupten. Von der Gunſt des Augenblicks mag ich wenig hoffen; doch ſoll es mir ganz lieb ſeyn, wenn mein Unglaube auf eine oder die andere Weiſe beſchämt wird . . .

Verzeihen Sie, wenn ich aus meiner Höhle, in der ich von nichts anderm weiß, als von dem worüber ich gerade

jetzt brüte, Ihnen von solchen Dingen schreibe, die sich in der großen thätigen politischen Welt nur wie Gespenster ausnehmen mögen. Indessen haben Sie mich durch eine frühere Theilnahme verwöhnt, und so will ich denn auch bey meiner alten Überzeugung verharren, daß Ihnen die Freundschaft ein dauerndes Interesse für solche fremde und ferne Dinge einflößen kann . . .

Weimar den 31. December 1809.

Goethe.

1257.*

An C. v. Knebel.

Ob ich gleich, wie man mir zu vernehmen giebt, mit den Wiener Herrlichkeiten[1] nicht ganz gut bey dir angekommen bin, so will ich es doch wagen, dir abermals ein Heft zu senden, das auch theilweise bedenklich ist, aber doch vielleicht theilweise dein Gefallen erregt. Wenn du es wiedersendest, erhältst du ein anderes, das sehr lesbar und unterrichtend ist, die Fortsetzung von Schlegels Vorlesungen.[2] Der Streit den das französische Theater schon über 100 Jahre mit sich selbst und andern Nationen führt, wird hier auf eine sehr kenntniß- und geistreiche Weise auseinandergesetzt. Wird dieß Werk ins Französische übersetzt, so muß es gute Wirkung thun: denn unter den Franzosen sind gleichgesinnte, die aber freilich nicht auftauchen können.

Die Gegenwart des Herrn v. Humboldt[3] hat dir gewiß auch viel Freude gemacht. Mir war sie belehrend und

---

[1] Den Heften der Wiener Zeitschrift „Prometheus".

[2] A. W. Schlegels Vorlesungen „Ueber dramatische Kunst und Litteratur".

[3] Wilhelm v. Humboldt war Anfang Januar von Erfurt nach Weimar gekommen.

aufmunternd. Ich erfuhr genauer, wie es im Preußiſchen mit dem Erziehungs- und Wiſſenſchaftlichen Weſen ausſieht und was man davon hoffen darf. In der jetzigen Lage hätte man vielleicht keinen Mann gefunden, der ſich zu Reſtauration ſo gut geſchickt hätte als er.

Er hatte die Artigkeit in den wenigen Stunden, die ihm übrig blieben, meine Farbenlehre und was dazu gehört zu durchlaufen und ſchien, da ihn der Inhalt eigentlich nicht intereſſiren konnte, mit der Behandlung und Methode wohl zufrieden. Der erſte Band iſt nun ſchon bis zum 39. Bogen gelangt, der zweyte bis zum 30. Und ob ich gleich dem Ende nunmehr entgegenſehe, ſo habe ich doch bis Oſtern noch voll auf zu thun. Ich hoffe daß dieſes Werk wenn es zu Stande iſt, auch dir zur Zufriedenheit gereichen ſoll. Anderes kann ich bis dahin nichts vornehmen.

Wenn ich deinen Saul[1] noch liegen laſſe, ſo verzeihſt du mir. Unſere Theaterfreunde haben dazu kein Vertrauen faſſen wollen, ſo daß ich das Stück auf den Geburtstag nicht wagen konnte. Bey genauer Überlegung tritt noch der Umſtand ein, daß die Forderung faſt unerläßlich iſt, die Geſänge Davids, wenigſtens nach Art der Melodramen, mit Muſik zu begleiten, und eine ſolche Compoſition iſt eine ſehr ſchwere, nicht leicht zu löſende Aufgabe; doch habe ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben und denke es vielleicht nach Bianca della Porta[2] und Zaire[3] an die Reihe zu bringen . . .

Weimar den 10. Januar 1810. G.

---

[1] Alfieris, von Knebel bearbeitetes Schauſpiel; die erſte Aufführung erfolgte erſt am 6. April 1811.

[2] Von Collin; Erſtaufführung 31. Januar 1810.

[3] Voltaires „Zaire“ wurde am 17. Februar 1810 zum erſten Male aufgeführt.

1258.

An C. F. v. Reinhard.

Ihren erfreulichen Brief, mein verehrter Freund, erhalte ich heute früh, und heute Abend läßt mir der Fürſt Repnin gefällig ſagen, daß er Ihnen noch etwas von mir gern überbrächte. Da ſehe ich um mich her, was ich Ihnen ſchicken könnte, und wage es die Bogen des zweyten Theils der Farbenlehre, die zu jenem erſten gehören, den Sie ſchon beſitzen, einzupacken und mitzugeben. Laſſen Sie ſolche nur leicht heften, die folgenden ſende ich nach. Nur bitte ich, dieſes werdende Werk geheim zu halten. Mitwollende giebts wenig, Mißwollende viel. Wenn ich in dieſe Bogen hineinſehe, ſo kommt mir's manchmal vor, daß ich älter werde und daß ich radotire: denn radotiren heißt nicht, wies das gemeine Lexicon ſagt, allein albernes Zeug reden, ſondern auch, das Rechte zur unrechten Zeit ſagen; welches dem ſogenannten Verſtande immer albern vorkommt. Da Sie mir meine liebe Ottilie[1] ſo ächt, gut und freundlich nehmen und auch dem Eduard[1] Gerechtigkeit widerfahren laſſen, der mir wenigſtens ganz unſchätzbar ſcheint, weil er unbedingt liebt; ſo gewinnen Sie gewiß dieſem zweyten Theile des Farbenweſens ſo viel ab, daß er dem erſten, der Ihre Gunſt erwerben konnte, die Wage hält. Wie viel anderes wirklich Erfreuendes und Erquickliches hätte ich nicht zu ſagen, wenn wir einander gegenüber ſtünden; jetzt mag es ein Ende haben, weil ich einpacken und fortſenden muß, und mich nur noch Ihrem freundlichen Wollen empfehlen kann.

Weimar den 21. Februar 1810.

Goethe.

---

[1] In den „Wahlverwandtſchaften".

1259.*

An Zelter.

Die Compoſition von Johanna Sebus habe ich zwar erſt unvollkommen gehört, allein genugſam, um verſichern zu können, daß ſie mir ganz vortrefflich vorkommt. Ich müßte ſehr weitläuftig ſeyn, wenn ich alles ſagen wollte was mir bey dieſer Gelegenheit durch den Sinn gegangen. Nur Eins will ich erwähnen, daß Sie auf eine ſehr bedeutende Weiſe von demjenigen Gebrauch gemacht, wofür ich keinen Namen habe, das man aber Nachahmung, Malerey und ich weiß nicht ſonſt wie nennt, und das bey andern ſehr fehlerhaft wird und ungehörig ausartet.

Es iſt eine Art Symbolik fürs Ohr, wodurch der Gegenſtand, inſofern er in Bewegung oder nicht in Bewegung iſt, weder nachgeahmt noch gemalt, ſondern in der Imagination auf eine ganz eigne und unbegreifliche Weiſe hervorgebracht wird, indem das Bezeichnete mit dem Bezeichnenden in faſt gar keinem Verhältniſſe zu ſtehen ſcheint. Daß auf einem ganz natürlichen Wege in der Muſik der Donner rollen und die Wellen brauſen können, verſteht ſich von ſelbſt. Wie glücklich Sie aber die Negation kein Damm, kein Feld durch den abgeriſſenen unterbrochenen Vortrag ausgedruckt haben, iſt überraſchend, ſo wie die Anticipation des Gefälligen vor der Stelle Doch Suschens Bild.

Laſſen Sie mich nicht weiter gehen, weil man ja des Ganzen ſo wie des Einzelnen erwähnen müßte. Nächſtens hoffe ich es noch einigemal zu hören und mich daran recht von Grund aus zu ergötzen; welches beſſer iſt als Reflexion und Urtheil. Ihre Correcturen ſind auch angekommen und eingeſchaltet . . .

Weimar den 6. März 1810. G.

1260.*

An Chriſtiane v. Goethe.

Heute weiß ich, mein liebes Kind, nicht viel zu ſchreiben: denn in dem geſtrigen, durch Herrn von Egloffſtein abgeſendeten Brief habe ich alles möglichſt bedacht. Iſt etwas vergeſſen, ſo erinnere mich.

Meine Arbeiten gehen inſofern gut, daß wir hoffen können bald fertig zu werden. Freylich keine Störungen dürfen eintreten und wir werden euch nicht eher einladen, als bis wir recht auf dem grünen Zweige ſitzen.

Auguſt kommt wieder zu euch hinüber und ich freue mich ſeiner, auf mehr als eine Weiſe; aber es iſt doch etwas Wunderbares in der Sache. Wenn ich es recht überſehe und bedenke, ſo iſt mir ſein Heidelbergiſcher Aufenthalt lieber als ſein Jenaiſcher: es kommt ſchon etwas Kümmeltürkiſches in ihn. Ich habe niemals einen ſo deutlichen Begriff von dieſem Worte gehabt als jetzt. Ich will ihm ſeinen Sommer nicht verderben, und du brauchſt ihm hiervon nichts merken zu laſſen; aber wenn es ſo fortgeht, ſo muß er auf Michael wieder in eine andere Welt, nach Göttingen oder wohin es auch ſeyn mag. Da viel Zeit bis dahin iſt, ſo wollen wir's beſprechen; aber ich ſage es voraus, weil ich nicht viel mehr Zeit habe, etwas lange auf dem Herzen zu behalten . . .

Lebe wohl und verſäume nicht, zu dictiren was vorgeht, und grüße deinen hübſchen Secretär.[1]

Jena den 30. März 1810. G.

[1] Caroline Ulrich.

1261.*

An die Theater-Kommiſſion.

... Zum neunten May, als zu Schillers Todestag, der gerade auf einen Mittwoch fällt, wünſchte ich ein Gedächtnißfeſt. In vier oder fünf Abtheilungen würden Scenen aus Wallenſtein, der Jungfrau von Orleans, der Braut von Meſſina, Maria Stuart und Tell gegeben. Die Glocke machte den Schluß. Meine früheren Stanzen, denen ich noch einige zufügen würde, würden zuletzt recitirt. Ich wünſchte hierüber Herrn Genaſt's Gedanken und nähere Vorſchläge zu vernehmen. Es kann eine vortreffliche Repräſentation[1] werden, die ſehr viel Menſchen anzieht und erfreut.

Was ich ſonſt noch mitzutheilen habe, ſoll nächſtens erfolgen, indeſſen ich recht wohl zu leben wünſche.

Jena den 10. April 1810. Goethe.

1262.*

An Chriſtiane v. Goethe.

Alles was ich gewünſcht habe iſt recht glücklich und gut angekommen, deswegen du auch ganz beſonders gelobt ſeyn ſollſt. Ganz allein fehlt noch das Holz vom Wachholderbaum, wovon ich dich um einen ſtärkern und ſchwächern Aſt bitte.

Unſere Geſchäfte gehen hier ſehr gut; nur bringt mich leider das Eſſen beynahe zur Verzweiflung. Ich übertreibe

[1] Die Vorſtellung am 9. Mai verlief in folgender Reihenfolge: „Schillers Lied von der Glocke. Dramatiſcher Epilog von Goethe. Scenen aus Schillers Schauſpielen."

nicht, wenn ich ſage, daß ich vier fünf Tage blos von Cervelatwurſt Brodt und rothem Wein gelebt. Auch ſehe ich unter den hieſigen Umſtänden gar keine Rettung und wäre, weil es mir zuletzt doch ſchädlich werden muß, ſchon wieder hinübergefahren, wenn es unſer Geſchäft nur einigermaßen zuließe. Ich bitte dich alſo aufs allerinſtändigſte, mir mit jedem Boten-Tage etwas Gutes Gebratenes, einen Schöpſenbraten, einen Kapaun, ja einen Truthahn zu ſchicken, es mag koſten was es will, damit wir nur zum Frühſtück, zum Abendeſſen, und wenn es zu Mittag gar zu ſchlecht iſt, irgend etwas haben was ſich nicht vom Schweine herſchreibt. Ich mag dir nicht ſagen, wie verdrießlich und ärgerlich ich die Zeit her geweſen bin, wenn ich mit einem übertriebenen und ganz unſchicklichen Aufwand entweder hungern oder etwas genießen mußte was mir offenbar ſchädlich war . . .

Jena den 17. April 1810. G.

1263.

An Charlotte v. Schiller.

Es gehört eine Überwindung dazu, liebe theilnehmende Freundinn, wenn man nach langem Schweigen wieder einmal ſich äußern ſoll. Ihre guten Worte fordern mich indeſſen auf und ich kann nicht ganz ſtumm bleiben.

Wir haben dieſe Zeit her ganz eigentlich gemühet, getrieben das was gethan ſeyn mußte und weiter keine Freude daran gehabt als daß es gethan war. So gingen die ſchönen und mitunter ſehr ſchönen Tage hin, ohne innere Belohnung und ohne Hoffnung einer äußern.

Dabey zeigte ſich noch etwas ſehr Bedenkliches, was aber, wie mich däucht, blos durch eine einſamkrittliche

Hypochondrie erzeugt wird. Mir erſchienen nämlich nicht allein das Publicum, ſondern auch Gönner, Freunde, Freundinnen, ſelbſt die nächſten, immer unter jener Geſtalt des Tyrannen, der den Becher ſo lange in den Strudel wirft bis der arme Taucher zugleich mit dem Becher ausbleibt.

Da ich mir ein ſo kühnes Gleichniß erlaubt habe; ſo verzeihen Sie mir gewiß, wenn ich nur weniges hinzufüge. Was zunächſt hier zu thun iſt, beſchäftigt uns noch einige Wochen; dann will ich möglichſt eilen, nach Carlsbad zu kommen, weil mein jetziger leidlich behaglicher Zuſtand doch nur ein Scheinweſen iſt, das ehe man ſich's verſieht, in eine ſehr unerfreuliche Wirklichkeit umſchlagen kann.

Indeſſen muß ich nothwendig noch einmal meine Weimariſchen Lieben beſuchen und ſehen: denn ich finde höchſt nöthig mich von gewißen hypochondriſchen Einflüſſen zu befreyen. Denken Sie einmal, daß mir ſeit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu ſchreiben, die man nicht vorleſen kann! Das iſt denn doch, wenn man's genau beſieht, ein pathologiſcher Zuſtand, von dem man ſich je eher je lieber befreyen ſoll. Leben Sie recht wohl, gedenken und verzeihen Sie.

Jena den 27. April 1810. G.

1264.

An Bettina Brentano.

Von dir liebe Bettine habe ich ſehr lange nichts gehört und kann meine Reiſe in's Carlsbad ohnmöglich antreten, ohne dich nochmals zu begrüßen und dich zu erſuchen mir dorthin ein Lebenszeichen zu geben. Deine Briefe wandern mit mir, ſie ſollen mir dort dein freundliches liebevolles

Bild vergegenwärtigen. Mehr ſage ich nicht — denn eigentlich kann man dir nichts geben weil du dir alles entweder ſchaffſt oder nimmſt.

Lebe wohl und gedencke mein.

Jena d. 10. May 1810. Goethe.

1265.*

An Charlotte v. Stein.

So muß ich mich denn doch, verehrte Freundinn, entſchließen ſchriftlich von Ihnen Abſchied zu nehmen. Meine Arbeiten haben ſich dieſe Paar Monate durchgezogen und mich verhindert Weimar wieder zu beſuchen; jetzt am Ende iſt mir's wünſchenswerth ohne neues Anknüpfen und losreißen gleich aus meinem hieſigen Zuſtande in jenen ſo erſehnten verſetzt zu werden. Ich habe dieſe Zeit her zwar ohne Schmerzen gelebt und habe alſo nach Epikurs Lehre mich über nichts zu beklagen, doch bleibt ein beſtändiges Abwiegen unſres phyſiſchen und moraliſchen Betragens immer eine läſtige Sache. Das Zutrauen zu den heißen Quellen und die Hoffnung in unangenehmen Fällen unmittelbare Hülfe von der Natur zu erhalten verſchönert mir den hier ſehr ſchönen Frühling.

Die zwey Bände der Farbenlehre mit ihren Tafeln werden nunmehr nach Leipzig wandern. Vielleicht intereſſirt Sie dabey am meiſten ein Capitel Confeſſion,[1] wie ich zu dieſen Studien gekommen. Es reut mich nicht ihnen ſo viel Zeit aufgeopfert zu haben. Ich bin dadurch zu einer Cultur gelangt, die ich mir von einer andern Seite her ſchwerlich verſchafft hätte. Auch wird noch manches andre hervor-

[1] Die „Konfeſſion des Verfaſſers" bildet den Schluß der „Geſchichte der Farbenlehre".

gerufen, das mir in der Folge erfreulich und andern wohl nützlich seyn kann ...

Diesen Sommer, oder vielmehr gleich wenn ich meine Wanderschaft antrete, werde ich mich mit Wilhelms Wanderjahren beschäftigen. Vermuthlich wird er unterwegs einigen schönen Kindern[1] begegnen, die ich hie und da im Verborgnen erziehe. Besonders empfehle ich das Nußbraune Mädchen, welche jetzt der Favorit ist. Begegnen Sie Pandoren, die, wie ich höre, ihre Reise von Wien nach Leipzig macht, so erzeigen Sie Sich diesem geliebten Kinde freundlich ...

Mögen Sie mir eine Wohlthat erzeigen; so thun Sie in meiner Abwesenheit den Meinigen etwas zu Liebe, die ich abermals länger als billig allein lasse ...

Noch gar Manches hätte ich, nach einem so langen Stillschweigen hinzuzusezen; der Raum aber gebietet mir abzubrechen und mich Ihrer Freundschaft und Neigung abermals zu empfehlen.

Jena d. 11. May 1810. Goethe.

1266.

An C. F. v. Reinhard.

Das Portefeuille ist mir durch Herrn Zimmer in Jena zugestellt worden und hat mir sehr viel Vergnügen gemacht. In Eile nur weniges von dem was darüber zu sagen wäre.

Man kann Niemanden vorschreiben, wohin er seine Liebhaberey wenden und wozu er die ihm einwohnenden Gaben ausbilden soll. Ferner ist alles dasjenige höchst schätzbar, was uns den Sinn einer vergangenen Zeit wieder vergegenwärtigt, besonders wenn es in einem wahrhaft treuen historischen und kritischen Sinne geschieht.

[1] Die in die „Wanderjahre“ eingestreuten kleinen Novellen.

Nach dieſen ſind die Bemühungen des jungen Mannes,[1] durch welchen die vorliegenden Zeichnungen zu Stande gekommen, höchlich zu loben. Er iſt dabey gründlich zu Werke gegangen, wie ich denn gern bekenne, daß der Grundriß des Doms zu Cöln, wie er hier vorliegt, eins der intereſſanteſten Dinge iſt, die mir ſeit langer Zeit in architectoniſcher Hinſicht vorgekommen. Der perſpectiviſche Umriß giebt uns den Begriff der Unausführbarkeit eines ſo ungeheuren Unternehmens, und man ſieht, mit Erſtaunen und ſtiller Betrachtung, das Mährchen vom Thurm zu Babel an den Ufern des Rheins verwirklicht.

Deſto erfreulicher, obgleich eben ſo erſtaunenswürdig, iſt die Reſtauration oder vielmehr der auf dem Papier unternommene Ausbau, welcher mit ſehr viel Sorgfalt aus dem Vorhandenen, aus manchen Überlieferungen und aus dem ſonſt Bekannten dieſer Kunſtzeit und Bauart, das Wahrſcheinliche ſo harmoniſch als man es wünſchen mag, zuſammenſtellt. Und man müßte ſehr viel bewandter in dieſen Dingen als ich ſeyn, wenn man ſich vermeſſen wollte, irgend etwas daran auszuſetzen.

Die von Quaglio gezeichneten Blätter ſind ſehr geiſtreich, die andern von Fuchs mit unendlicher Sorgfalt, und beyde mit Geſchmack, Fleiß und Zierlichkeit ausgeführt, ſo daß man wirklich ſagen kann, daß für dasjenige was dieſe Blätter ſeyn ſollen, nichts zu wünſchen übrig bleibt. Sie ſollen eigentlich einem Hauptwerk die Krone aufſetzen, und ich bin nicht weniger neugierig auf das was uns dieſe Kunſtfreunde und Künſtler aus früherer Zeit her überliefern werden.

Die Zeichnungen werden immer, wie ſie hier liegen, unſchätzbar bleiben, wenn es auch große Schwierigkeiten haben ſollte, ſie in Kupfer ſtechen und dem großen Publicum

[1] Der Kunſtgelehrte Sulpiz Boiſſerée (1783—1854), der an der Spitze der Bewegung für die Erneuerung des Kölner Domes ſtand.

mittheilen zu laſſen; wozu ich in unſerer Zeit kaum eine Möglichkeit ſehe. Doch wird die Betriebſamkeit derer, die ſchon ſoviel geleiſtet, auch hierbey noch mehr thun als man ſich vorſtellen kann.

Vorſtehendes wäre das aufrichtige und unbewundene Lob, das man den Cölner Kunſtfreunden ertheilen muß. Freylich gehört eine ſolche leidenſchaftliche Beſchränkung dazu, um etwas der Art hervorzubringen. Ich habe mich früher auch für dieſe Dinge intereſſirt, und eben ſo eine Art von Abgötterey mit dem Straßburger Münſter getrieben,[1] deſſen Façade ich auch jetzt noch, wie früher, für größer gedacht halte, als die des Doms zu Cöln.

Am wunderbarſten kommt mir dabey der deutſche Patriotismus vor, der dieſe offenbar ſaraceniſche Pflanze als aus ſeinem Grund und Boden entſprungen, gern darſtellen möchte. Doch bleibt im Ganzen die Epoche, in welcher ſich dieſer Geſchmack der Baukunſt von Süden nach Norden verbreitete, immer höchſt merkwürdig. Mir kommt das ganze Weſen wie ein Raupen- nnd Puppen-Zuſtand vor, in welchem die erſten italiäniſchen Künſtler auch geſteckt bis endlich Michel Angelo, indem er die Peterskirche concipirte, die Schale zerbrochen und als wunderſamer Prachtvogel ſich der Welt dargeſtellt hat.

Ich verarge es unterdeſſen unſern jungen Leuten nicht, daß ſie bey dieſer mittleren Epoche verweilen; ich ſehe ſogar dieſes Phänomen als nothwendig an, und enthalte mich aller pragmatiſchen Betrachtungen und welthiſtoriſchen Weiſſagungen.

Herr Boiſſerée hat mir einen ſehr hübſchen verſtändigen Brief geſchrieben, der ſo wie die Zeichnungen mich für ihn

---

[1] In ſeiner im November 1772 ausgegebenen Schrift „Von deutſcher Baukunſt"; vergl. dieſe Briefausgabe Bd. I, S. 183.

einnimmt. Ich lege für ihn ein flüchtiges Blättchen bey, worin ich ihn auf Michael einlade. Sie haben ja wohl die Güte, ihm die erste communicable Hälfte meines vorläufigen Urtheils mitzutheilen.

Verzeihen Sie, wenn ich durch die gedruckte Beylage[1] das Porto vermehre, das Ihnen jährlich nützer oder unnützer Weise abgenommen wird. Doch wünschte ich diese Blätter bald in Ihren Händen. Mehrere folgen nach. Nachsicht für die Eile! Ich bitte um ein paar Zeilen nach Carlsbad.

Jena den 14. May 1810. G.

Ich füge die zwar unnöthige, aber doch wohlgemeynte Bitte hinzu: daß Sie dem vorzüglichen jungen Manne nichts von meinen Äußerungen mittheilen was ihn betrüben könnte. Das beste Lebewohl im Augenblick der Abreise!

1267.

An Christiane v. Goethe.

Carls Bad d. 6. Juni 1810.

In diesem Briefchen das den Shawl begleiten soll will ich aber auch einmal eigenhändig sagen: daß ich recht oft und in herzlicher Liebe dein gedencke, und Plane mache wie wir künftiges Jahr einige Zeit hier zusammen zubringen können. Für diesmal kommt der Schleier, der dir gewiß gefallen wird, wenigstens haben wir alle drey ihn für den schönsten gehalten. Ich wünsche daß er glücklich ankommt, schreibe mir seinen Empfang. Versäume ja nicht diesen Sommer alle Arten von Cur in Weimar und Lauchstedt. Am letzten Orte laß dir das Baden empfohlen seyn.

[1] Avertissement der Farbenlehre.

Grüße Auguſt von dem ich noch nichts vernommen habe. Auch Karolinchen grüße, ſie ſoll ſich in meinem Nahmen mit dem Tüchelchen putzen. Schreibe mir auch wie hoch man den Shawl bey Euch ſchätzt. Lebe recht wohl und gedencke mein in Liebe.

G.

1268.*

An Kirms.

... Den Mannheimern würden Ew. Wohlgebornen gefällig antworten, daß ihnen der neue Götz von Berlichingen,[1] welcher ſobald nicht gedruckt erſcheinen werde, zu Dienſten ſtehe, wenn ſie mir das Einkommen der dritten Repräſentation desſelben nach der Art, wie die Benefize den Schauſpielern gegeben werden, zugeſtünden. Nur allein, wenn dieſes eingeführt wird, kann man ſich entſchließen fürs Theater zu arbeiten, ſonſt iſt es nicht der Mühe werth, daß man eine Feder anrührt, oder auch nur eine Abſchrift machen läßt.

... Des Herrn Iffl ands Anfragen beantworten ſich ſämmtlich durch das Fragment des zweyten Theils der Zauberflöte, das in meinen Werken, und zwar in deren ſiebentem Band abgedruckt iſt. Das Perſonal der erſten Zauberflöte mit geringer Vermehrung ſollte hinreichen, auch dieſe Fortſetzung zu geben. Wie ich die Situationen, Decorationen u. dergl. ähnlich zu erhalten und doch zu ſteigern dachte, ſieht man gleichfalls daraus, ſo wie die Abſicht blos für muſicaliſchen und theatraliſchen Effect zu arbeiten. Der Plan, ſo wie noch ein Theil der Ausarbeitung, liegt unter meinen Papieren. Ob ich aber, da ich ſoviel andere Dinge vorhabe, mich wieder zu theatraliſchen Arbeiten, wobey weder

[1] Die letzte Bühnenbearbeitung.

Freude noch Genuß, noch Vortheil zu erwarten ist, wenden möchte, glaub' ich schwerlich. Mehrere Plane und Halbausarbeitungen bedeutender Stücke liegen da, und werden wohl immer liegen, wie die zwey letzten Theile der natürlichen Tochter, und eine Tragödie aus der Zeit Carls des Großen. Sollte das Berliner Theater den obgemeldeten Vorschlag, die dritte Repräsentation zum Benefiz des Autors zu geben, eingehen, so könnte man eher seine Maßregeln darnach nehmen und einen Theil seiner Zeit auf dramatische Arbeiten verwenden. Abgerissen kann man dergleichen nicht unternehmen. Ich ziehe jetzt den Roman allem andern vor, weil einen dabey alles begünstigt, was beym Theater dem Autor nur zum Nachtheil gereicht. Könnte man die unternommenen Arbeiten nach und nach vom Stapel lassen; so würde der, durch einen sehr hohen und bedeutenden Theaterkenner[1] mir aufgetragene, Brutus wohl auch mit flott werden; dagegen ich jetzt befürchten muß, daß alle diese Dinge bey mir, wie bisher, stocken und nicht zum Ende gelangen . . .

Carlsbad den 27. Juny 1810. Goethe.

1269.

An Christiane v. Goethe.

Vor einigen Tagen sendete ich durch Herrn v. Helldorf ein Packet an dich ab das allerley Gutes enthält und das du wahrscheinlich gleichzeitig mit dem gegenwärtigen Blatte erhalten wirst. Gedencket meiner bey einer Tasse Chocolade und wenn im Theater ein Pfeffermünzküchelchen genommen wird. Dein ausführlicher Brief vom 25. Jun. hat mir viel Vergnügen gemacht schreibe mir von Lauchstädt dergleichen. Carolinchen soll geliebt seyn daß sie soviel auf ein Blatt

[1] Kaiser Napoleon.

bringt. Mir geht es recht wohl und wenn ich dieſe Waſſer immer neben mir hätte, wäre mir für nichts bange. Seit der Abreiſe der Kayſerinn[1] habe ich mich in die Enge gezogen. Es gehen ohnehin ſchon die Perſonen der erſten Zeit und die meiſten meiner Bekannten fort. Indeſſen kommt unter ſovielen Menſchen immer einmal wieder ein alter Bekannter oder es findet ſich etwas intereſſantes Neues. Von Äugelchen hat ſich noch gar nichts gefunden. Die Gegenwart der Kayſerinn wird für mich nicht ohne Folgen ſeyn, man hat mir vertraut daß Sie mir eine Artigkeit erzeigen werde die mich um ſo mehr freuen müſſe weil ſie ſich ſelbſt etwas ausgedacht. Du ſagſt niemand davon, denn ſo etwas muß man abwarten. Es kann gar manches dazwiſchen kommen das die beſten Abſichten der Großen hindert. Nach Wien bin ich von hunderten eingeladen. Ich habe es nicht abgeſagt aber mir auf jeden Fall vorbehalten Auguſten an die Wohlwollenden zu adreſſiren. Er wird überall willkommen ſeyn. Bis jetzt hab ich von dem edlen Jüngling keine Zeile erhalten, ſo daß ich nicht weis ob er die durch des Prinzen Bernhard Leute überſchickte Sachen bekommen hat. Auch ſchreibſt du mir nichts von den getrockneten Trüffeln und Schwämmen, die in einen flachen Korb gepackt waren. Ich lege dir ein Blätchen an den Caſſier bey er wird ja wohl dies Jahr genugſamen Überſchuß haben dir das Wenige auszuzahlen.

Den 12. Juli wollen wir mit den beſten Wünſchen feyern. Ich hoffe indeſſen von euch zu hören. Es geht mir ganz wohl und wünſche dir das Gleiche. Dabey bin ich ziemlich fleißig und habe ſchon allerley zu Stande gebracht.

Ich lege die Gedichte[2] bey die ich zuſammen drucken lies. Jedes wurde durch eine beſondere Gelegenheit ver-

---

[1] Von Oeſterreich.

[2] „Der Kaiſerin Ankunft“; „Der Kaiſerin Becher“; „Der Kaiſerin Platz“ „Der Kaiſerin Abſchied“.

anlaßt, das letzte durch die Kayserinn selbst, welche verlangte daß ich in ihrem Nahmen den Carlsbadern etwas freundliches sagen sollte. Ihr werdet sehen wie ich mich aus der Sache gezogen habe. Grüße Herrn Genast zum schönsten, er wird mir wohl schon geschrieben haben wenn Gegenwärtiges ankommt. Auch die Übrigen grüße und trage wie sonst alles bey daß die Sache gut und ordentlich geht. Richte dich auf alle Fälle ein solange zu bleiben wie die Gesellschaft; denn ich werde meine Nachhausreise nicht beschleunigen. Ich muß noch gar manches vorher thun und ausrichten. Lebe recht wohl und sey meiner eingedenck.

CarlsBad d. 3. Jul. 1810. G.

1270.

An F. A. Wolf.

Höchst merkwürdiges und erfreuliches
Fragmentum epistolare[1]
cum notis & animadversionibus
Justi Carlsbadensis[2] et Aciduli Gishübelii.

Das Blatt, worauf dieses Fragment geschrieben, hat ungefähr die Größe eines ächten Papyrus, indem es nur drey bis vier Querfinger breit, zu Rechnungen liniirt und die Ausgabe von Gulden, Kreuzern und Hellern darauf zu notiren eingerichtet ist. Da nun beyde letztere Rubriken jetziger Zeit unnöthig seyn möchten, weil gegenwärtig alles nur in Gulden evaluirt wird: so scheint dasselbe auf eine ältere Epoche zu deuten. Dieser Umstand, so wie der Mangel

[1] Wolf hatte von Teplitz aus auf einem aus einem Rechnungsbuche herausgerissenen Blatte einen Brief geschrieben, der in vorstehender Antwort kommentiert wird. Die gesperrt gedruckten Sätze bilden das Schreiben Wolfs.

[2] Des richtigen Karlsbaders (Goethe); der Acidulus Gishübelius ist Riemer, der dort nur Gieshübler Sauerbrunnen trank.

eines Datums, ſetzt die Ausleger in nicht geringe Verlegenheit; welche aber eben deswegen mit deſto ernſterm Beruf und größerm Vergnügen ans Werk ſchreiten.

„In 10—14 Tagen bin ich in Carlsbad."

Es würde ſehr viele Seiten einnehmen, wenn man die Conjecturen alle aufzeichnen wollte, welche bey Ermanglung eines Grund- und Normaltages hier von den Critikern durchgearbeitet werden mußten. Nach ſehr vielen Controverſen und Überlegungen vereinigten ſie ſich endlich, die Epoche des Blattes zwiſchen das Ende des Juny und den Anfang des July zu ſetzen; wobey ſie ſich, wie man ſieht, einen billigen Spielraum vorbehielten. Eine von den Hauptſchwierigkeiten dieſe Stelle richtig zu erklären, entſprang daher, daß beyde Ausleger geneigt waren, das eigentliche Datum (Ort und Zeit) dieſes Dati (Erlaſſes) früher zu ſetzen, damit das Datum der Ankunft um ſo viel näher rückte.

„Hätten Sie wohl die Güte"

Hier wurde eine Emendation gewagt, ſtatt Güte, Freude zu ſetzen; weil man aber auch das Verbum und alles übrige hätte ändern müſſen; ſo hielt man es für beſſer, den Text ſtehen zu laſſen, und jenes für eine redneriſche Umſchreibung deſſen zu halten, was ſich von ſelbſt verſteht.

„Mir um die Zeit"

Die Verlegenheit wegen der Epoche und des Termins ſowohl a quo als ad quem ging bey dieſer Stelle von neuem an. Nach dem Vorgange Petavs[1] und andrer Meiſter entſchloß man ſich die Hälfte Julys, welche eben ein ſo ungewiſſer Termin iſt, als feſt anzunehmen.

„Auf acht Tage",

Wir machen hier ein Comma, welches im Original fehlt, ob es uns gleich viel angenehmer geweſen wäre, das folgende

[1] Der Theologe Petavius (eig. Denis Pétau), 1583—1652, berühmter Chronologe.

unterſtrichene wenigſtens, auf die Zeit zu deuten. Acht Tage vergehen gar zu bald und acht Tage wenigſtens erlauben noch immer ſeine Hoffnung auf vierzehn Tage wenigſtens, ja auf vier Wochen auszudehnen.

„wenigſtens drey Zimmer"

Hier fängt nun aber erſt die Qual an, da nicht nur vom Auslegen, ſondern vom Ausrichten die Rede iſt. Drey Zimmer wären vielleicht in dem Augenblick, wo dieſes gegenwärtige geſchrieben wird, irgendwo zu haben; aber, ob beyſammen, ob getrennt, wie und wo, iſt nicht einmal auszuſprechen, geſchweige ob es morgen oder übermorgen noch ſo ſeyn wird.

„Vorn heraus"

Auch ſogar dieſe einfache Bedingung iſt gegenwärtig ſchwer zu erfüllen.

„Auf der Wieſe"

Durch dieſen Zuſatz wird die Sache noch ſchwerer. Wir haben zwar gegenwärtig zwey Wieſen, die Wieſe oder Lauka ſchlechtweg und die neue Wieſe, nowa lauka. (Hier iſt wohl der Ort zu bemerken, daß es eines böhmiſchen Puriſten Sache ſeyn möchte, ob man nicht ſtatt nowa, welches doch offenbar ein ausländiſches Wort iſt, ein inländiſches bedeutenderes finden könnte, welches ganz vollkommen ſeyn würde, wenn es zugleich die Wirthshaus- Theater-, und Judenwieſe ausdrückte.) Auf der κατ' ἐξοχην ſo genannten und wahrſcheinlich gemeinten Wieſe, iſt gegenwärtig keine Art von Zimmer, noch Kammer mehr zu haben. Die Häuſer ſind bis in die äußerſten Giebel bewohnt, ſodaß man Abends Sterne in der Luft zu ſehen glaubt, und ſogar Dachkämmerchen werden nur aus Gunſt vergeben.

„Oder ſonſt"

Hier würden benannte Freunde zu jeder andern Zeit ſich getröſtet finden, wenn nicht auf eine ganz unglaubliche Weiſe

die Hülfsbedürftigen, wie es jedoch ſcheint, meiſtens in guter geſunder Geſellſchaft ſich hier eingefunden und alle Räume weggenommen hätten.

„Auf jeden Fall bey guten Leuten zu beſprechen" Dieſe Bedingung würde am erſten zu erfüllen ſeyn. Die Carlsbader ſind alle gut, nur haben ſie dieß Jahr bemerkt, daß ſie den Fremden noch einmal ſo viel abnehmen können, ohne deshalb an ihrer guten Renommée abzunehmen und es ſteht zu erwarten, daß ſie in dieſer Einſicht nicht zurückſchreiten werden, wenn auch der Curs der Banknoten auf einen beſſern Weg zurückkehren ſollte.

Die Unmöglichkeit, etwas Gewiſſes zuzuſagen, nöthigt alſo Unterzeichnete zu folgender bedenklichen Erklärung.

Ein anſtändiges Quartier in der Hälfte July auf kurze Zeit zu verſprechen, iſt völlig unmöglich. Es könnte nur durch den wunderbarſten Zufall ein ſolches offen werden, der jedoch keineswegs wahrſcheinlich iſt. Auch ſelbſt ein ungeräumiges, in der geringſten Lage, würde nicht vorzubereiten ſeyn. Das Städtchen iſt ſchon bis hinter die Kirche und bis zum Hirſchenſprung hinauf beſetzt, und wir rücken ſelbſt in unſerm Hauſe ſo zuſammen, daß es beynahe unbequem wird. Indeſſen möchten wir wünſchen, daß die Freunde, zu unſrem Glücke, ihrem Glücke vertrauten und zu gedachter Zeit hieher kämen, um im ſchlimmſten Falle nur die Nacht unter Dach allenfalls unter dem Dache, den übrigen Tag aber unter freyem Himmel, unter Bäumen, in Sälen, auf Spaziergängen, Spazierfahrten, und was dergleichen Seligkeiten dieſes irdiſchen Paradieſes mehr ſind, zuzubringen; worüber Niemand mehr erfreut ſeyn könnte, als die Unterzeichneten.

Carlsbad den 3. July 1810.

Justus Carlsbadensis.
Acidulus Gishübelius.

1271.*

An C. F. v. Reinhard.

Carlsbad den 22. July 1810.

Da mein hieſiger Aufenthalt ſich nach und nach zu Ende neigt, und ich wahrſcheinlich bald nach Töplitz gehe; ſo will ich ein ruhiges Wort vernehmen laſſen und für den lieben Brief danken, den ich vor einiger Zeit erhalten.

Zuerſt will ich Sie erſuchen, den jungen Freund[1] in Heidelberg hinreichend aufzuklären, damit er deutlich erfahre, wie ich es meine. Es würde ſonſt, wenn er uns beſucht, leicht ein verdrießliches Verhältniß geben, wenn er erſt alsdann erführe, wie ich denke. Das was er mit ſeinen Künſtlern geleiſtet hat, kann man ohne Bedingung loben. Die Behandlung des Gegenſtandes iſt trefflich: der Gegenſtand ſelbſt aber, für uns, nur an ſeiner Stelle ſchätzenswerth, als ein Document einer Stufe menſchlicher Cultur. Betrachteten freylich dieſe guten jungen Leute nicht einen ſolchen Mittelzuſtand als den oberſten und letzten, wo ſollten ſie den Muth zu einer ſo unendlich mühſamen Arbeit hernehmen, Wenn der Ritter ſeine Schöne nicht für die ſchönſte und einzige hielte, würde er Drachen und Ungeheuer um ihrentwillen bekämpfen?

Ich habe ſchon oft genug in meinem Leben ähnliche Fälle mit jungen Leuten gehabt, ſo daß ich neulich mich ganz und gar auch von den beſſern enthalte. Einfluß geſtehen ſie uns, Einſicht trauen ſie ſich zu, und die erſte zu Gunſten der letzten zu nutzen, iſt eigentlich ihre ſtille Abſicht. Ein wahres Zutrauen iſt nicht in der Sache. Ich nehme es ihnen nicht übel; aber ich mag mich weder gut-

[1] Sulpiz Boiſſerée; vergl. Brief 1266.

müthig selbst betrügen, noch fremde Zwecke gegen meine Überzeugung befördern.

Müllers Werk[1] habe ich in diesen Tagen mit Ruhe, und manche Abtheilung wiederholt gelesen. Es ist ein höchst dankenswerthes Buch. Schon das ist für uns wichtig, mit einem Zeitgenossen, den wir kannten, die Weltgeschichte nach seiner Art zu durchlaufen. Freylich verbirgt sich ein jedes Individuum schwer hinter der Maske des von ihm hervorgebrachten Buches; vielmehr erkennt man den Autor aus der Schrift vielleicht deutlicher als aus dem Leben: denn es schneidet sich doch Jeder die Welt ziemlich nach seiner Taille. So ist es auch hier; und ich liebe dieß Werk besonders, weil es die Tugenden und die Mängel des Verfassers so deutlich ausspricht. Das große Studium, das zum Grunde liegt, ist respectabel, und diejenigen Theile, wo das Metall recht durchgeschmolzen, gereinigt und flüssig in eine wohlausgesonnene Form lief, sind vortrefflich zu nennen. Für die größere Masse von Menschen ist das Buch gewiß auch wohlthätig. Mir, auf meiner einzelnen Warte, ist abermals aufgefallen, daß man aus dem moralischen Standpunct keine Weltgeschichte schreiben kann. Wo der sittliche Maaßstab paßt, wird man befriedigt, wo er nicht mehr hinreicht, bleibt das Werk unzulänglich und man weiß nicht was der Verfasser will.

Zu wie vielen hieraus fließenden und anknüpfenden Betrachtungen fand sich nicht Anlaß, besonders da ich kurz vorher den Tacitus gelesen.

Haben Sie aufrichtigen Dank, daß Sie sich wieder von Zeit zu Zeit mit meiner Farbenlehre beschäftigen mögen. Mit einiger Geduld, mit wiederholten Versuchen sich des Gegenstandes zu bemächtigen, wird es Ihnen gewiß gelingen.

[1] Johannes Müllers „24 Bände allgemeiner Geschichte", aus dem Nachlaß herausgegeben.

Denn so stark das Werk ist, und so wunderlich es im Einzelnen aussehen mag: so ist es doch durchaus consequent, und das was es eigentlich bringt und will, läßt sich sehr kurz fassen, ja es wiederholt sich gewissermaßen selbst auf jedem Bogen . . .

In Wien ist ein kleines Heft von mir, unter dem Titel: Pandora, ein Taschenbuch, gedruckt worden. Eigentlich ist es nur ein Theil eines Drama's von wunderbarem Inhalt und seltsamer Form. Ich empfehle es Ihnen. Vielleicht kostet es einige Mühe sich hinein zu lesen, die aber nicht ganz ohne Frucht bleiben wird. Ein herzliches Lebewohl!

Carlsbad den 22. July 1810. G.

1272.

An Christiane v. Goethe.

Fräulein v. Riedesel wird dieses Blat mit über die Berge nehmen und es soll dich bey deiner Ankunft in Weimar begrüßen. Vor allen Dingen muß ich dir ein Abentheuer erzählen. Ich war eben in ein neues Quartier gezogen und saß ganz ruhig auf meinem Zimmer. Da geht die Thüre auf und ein Frauenzimmer kommt herein. Ich dencke es hat sich jemand von unsern Mitbewohnern verirrt; aber siehe es ist Bettine die auf mich zugesprungen kommt und noch völlig ist wie wir sie gekannt haben. Sie geht mit Savignis nach Berlin und kommt mit diesen auf dem Wege von Prag her hier durch. Morgen gehen sie wieder weg. Sie hat mir unendliches erzählt von alten und neuen Abendtheuern. Am Ende geht es denn doch wohl auf eine Heyrath mit Arnim[1] aus. Lebe für diesmal

[1] Die Heirat erfolgte 1811.

recht wohl. Ich habe schon ein Paar Bäder genommen, die mir ganz gut anschlagen. Der Herzog befindet sich abwechselnd. Zelter ist immer der alte. Seine Gegenwart macht mich sehr glücklich. Grüße Carolinchen und August.

Töpliz d. 11. Aug. 1810. G.

1273.*

An C. F. v. Reinhard.

... Daß die Cöllner[1] auf ihrem Wege nach Wien nicht zu uns kommen, habe ich schon durch reisende Heidelberger erfahren. Es thut mir sehr leid, ihre Sachen nicht zu sehen, die sie bey sich haben, und die Vernünftigen unter ihnen kennen zu lernen. Es scheint aber ihrer Gesellschaft auch nicht an verrückten Gliedern zu fehlen, und es wäre gewiß mit uns nicht gut abgelaufen.

Ich will diese ganze Rücktendenz nach dem Mittelalter und überhaupt nach dem Veralteten recht gerne gelten lassen, weil wir sie vor 30 bis 40 Jahren ja auch gehabt haben, und weil ich überzeugt bin, daß etwas Gutes daraus entstehen wird; aber man muß mir nur nicht glorios damit zu Leibe rücken. Erlauben Sie mir einen Auszug aus einem Briefe,[2] den ich soeben fortsende: „Die Neigung der sämmtlichen Jugend zu dem Mittelalter halte ich mit Ihnen für einen Übergang zu höhern Kunstregionen; doch verspreche ich mir viel Gutes davon. Jene Gegenstände fordern Innigkeit, Naivetät, Detail und Ausführung wodurch denn alle und jede Kunst vorbereitet wird. Es braucht freylich noch einige Lustra, bis diese Epoche durchgearbeitet ist, und ich halte dafür, daß man ihre Entwicklung

[1] Boisserée und Genossen.
[2] An Dr. Engelmann in Frankfurt.

und Auflösung weder beschleunigen kann noch soll. Alle wahrhaft tüchtigen Individuen werden dieses Rätsel an sich selbst lösen." Solche Hoffnungen und Aussichten machen freylich im Durchschnitt gegen die Fratze des Augenblicks tolerant und gutmüthig. Aber manchmal machen sie mir's doch zu toll. So muß ich mich z. B. zurückhalten, gegen Achim von Arnim, der mir seine Gräfinn Dolores[1] zuschickte und den ich recht lieb habe, nicht grob zu werden. Wenn ich einen verlorenen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich von den Bordellen bis zum Schweinkoben verirrt, als daß er in den Narrenwust dieser letzten Tage sich verfinge: denn ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung. Übrigens gebe ich mir alle Mühe, auch diese Epoche historisch, als schon vorübergegangen zu betrachten . . .

W. d. 7. Octbr. 1810. G.

1274.

An den Herzog Carl August.

Ew. Durchl.

so oft erprobter gnädiger Vorsorge für mich und die Meinigen, Höchst Ihro eignem Willen und Antrieb auch eine fürstliche Begünstigung meines Sohnes völlig zu überlassen war mein fester Vorsatz. Verzeihen Ew. Durchl. eine voreilige Bitte, zu der mich die Umstände veranlassen. Meinen Sohn schon für den nächsten Winter aus lästigen Verhältnissen befreyt und in einer heitrern Sphäre zu sehen ist mein Wunsch dessen gnädige Gewährung jedoch gänzlich Ew. Durchl. höhern Einsichten überlassen sey.

W. d. 8. Octbr. 1810. Goethe.

[1] Der Roman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1810).

(Beilage.)

Ew. Durchl.

verzeihen eine unterthänigſte Bitte deren gnädige Gewährung ich mit dem lebhafteſten Danck, deren Verſagung ich mit heitrer Ergebenheit empfangen werde.

Es betrifft meinen Sohn Auguſt, der bald ſein 21ſtes Jahr erfüllt und für den ich die Stelle eines Cammeraſſeſſors erbitten möchte.

Ich führe nur kürzlich an, daß er von Jugend auf in mancherley Kenntniſſen unterrichtet worden; daß er anderthalb Jahre in Heidelberg der Jurisprudenz hauptſächlich ſich befleißigt, weil ſie als Fundament eines Geſchäftslebens anzuſehen iſt; daß er nunmehr ein Jahr in Jena dieſe Studien fortgeſetzt und zugleich was von Cameral und Öconomiſchen Wiſſenſchafften überliefert wird, ſich zuzueignen geſucht hat, und daß ſein Betragen gleichförmig und lobenswürdig ſey. Dieſes alles jedoch würde mich nicht zu jener Bitte bewegen, indem er wohl noch einige Zeit in Jena zu verweilen und ſodann bey einem Rentbeamten auf dem Lande den Gang der Geſchäfte von unten hinauf kennen zu lernen gedenckt.

Denn eigentlich entſpringt mein gewiſſermaſſen voreiliger Wunſch aus der peinlichen Lage in welcher ſich mein Sohn in Jena befindet. Die mancherley Verbindungen der Studenten ſind bekannt, die unter der Form von Landsmannſchaften, geheimen Orden, Congregationen, Kränzchen und Gelagen ſich conſtituiren, einander entgegen arbeiten, Händel und Exploſionen verurſachen, ſodann geſtört unterdrückt und niemals ausgerottet werden. Dieſe Dinge hat mein Sohn, mit meinem Vorwiſſen, in Heidelberg gründlich kennen gelernt, in Jena enthält er ſich, rückſichtlich auf ſeine Verhältniſſe,

von allem und ſteht dadurch freylich ganz iſolirt und muß gegen alle Parteyen face machen, welches denn, ſo klug er ſich auch benimmt, ein unbequemer und gefährlicher Stand bleibt.

Hierzu kommt noch daß er als Student von einer Geſellſchaft der Honoratioren ausgeſchloſſen iſt, welche man die Reſource nennt, und welche keinen Studirenden aufnimmt.

Es iſt alſo in dieſem Sinne daß ich Ew. Durchl. bitte, die ihm etwa zugedachte Gnade zu beſchleunigen. Sobald er aus der Reihe der Studenten herausgehoben iſt, hat er keine Anfechtung weiter und kann ſeine Winterabende in Geſellſchaft von Profeſſoren, fürſtlichen Dienern, Kaufleuten und andern im Leben ſchon eingeweihten Männern zubringen, manches erfahren und ſich zu manchem bilden. Auch wird es kein geringer Antrieb für ihn ſeyn, wenn Ew. Durchl. ihm das beſtimmte Ziel ſchon früher aufſtecken das er zu erreichen hat. Er iſt eigentlich practiſcher Natur, auch über ſeine Jahre im Leben einſichtig und gewanndt, und weiß, wie ich ſchon in häuslichen Dingen ſehe, ein ihm aufgetragnes Geſchäft mit Ruhe und Sicherheit durchzuführen. Dabey hegt er eine treue angeborne Anhänglichkeit an Ew. Durchl. Höchſte Perſon und was das Glück hat Ihnen anzugehören. Nach auſſen, in die Fremde bemerckt man kein Streben, keine Richtung an ihm, ſo daß er ſich ſehr bald mit dem vorliegenden Innern bekannt machen und im Gegenwärtigen und Einzelnen brauchbar und nützlich ſeyn wird. Irgend einer Prüfung unterwirft er ſich mit Vergnügen.

Zutrauensvoll und verehrend

Ew. Durchl.

Weimar d. 8. Octbr.
1810.

unterthänigſter

J. W. v. Goethe.

1275.

An den Herzog Carl August.

(15. October.)

Ew. Durchl.

haben mich durch Gewärung und Gabe[1] in ſolche Bequemlichkeit verſetzt daß ich nur wünſchte meine Hüften ſtünden auch unter Ihrem Gebote, ſo wäre ich keiner { weitern / äuſſern } Hülfe bedürftig. Statt alles vielwörtlichen Danckes füge ich nur die Bitte hinzu daß Sie dem jungen Begünſtigten[2] einige Augenblicke ſchencken möchten. Für mich iſt es eine wunderſame Creatur, eben wie ſie ſich etwa der Vater beſtellen möchte und ich müßte mich ſehr irren wenn ſie nicht auch dem Fürſten zu Handen wäre. Möge Ew. Durchl. vielfache Freude werden wie Sie mich und die Meinigen erfreut haben.

Goethe.

1276.

An Bettina Brentano.

Nun bin ich, liebe Bettine, wieder in Weimar[3] anſäſſig und hätte dir ſchon lange für deine lieben Blätter dancken ſollen, die mir alle nach und nach zugekommen ſind beſonders für dein Andencken vom 27ten Aug. Anſtatt nun alſo dir zu ſagen wie es mir geht, wovon nicht viel zu ſagen iſt; ſo bringe ich eine freundliche Bitte an dich. Da du doch nicht aufhören wirſt mir gern zu ſchreiben und ich nicht aufhören werde dich gern zu leſen; ſo könnteſt du mir

[1] Der Herzog hatte Goethe „ein paar Kutſchpferde verehrt".
[2] Auguſt, den der Herzog zum Kammeraſſeſſor ernannt hatte.
[3] Er war am 2. Oktober dorthin zurückgekehrt.

noch nebenher einen groſen Gefallen thun. Ich will dir nämlich bekennen daß ich im Begriff bin meine Bekenntniſſe[1] zu ſchreiben, daraus mag nun ein Roman oder eine Geſchichte werden, das läßt ſich nicht vorausſehn; aber in jedem Fall bedarf ich deiner Beyhülfe. Meine gute Mutter iſt abgeſchieden und ſo manche andre die mir das Vergangne wieder hervorrufen könnten, das ich meiſtens vergeſſen habe. Nun haſt du eine ſchöne Zeit mit der theuren Mutter gelebt, haſt ihre Mährchen und Aneckdoten wiederhohlt vernommen und trägſt und hegſt alles im friſchen belebenden Gedächtniß. Setze dich alſo nur gleich hin und ſchreibe nieder was ſich auf mich und die Meinigen bezieht und du wirſt mich dadurch ſehr erfreuen und verbinden. Schicke von Zeit zu Zeit etwas und ſprich mir dabey von dir und deiner Umgebung. Liebe mich bis zum Wiederſehn.

W. d. 25. Octb. 1810. G.

1277.*

An Marianne v. Eybenberg.

... Daß in dieſen Tagen nicht viel Weiteres iſt von mir gethan und geleiſtet worden, können Sie wohl denken. Indeſſen, daß doch etwas geſchehe, redigire ich die Hackert'ſche Biographie,[2] von der ich, wenn ich mich nicht irre, Ihnen früher Etwas vorgeleſen habe. Man erſtaunt wirklich über das Schlaraffenleben, welches der Künſtler damals in Italien und beſonders in Neapel führte, und mit einer ſonderbaren

[1] „Dichtung und Wahrheit"; den erſten Plan hierzu hatte Goethe nach Riemer am 28. Auguſt gefaßt; im Oktober 1809 wurde das erſte Schema niedergeſchrieben. Die eigentliche Ausarbeitung begann am 1. Februar 1811.

[2] Erſchien 1811 bei Cotta unter dem Titel „Philipp Hackert. Biographiſche Skizze, meiſt nach deſſen eigenen Aufſätzen entworfen von Goethe". Der Maler J. Ph. Hackert (geb. 1787) war 1807 in ſeiner Villa bei Florenz geſtorben.

Empfindung erinnert man ſich, daß man auch mit an dieſem Tiſche geſeſſen hat.

Wie gedachtes Büchlein den Künſtlern, ſo muß Gleim's Leben von Körte,[1] welches eben heraus gekommen, allen denen willkommen ſeyn, die ſich für deutſche Litteratur intereſſiren. Es iſt äußerſt intereſſant, dieſen braven Mann ſo viele Jahre immer auf gleiche Weiſe wirken zu ſehen. Hätte er ſo viel Talent gehabt, als Charakter, ſo würden ihn ſeine Werke zum erſten Range in der Dichterwelt erheben.

Ich würde noch von manchen anderen, ähnlichen Producten ſchreiben, wenn ich nicht wüßte, daß ſolche Vögel ſich nicht leicht nach dem luſtigen Wien verlieren, und man ſieht erſt recht, wie weit dieſe Kaiſerſtadt von uns entfernt liegt, wenn man ſich von ſolchen Dingen unterhalten will, die hier viel und dort nichts gelten. Übrigens will es ſcheinen, daß es mit den Bankozetteln bald wie mit der Litteratur ausſehen wird.

Der Prinz de Ligne[2] hat an den Herzog einen äußerſt luſtigen Brief geſchrieben. Ich laſſe hiebey die Stelle copiren, welche meine Wahlverwandtſchaften betrifft. Sie rechnen mir dieſe kleine Eitelkeit nicht hoch an; da ſich ſo viele Gegner alle Mühe geben, dies Werklein zu discreditiren, ſo mag es wohl auch erlaubt ſeyn, unter Freunden was Freunde denken mitzutheilen.

»Aidé d'une bonne traduction, j'ai lu avec admiration les affinités électives: et je plains les hommes begueules, et les femmes qui souvent le sont moins, de n'avoir pas trouvé, au lieu d'immoralités qui n'existent pas,

---

[1] W. Körte, „Gleims Leben aus ſeinen Briefen und Schriften". Halberſtadt 1811.

[2] Fürſt Karl v. Ligne (1735—1814), den Goethe 1807 kennen gelernt hatte. In den „Tag- und Jahresheften" erzählt Goethe von ihm „Seine Gegenwart beſtätigte ſeinen Ruf; er zeigte ſich immer heiter, geiſtreich, allen Vorfällen gewachſen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hauſe."

tous les secrets du coeur humain, le developpement de mille choses qu'on n'a pas senties, parcequ'on ne reflechit pas, des tableaux du monde, de la nature, et deux portraits piquants et neufs, Lucienne dans un genre et Mitler dans un autre. Quel chef d'oeuvre, même en français, que les tablettes d'Ottilie! et que de profondeur, et d'attachant, et d'imprévu dans cet ouvrage, où il y a la plus grande superiorité sur ceux des autres nations! — J'espere et Vous aussi surement, Monseigneur, que le Major et Charlotte se consolent un peu à présent, et que s'ils ont des petites fantaisies de part et d'autre, ils se les confient: car c'est là la seule manière d'être heureux en mariage. etc.«

Hierauf folgen einige Honnetetäten für des Autors Perſönlichkeit, wie es einem ſo gewandten Welt- und Hofmanne geziemt. Treffen Sie den Prinzen irgendwo, ſo ſagen Sie ihm etwas Freundliches und Verbindliches in meinem Namen ...

(10. Dez.) G.

1278.

An Kirms.

Die geborne Actrice[1] geht ſo eben von mir und hat mich in Verwunderung geſetzt. Wäre ſie einen Kopf größer, ſo wäre ſie unſchätzbar. Wächſt ſie, ſo iſt viel gewonnen. Bedenken Ew. Wohlgeboren die Sache mit Herrn Rath Kruſe, aber im Stillen. Sollte man nicht etwa die Auskunft treffen, wie geſtern ſchon die Rede war, daß man verſpräche, ein Jahr eine billige Penſion zu bezahlen. Am

[1] Judith Weber.

beſten freylich wäre es, wenn Madame Häſler ſie zu ſich nehmen wollte. Nach Verlauf des Jahres müßte es ganz von Herzoglicher Commiſſion abhängen, ob man ſie behalten, entlaſſen, den Verſuch mit ihr fortſetzen, oder ſie auf beſtimmte Zeit engagiren wolle. Auch dürfte ſie die Penſion, wo man ſie hinthut, ohne Einwilligung der Commiſſion nicht verlaſſen; kurz wir müßten, wenigſtens während der Probezeit, ganz und gar Elternſtelle bey ihr vertreten.

Wenn man bedenkt, daß Demoiſelle Maaß in Berlin die Jungfrau von Orleans ſpielt, die nicht größer und eben ſo dicklich iſt; wenn man das außerordentliche Talent bedenkt, das in dieſem Kinde ſteckt, das Gedächtniß, die Gabe, ſich in verſchiedene Rollen zu verſetzen, und daß ſie noch unverdorben und ohne falſche Manier iſt: ſo ſollte man wohl etwas wagen, aber die Sache abthun, ehe Gegenwirkungen entſpringen können. Man ließe ſie nachher nicht eher auftreten, als bis man ihr ein paar ſchickliche Rollen recht eingelernt hätte.

s. m.

Weimar den 14. December 1810. G.

1279.

An den Herzog Carl Auguſt.

Die vergangene Nacht, gnädigſter Herr, entſchuldige mich, wenn ich nicht perſönlich aufwarte, und nur mit wenigen Worten meine Empfindungen andeute.

Im verfloſſenen Jahre verdancke ich Ew. Durchl. auſſer manchem andern bedeutenden Guten auch die Erfüllung meines höchſten Wunſches. Möge der Jüngling,[1] der ſich

[1] Auguſt.

nun unter die Ihrigen zählen darf, durch eine lange Reihe von Jahren Zeuge seyn des Glücks, das Sie Sich und andern in einer bedencklichen Zeit zu verschaffen wissen. Seine Gesinnungen gleichen den meinigen, es kann ihm nichts mehr am Herzen liegen, als Ew. Durchlaucht Wohl und Zufriedenheit.

W. d. 1. Jan. 1811.

Goethe.

1280.[1]

An Bettina Brentano.

Du erscheinst von Zeit zu Zeit, liebe Bettine, als ein wohlthätiger Genius, bald persönlich, bald in allerley guten Gaben. Auch diesmal hast du viel Freude angerichtet, wofür dir der schönste Danck von uns allen abgetragen wird. Möge dir es recht wohl ergehen[2] und alles was du gelobest und dir gelobt wird Glück und Segen bringen.

Daß du mit Zeltern[3] dich näher gefunden hast macht mir viel Freude. Du bist vielseitig genug aber auch manchmal ein recht beschränckter Eigensinn, und besonders was die Musick betrifft hast du wunderliche Grillen in deinem Köpfchen erstarren lassen, die mir insofern lieb sind weil sie dein gehören, deswegen ich dich auch keineswegs deshalb meistern noch quälen will.

---

[1] Der letzte erhaltene Brief Goethes an Bettina; im September führte Bettinas Benehmen gegen Christiane eine Entfremdung herbei.

[2] Ein Glückwunsch aus Anlaß von Bettinas im Dezember vollzogener Verlobung mit Arnim.

[3] Zelter berichtete Anfang März 1811 an Goethe: „Bettine hat am Sonntage vor acht Tagen Hochzeit machen wollen. Da hatten beyde einige Kleinigkeiten zu besorgen vergessen; z. E. sich aufbieten zu lassen, eine Wohnung zu miethen, ein Bette anzuschaffen und dergleichen. Darüber muß nun die Sache, ich glaube gar bis nach Fasten, in statu quo bleiben."

Von denen guten Sachen die ich dir verdancke iſt ſchon gar manches einſtudirt und wird oft wiederholt. Überhaupt geht unſre kleine muſicaliſche Anſtalt dieſen Winter recht ruhig und ordentlich fort.

Eine ſehr ſchöne und öfter wiederhohlte Vorſtellung des Achille von Pär[1] haben wir auch gehabt. Brizzi von München war vier Wochen hier und jederman war zufrieden.

Von mir kann ich dir wenig ſagen als daß ich mich wohl befinde, welches denn auch ſehr gut iſt. Für lauter Äuſſerlichkeiten hat ſich von innen nichts entwickeln können. Ich dencke das Frühjahr und einige Einſamkeit wird das Beſte thun. Ich dancke dir zum ſchönſten für das Evangelium iuventutis,[2] wovon du mir einige Pericopen geſendet haſt, fahre fort von Zeit zu Zeit wie es dir der Geiſt eingiebt.

Und nun lebe wohl und habe nochmals Danck für die warme Glanzweſte. Meine Frau grüßt und danckt zum ſchönſten. Riemer hat wohl ſchon ſelbſt geſchrieben.

Jena. Wo ich mich auf 14 Tage hinbegeben. d. 11. Jan. 1811. G.

1281.*

An C. F. v. Reinhard.

... Daß meine Pandora in Ihnen den Wunſch erregt hat, ſich wieder einmal mit mir zu unterhalten, freut mich ſehr. Ich erinnerte mich dabey eines ſchmeichelnden Vorwurfs, den mir einſt ein Jugendfreund[3] machte, indem er ſagte:

---

[1] Paers Oper „Achille“ war mit Antonio Brizzi in der Titelrolle am 28. November 1810 aufgeführt worden.

[2] Bettinas Berichte nach Frau Aſas Mitteilung über Goethes erſte Tage deren erſten ſie ihm am 4. November 1810 geſandt hatte, worauf er ihr am 12. November gedankt und ſie gebeten hatte: „Laß mich nun bald taufen!“

[3] Merck (Bd. I, S. 159).

Das was Du lebst ist besser als was Du schreibst; und es sollte mir lieb seyn, wenn es noch so wäre. Jenes Werkchen ist freylich etwas laconisch zusammengearbeitet; aber nicht des Buchhändlers sondern meine Schuld ist es, daß Sie nur vier Bogen davon erhalten haben: denn die übrigen sind noch nicht gedruckt, ja noch nicht einmal geschrieben.

Da diese Wintertage sich mehr zur Reflexion als zur Production schicken, so habe ich des Herrn Degerando Histoire comparée des Systèmes de Philosophie[1] gelesen und mich dabey meines Lebens und Denkens von Jugend auf erinnern können. Denn die sämmtlichen möglichen Meinungen gehn uns doch nach und nach, theils historisch, theils productiv durch den Kopf. Bey Lesung dieses Werks begriff ich aufs Neue, was der Verfasser auch sehr deutlich ausspricht: daß die verschiedenen Denkweisen in der Verschiedenheit der Menschen gegründet sind, und eben deshalb eine durchgehende gleichförmige Überzeugung unmöglich ist. Wenn man nun weiß, auf welcher Seite man steht, so hat man schon genug gethan; man ist alsdann ruhig gegen sich und billig gegen andre. Übrigens muß man doch gestehen, daß ein Franzose, wenn er einmal vermitteln will, ein sehr bequemes Organ an seiner Sprache findet. Ich habe mich doch an gewissen Stellen gewundert, wie nahe er an uns Deutsche herantritt, selbst da, wo ihm unsre Denkweise nicht gemäß ist. Die Stelle, die dem Janus bifrons eine so gewaltige Fratze zieht, habe ich auch gefunden und kann ihm keineswegs verargen, daß er darüber empfindlich ist . . .

In meiner Jenaischen Einsamkeit komme ich auch dazu, manche Schriften zu überlesen oder zu überlaufen, die lang vor mir vorbeygerannt sind. Da habe ich denn auch Brandes Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland[2] angesehen, und mir die vergangenen Zustände daraus

[1] „Histoire comparée des systèmes philosophiques", Paris 1804.
[2] Erschienen 1808.

wieder vergegenwärtigt. So viel Gutes dieſes Büchlein hat und ſo nützlich man es verarbeiten könnte, ſo iſt es doch äußerſt widerborſtig gedacht und geſchrieben, ſo daß es einem auch nicht einmal in der Reflexion wohl wird, wo ſich denn doch zuletzt alles Verdrießliche des Lebens und Daſeyns freundlich auflöſen müßte. Hier, wie in ſo manchen andern Fällen, kommt einem die Empirie, die ſich mit der Empirie herumſchlägt, ganz lächerlich vor. Es iſt immer als ſähe man indianiſche Götter, wo einer zehn Köpfe, der andre hundert Arme, und der dritte tauſend Füße hätte, und dieſe här'ten ſich nun mit einander herum, flickten ſich am Zeuge wo ſie könnten und keiner würde der andern Herr.

Soviel für heute. Der Raum verbietet mehr als ein herzliches Lebewohl zu ſagen.

Weimar den 22. Januar 1811. G.

1282.*

An Sartorius.

(4. Februar)

. . . Vorigen Sommer habe ich mich in Carlsbad ziemlich, in Teplitz trefflich befunden. Ein zwölftägiger Aufenthalt in Dresden hat mir die Würde und Herrlichkeit alter und neuer Kunſt wieder recht vor die Augen gebracht. Nach meiner Rückkehr haben wir eine italiäniſche Oper, Achille von Paer, mit großem Beyfall zu Stande gebracht. Brizzi von München ſang die Hauptrolle, und die unſrigen begleiteten ihn muſterhaft.

Doch haben wir in dieſen Tagen noch einen größern theatraliſchen Triumph erworben, indem wir den ſtandhaften Prinzen von Calderon nach Schlegels Überſetzung mit all-

gemeiner Theilnahme aufgeführt.[1] Jedermann macht uns das Compliment daß es über alle Erwartung gerathen, und niemand verhehlt ſeinen Unglauben, den er an dem Glück unſers Unternehmens gehegt hatte.

Beym Theater kommt freylich alles auf eine friſche unmittelbare Wirkung an. Man will nicht gern reflectiren, denken, zugeben; ſondern man will empfangen und genießen; daher ja auch oft geringere Stücke eine günſtigere Aufnahme erleben, als die beſſern; und zwar mit Recht. Dießmal aber haben wir ein Stück, das vor nahe 200 Jahren, unter ganz anderm Himmelsſtriche für ein ganz anders gebildetes Volk geſchrieben ward, ſo friſch wiedergegeben, als wenn es eben aus der Pfanne käme. Die Theilnahme aller Claſſen war dieſelbe, und ich freue mich darüber gar höchlich, weil meine Mühe und Sorge, die ich auf die Wiederbelebung eines Werks, das ich für höchſt vortrefflich halte, ſeit ein paar Jahren gewendet habe, nunmehr reichlich belohnt ſehe.

Von mir habe ich übrigens nicht viel zu ſagen. Meine eigenen Sommerwanderungen haben die Wanderjahre Wilhelm Meiſters verzögert; jetzt laſſe ich an der Hackertſchen Biographie drucken und mache mir den Spaß, an meiner eignen zu ſchreiben. Ich muß aber erſt einen guten Theil von mir ſehen, bis ich beurtheilen kann, ob dieſes Unternehmen zuläſſig iſt.

Indem über meine Farbenlehre das altum Silentium im gelehrten Publicum fortdauert; ſo erhalte ich in Privatbriefen ſehr angenehme Zeugniſſe von ſtiller Wirkung, beſonders von Anregungen durch einzelne Stellen veranlaßt. Wir wollen das alles abwarten. Mein Hauptzweck war, mir ſelbſt möglichſt klar, und zuletzt die Sache los zu werden. Beydes habe ich erreicht und das weitere wird nicht ausbleiben. — Nun leben Sie zum ſchönſten wohl, grüßen Sie mir die lieben Ihrigen und gedenken meiner.

[1] Am 30. Januar.

1283.

An Kirms.

Herr Capellmeiſter Müller zeigt an, daß der Correpetitor Eilenſtein ſich vergangenen Montag dergeſtalt betrunken, daß er in der Esplanade in den Koth gefallen, ſich beſudelt und im Geſicht beſchädigt habe; ſo ſey er ins Orcheſter gekommen, wo er über die Pauken geſtolpert und Skandal verurſacht. Er, der Capellmeiſter, habe ihm von ſeiner Seite eine ſolche Aufführung bedrohlich verwieſen; er könne ſie jedoch auch Herzogl. Commiſſion um ſo weniger verſchweigen, als Serenissimus von dem Unfug Notiz genommen und den Eilenſtein ſogleich ſeiner Stelle zu entlaſſen gedroht.

Weimar den 15. Februar 1811. G.

1284.*

An Zelter.

Von dem berühmten erſten Sekretär der Londoner Societät, Oldenburg,[1] habe ich geleſen, daß er niemals einen Brief eröffnet, als bis er Feder, Tinte und Papier vor ſich geſtellt, alsdann aber auch, ſogleich nach dem erſten Leſen, ſeine Antwort aufgeſetzt. So habe er eine ungeheure Correſpondenz mit Bequemlichkeit beſtritten. Hätte ich dieſe Tugend nachahmen können, ſo würden ſich nicht ſo viele Menſchen über mein Stillſchweigen zu beſchweren haben. Dießmal aber erregt Ihr lieber angekommner Brief mir eine ſolche Luſt zu antworten, indem er mir die ganze Fülle unſres Sommerlebens wieder vor die Gedanken bringt, daß wo nicht gleich beym erſten Leſen, doch wenig-

[1] Bd. V, S. 199.

ſtens beym Erwachen des nächſten Morgens, dieſe Zeilen an Sie gerichtet werden.

Zuvörderſt alſo bedaure ich Sie, daß Sie ſchreiben müſſen, da wo Sie thun und wirken ſollten. Die Geſchäfte haben ſich überall, beſonders aber bey euch, ſeit langer Zeit ins Papier gezogen, und die Geſchäftsleute bedenken nicht, daß Acten, vom lateiniſchen Acta hergeleitet, ſo viel heißt als Gethanes, und daß alſo darin keineswegs eingeheftet werden dürfe, was man thun werde oder wolle. Wenn es mir noch manchmal Spaß macht, ein Fascikel ſelbſt zu heften, ſo iſt es nur im Gange einer Sache, die zu ihrem Ende hineilt.

Daß die gute Pandora etwas zaudern würde, wenn ſie wieder nach Hauſe käme, glaubte ich vorauszuſehen. Das Leben in Teplitz war zu dieſer Arbeit gar zu günſtig, und Ihr Sinnen und Trachten darauf ſo anhaltend und aus dem Ganzen, daß eine Unterbrechung nothwendig auch eine Pauſe hervorbringen mußte. Doch laſſen Sie es nur gut ſeyn; es iſt ſchon ſo viel daran gethan, daß das Übrige, bey gelegener Zeit, wohl von ſelbſt hervortreten wird.

Daß Sie ablehnen die Muſik zum Fauſt zu componiren, kann ich Ihnen nicht verargen. Mein Antrag war etwas leichtſinnig, wie das Unternehmen ſelbſt. Das mag denn auch noch ein Jahr lang ruhen: denn ich habe durch die Bemühung, welche mir die Vorſtellung des ſtandhaften Prinzen[1] gemacht, ziemlich die Luſt erſchöpft, die man zu ſolchen Dingen mitbringen muß. Genanntes Stück iſt freylich über alle Erwartung gut ausgefallen, und hat mir und andern viel Vergnügen gemacht ...

Es iſt ſehr hübſch von Ihnen, daß Sie die Farbenlehre nicht außer Acht laſſen; und daß Sie ſolche in kleinen

[1] Calderons Tragödie war am 11. Januar zum erſten Male aufgeführt worden.

Doſen zu ſich nehmen, wird ſehr gute Wirkung thun. Ich weiß recht gut, daß meine Art die Sache zu behandeln, ſo natürlich ſie iſt, ſehr weit von der gewöhnlichen abweicht, und ich kann nicht verlangen, daß Jedermann die Vortheile ſogleich gewahr werden und ſich zueignen ſolle. Die Mathematiker ſind närriſche Kerls, und ſind ſo weit entfernt auch nur zu ahnden, worauf es ankommt, daß man ihnen ihren Dünkel nachſehen muß. Ich bin ſehr neugierig auf den erſten, der die Sache einſieht und ſich redlich dabey benimmt: denn ſie haben doch nicht alle ein Brett vor dem Kopfe, und nicht alle haben böſen Willen. Übrigens wird mir denn doch bey dieſer Gelegenheit immer deutlicher, was ich ſchon lange im Stillen weiß, daß diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiſte giebt, äußerſt einſeitig und beſchränkt iſt. Ja, Voltaire erkühnt ſich irgendwo zu ſagen: j'ai toujours remarqué que la Géometrie laisse l'esprit ou elle le trouve. — Auch hat ſchon Franklin eine beſondre Averſion gegen die Mathematiker, in Abſicht auf geſelligen Umgang, klar und deutlich ausgedrückt, wo er ihren Kleinigkeits- und Widerſpruchsgeiſt unerträglich findet.

Was die eigentlichen Newtonianer betrifft, ſo ſind ſie im Fall der alten Preußen im October 1806. Sie glaubten noch tactiſch zu ſiegen, da ſie ſtrategiſch lange überwunden waren. Wenn ihnen einmal die Augen aufgehen, werden ſie erſchrecken, daß ich ſchon in Naumburg und Leipzig bin, mittlerweile ſie noch bey Weimar und Blankenhan herumkröpeln. Jene Schlacht war ſchon vorher verloren, und ſo iſt es hier auch. Jene Lehre iſt ſchon ausgelöſcht, indem die Herren noch glauben, ihren Gegner verachten zu dürfen. Verzeihen Sie mir das Großthun, ich ſchäme mich deſſen ſo wenig als die Herren ſich ihres Kleinthuns . . .

Da ich noch hübſches Papier vor mir ſehe, ſo will ich noch hinzufügen, daß mir dieſer Tage etwas ſehr erfreu-

liches widerfahren, indem mir von Seiten der Kaiſerinn von Öſtreich Maj. eine ſchöne goldne Doſe, mit einem brillantenen Kranz und dem darin nach allen Buchſtaben ausgedruckten Namen Luiſe, zugeſtellt worden. Ich weiß, Sie nehmen auch Antheil an dieſem Ereigniß, da uns nicht leicht ein ſo unerwartetes und belebendes Gute begegnet. Nun leben Sie recht wohl, liebe Sonne,[1] und fahren Sie fort zu erwärmen und zu erleuchten.

Weimar den 28. Februar 1811. G.

1285.*

An Zelter.

. . . Möge Ihnen Ihr Thun und Schreiben auf jede Weiſe gelingen! Wie es Ihnen bey der Singakademie ergeht, ſeh ich im Bilde. Erziehe man ſich nur eine Anzahl Schüler, ſo erzieht man ſich faſt ebenſoviel Widerſacher. Jeder ächte Künſtler iſt als einer anzuſehen, der ein anerkanntes Heilige bewahren und mit Ernſt und Bedacht fortpflanzen will. Jedes Jahrhundert aber ſtrebt nach ſeiner Art ins Seculum, und ſucht das Heilige gemein, das Schwere leicht, und das Ernſte luſtig zu machen; wogegen gar nichts zu ſagen wäre, wenn nur nicht darüber Ernſt und Spaß zu Grunde gingen. Soviel für dießmal. Laſſen Sie mich oft von ſich hören, ob wir Sie gleich oft genug hören. Johanna Sebus wird bey unſern muſicaliſchen Sonntagsverſammlungen oft genug wiedergefordert und geht charmant; ich könnte hoffen, daß Sie zufrieden ſeyn würden. Mit Inſtrumenten haben wir es noch nicht aufgeführt. Eberwein hält ſich recht brav; ich wünſchte ihm wohl wieder ein Halbjahr das Glück Ihres Umgangs und Unterrichts. Unſer Capellmeiſter Müller hält ſein Orcheſter, ſein Chor, ſowie die Soloſänger

[1] „Geſund bin ich wie eine Sonne", hatte Zelter geſchrieben.

recht gut zuſammen, und wir ſind wirklich an muſicaliſchen Genüſſen dieſen Winter wohlhäbig geweſen. Und ſomit leben Sie von Herzen wohl. Ich bin mit allerley Dingen beſchäftigt und mache mich im Stillen ſo ſachte los, daß ich wieder meine Sommerreiſe bald antreten kann.

Weimar den 18. März 1811. G.

1286.

An das Herzogl. S.-Weimariſche Polizeicollegium.

(März.)

Ganz gehorſamſtes Promemoria.

Nach der älteren, erſt vor kurzem unter dem 26. Februar erneuerten Polizeyverordnung, welche den Herrſchaften zur Pflicht macht, die Dienſtboten nicht blos mit allgemeinen und unbedeutenden Atteſtaten zu entlaſſen, ſondern darin gewiſſenhaft ihr Gutes und ihre Mängel auseinanderzuſetzen, habe ich der Charlotte Hoyer, welche als Köchinn bey mir in Dienſten geſtanden, als einer der boshafteſten und incorrigibelſten Perſonen, die mir je vorgekommen, ein, wie die Beylage ausweiſt, freylich nicht ſehr empfehlendes Zeugniß bey ihrem Abſchiede eingehändigt.

Dieſelbe hat ſogleich ihre Tücke und Bosheit noch dadurch im Übermaaß bewieſen, daß ſie das Blatt, worauf auch ihrer erſten Herrſchaft Zeugniß geſtanden, zerriſſen und die Fetzen davon im Hauſe herumgeſtreut; welche zum unmittelbaren Beweis gleichfalls hier angefügt ſind.

Ein ſolches gegen die Geſetze wie gegen die Herrſchaften gleich reſpectwidriges Benehmen, wodurch die Abſichten eines hohen Polizeycollegii ſowohl, als der gute Wille der Einzelnen

den vorhandenen Gesetzen und Anordnungen nachzukommen, fruchtlos gemacht werden, habe nicht verfehlen wollen, sogleich hiermit schuldigst anzuzeigen und die Ahndung einer solchen Verwegenheit einsichtsvollem Ermessen anheim zu geben; wobey ich noch zu erwähnen für nöthig erachte, daß es die Absicht gedachter Hoyer war, in die Dienste des hiesigen Hofschauspieler Wolff zu treten.

(Beilage.)

Charlotte Hoyer hat zwey Jahre in meinem Hause gedient. Für eine Köchinn kann sie gelten, und ist zu Zeiten folgsam, höflich, sogar einschmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr nur nach eignem Willen zu handeln und zu kochen; sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob, und sucht diejenigen die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden. Unruhig und tückisch verhetzt sie ihre Mitdienenden und macht ihnen, wenn sie nicht mit ihr halten, das Leben sauer. Außer andern verwandten Untugenden hat sie noch die, daß sie an den Thüren horcht. Welches alles man, nach der erneuten Polizeyordnung, hiermit ohne Rückhalt bezeugen wollen.

1287.*

An C. F. v. Reinhard.

Weimar den 8. May 1811.

Die schöne und geschickte Harfenspielerinn[1] hat auch bey uns viel Sensation gemacht und ist von mir um Ihres Briefs willen, mein verehrter Freund, wohl aufgenommen

[1] „Demoiselle Longhi von Neapel".

und mit einem ähnlichen Empfehlungsſchreiben nach Leipzig[1] verabſchiedet worden. Gegenwärtig iſt ein intereſſanter junger Mann bey uns, deſſen Bekanntſchaft ich Ihnen gleichfalls verdanke, Sulpiz Boiſſerée, der mir ſehr wohl gefällt und mit dem ich auch ganz gut zurecht komme.

Denn ein bedeutendes Individuum weiß uns immer für ſich einzunehmen, und wenn wir ſeine Vorzüge anerkennen, ſo laſſen wir das, was wir an ihm problematiſch finden, auf ſich beruhen; ja was uns an Geſinnungen und Meynungen deſſelben nicht ganz gemäß iſt, iſt uns wenigſtens nicht zuwider: denn jeder Einzelne muß ja in ſeiner Eigenthümlichkeit betrachtet werden und man hat neben ſeinem Naturell auch noch ſeine frühern Umgebungen, ſeine Bildungsgelegenheiten und die Stufen auf denen er gegenwärtig ſteht, in Anſchlag zu bringen. So geht es mir mit dieſem, und ich denke, wir wollen in Frieden ſcheiden.

Überhaupt, wenn man mit der Welt nicht ganz fremd werden will, ſo muß man die jungen Leute gelten laſſen für das was ſie ſind, und muß es wenigſtens mit einigen halten, damit man erfahre was die übrigen treiben. Boiſſerée hat mir ein halb Dutzend Federzeichnungen von einem jungen Mann Namens Cornelius,[2] der ſonſt in Düſſeldorf lebte, und ſich jetzt in Frankfurt aufhält, und mit dem ich früher durch unſere Ausſtellungen bekannt geworden, mitgebracht, die wirklich verwunderſam ſind. Es ſind Scenen nach meinem Fauſt gebildet. Nun hat ſich dieſer junge Mann ganz in die alte deutſche Art und Weiſe vertieft, die denn zu den Fauſtiſchen Zuſtänden ganz gut paſſt, und hat ſehr geiſtreiche gutgedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zu Tage gefördert, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er es noch weiter bringen wird, wenn er nur erſt die Stufen gewahr werden kann, die noch über ihm liegen . . . G.

[1] An Rochlitz.
[2] Peter Cornelius (1783—1867).

1288.

An Peter Cornelius.

Die von Herrn Boiſſerée mir überbrachten Zeichnungen haben mir auf eine ſehr angenehme Weiſe dargethan, welche Fortſchritte Sie, mein werther Herr Cornelius, gemacht, ſeitdem ich nichts von Ihren Arbeiten geſehen. Die Momente ſind gut gewählt, und die Darſtellung derſelben glücklich gedacht, und die geiſtreiche Behandlung ſowohl im Ganzen als Einzelnen muß Bewunderung erregen.

Da Sie ſich in eine Welt verſetzt haben, die Sie nie mit Augen geſehen, ſondern mit der Sie nur durch Nachbildungen aus früherer Zeit bekannt geworden, ſo iſt es ſehr merkwürdig, wie Sie ſich darin ſo einheimiſch finden, nicht allein was das Coſtüm und ſonſtige Äußerlichkeiten betrifft, ſondern auch der Denkweiſe nach; und es iſt keine Frage, daß Sie, je länger Sie auf dieſem Wege fortfahren, ſich in dieſem Elemente immer freyer bewegen werden.

Nur vor einem Nachtheile nehmen Sie ſich in Acht: die deutſche Kunſtwelt des 16. Jahrhunderts, die Ihren Arbeiten als eine zweyte Naturwelt zum Grunde liegt, kann in ſich nicht für vollkommen gehalten werden. Sie ging ihrer Entwicklung entgegen, die ſie aber niemals, ſo wie es der transalpiniſchen glückte, völlig erreicht hat. Indem Sie alſo Ihren Wahrheitsſinn immer gewähren laſſen; ſo üben Sie zugleich an den vollkommenſten Dingen der alten und neuen Kunſt den Sinn für Großheit und Schönheit, für welchen die trefflichſten Anlagen ſich in Ihren gegenwärtigen Zeichnungen ſchon deutlich zeigen.

Zunächſt würde ich Ihnen rathen, die Ihnen gewiß ſchon bekannten Steinabdrücke des in München befindlichen Erbauungsbuches ſo fleißig als möglich zu ſtudiren, weil, nach meiner Überzeugung, Albrecht Dürer ſich nirgends ſo frey, ſo geiſtreich, groß und ſchön bewieſen, als in dieſen gleichſam extemporirten Blättern. Laſſen Sie ja die gleichzeitigen Italiäner, nach welchen Sie die trefflichſten Kupferſtiche in jeder einigermaßen bedeutenden Sammlung finden, ſich empfohlen ſeyn; und ſo werden ſich Sinn und Gefühl immer glücklicher entwickeln, und Sie werden im Großen und Schönen das Bedeutende und Natürliche mit Bequemlichkeit auflöſen und darſtellen.

Daß die Reinlichkeit und Leichtigkeit Ihrer Feder und die große Gewandtheit im Techniſchen die Bewunderung aller derer erregt, welche Ihre Blätter ſehen, darf ich wohl kaum erwähnen. Fahren Sie fort auf dieſem Wege alle Liebhaber zu erfreuen, mich aber beſonders, der ich durch meine Dichtung Sie angeregt, Ihre Einbildungskraft in dieſe Regionen hinzuwenden und darin ſo muſterhaft zu verharren.

Herrn Boiſſerées Neigung, die Gebäude jener würdigen Zeit herzuſtellen und uns vor Augen zu bringen, trifft ſo ſchön mit Ihrer Sinnesart zuſammen, daß es mich höchlich freuen muß, die Bemühungen dieſes verdienten jungen Mannes zugleich mit den Ihrigen in meinem Hauſe zu beſitzen. Wie Ihnen Ihre Blätter wieder zukommen ſollen, werde ich mit Herrn Boiſſerée abreden.

Leben Sie recht wohl und laſſen, nach einer ſo langen Pauſe, bälder wieder etwas von ſich hören.

Weimar den 8. May 1811.

Goethe.

1289.*

An C. F. v. Reinhard.

Ihr lieber Brief, mein verehrter Freund, ward mir nach Carlsbad gebracht. Den an Herrn Boisserée habe ich sogleich wieder zurück an Bertuch geschickt, welcher ihn wohl zu besorgen nicht ermangeln wird.

Mit Herrn Sulpice[1] selbst habe ich mich sehr wohl vertragen. Mit tüchtigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig als abwesend: denn sie kehren entfernt meistentheils die Seite hervor die uns entgegensteht; in der Nähe jedoch findet sich bald, inwiefern man sich vereinigen kann. Ich habe ihn in allen Dingen, die ihn interessiren, sehr gut begründet gefunden, und ich glaube ihn, was die Geschichte der Architectur und Malerey betrifft, auf dem rechten Wege; und sowie man Niemanden der für seine Stadt oder sein Vaterland wirken will, einen ausschließenden Patriotismus für diese verargen darf, so wenig konnte es mir zuwider seyn, einen jungen thätigen Mann vor allen andern Dingen sich mit der vaterländischen Kunst beschäftigen zu sehen. Ich gestehe gern, daß in seinem Umgang sich eine für mich schon verblichne Seite der Vergangenheit wieder aufgefrischt, daß ich manches durch ihn erfahren, und daß ich seine Behandlungsart gar wohl zu billigen Ursach habe. Überhaupt hat er auch bey uns, sowohl bey Hofe als in der Stadt, durch seine Zeichnungen und durch seine Persönlichkeit sehr guten Eindruck gemacht. Daß er mir als ein natürlicher, gebildeter und einsichtiger Mensch

---

[1] Von Sulpiz Boisserées Anwesenheit in Weimar berichtet Goethes Tagebuch vom 4.—12. Mai.

ſehr wohl gethan, brauch' ich kaum zu ſagen; aber das will ich noch hinzufügen, daß er als Catholik mir ſehr wohl gefallen hat; ja ich hätte gewünſcht noch genauer einzuſehen, wie gewiſſe Dinge bey ihm zuſammenhangen. Haben Sie alſo Dank, daß Sie mir einen ſo hübſchen Mann zugewieſen. Ich kann vermuthen, daß er Ihnen auch ſeinerſeits von dem Aufenthalte in Weimar ſprechen wird, und Sie werden alsdann gar leicht überſehen, inwiefern die beyden Hälften an einander paſſen . . .

Für dießmal leben Sie recht wohl! Ein Brief nach Carlsbad bey den drey Mohren findet mich oder folgt mir, wohin ich auch gehen möge.

Wohl zu leben wünſcht

Carlsbad d. 8. Juni 1811. G.

1290.

An den Kreishauptmann J. v. Weyhrother.

(Carlsbad 22. Juni.)

Ganz gehorſamſtes Promemoria.

Geſtern, als am 21. dieſes, fuhr ich mit den Meinigen[1] nach Schlackenwalde. Es waren unſer vier, wir kehrten zum rothen Ochſen ein, und genoſſen, nachdem wir die Werke beſehen, ein Mittageſſen, mit deſſen Detail ich weder beſchwerlich ſeyn, noch deſſen Werth allzuſehr herabſetzen will. Genug, man that ihm ſehr viel Ehre an, wenn man den Preis desſelben dem der Picknicks auf dem Poſthofe gleichſtellen und die Perſon auf 9 bis 10 Gulden anſchlagen mochte. Der Wirth jedoch verlangte 66 Gulden

[1] Mit Chriſtiane, Caroline Ulrich und Riemer.

und für den Kutscher 10 Gulden, zusammen also 76 Gulden. Ich verweigerte die Zahlung und äußerte, daß ich diesen Vorfall des Herrn Kreishauptmanns Hochwohlgebornen anzeigen würde; welches hierdurch, mit Beylage der 76 Gulden, gehorsamst bewirkt wird. Es ist hiebey zu bemerken, daß nichts als das bloße Mittagsessen und weder Frühstück, noch Wein, noch Caffee genossen worden. Der Kutscher erhielt für sich geringe Kost und hatte seinen Hafer bey sich.

Unterzeichneter bittet um Vergebung, wenn er mit dieser anscheinenden Kleinigkeit beschwerlich fällt.[1] Aber es ist in diesen Tagen schon öfters zur Sprache gekommen, daß Gesellschaften, welche durch die schönen Wege, die herrlichen Naturgegenstände und das gute Wetter auswärts gelockt worden, mit Verdruß über ganz unerwartete Zechen nach Hause gekehrt, und ihre gehoffte und genossene Freude vergällt worden.

Eine hohe Behörde wird auch ohne mein Mitwirken einem solchen immer mehr um sich greifenden Übel abzuhelfen wissen. Doch füge ich einen mir ausführbar scheinenden Vorschlag[2] hier bey, in keiner andern Absicht, als um zu zeigen, wie sehr ich wünsche, daß Carlsbad, dem ich so viel schuldig bin, bey seinem bisherigen guten Ruf von billiger Behandlung erhalten werde.

---

[1] Der Wirtshauspächter „Zum roten Ochsen" wurde vom Kreishauptmann zu einer Strafe von 10 Gulden und zur Herabsetzung seiner Forderung auf 41 Gulden 20 Kreuzer verurteilt. — Zu berücksichtigen ist bei der ganzen Angelegenheit der damals sehr niedrige Stand des österreichischen Papiergeldes.

[2] Goethe schlägt in einer besonderen Beilage vor, eine hohe Behörde solle den „Gastgebern in der Nachbarschaft die Verpflichtung auferlegen, mit Personen, welche entweder vorher Bestellung machen, oder welche geradezu anfahren, einen bestimmten Accord zu treffen über den Preis dessen, was man von ihnen verlange, es sey nun an Frühstück, Mittagessen, Wein, Caffee und dergleichen. Oder auch, wenn Gäste, wie hier öfters zu geschehen pflegt, etwas mitbringen, für das Absteige-Zimmer, allenfalls den Gebrauch der Küche und sonstiges."

1291.

An Ludwig van Beethoven.[1]

(Carlsbad 25. Juni.)

Ihr freundliches Schreiben,[2] mein werthgeschätztester Herr, habe ich durch Herrn von Oliva[3] zu meinem großen Vergnügen erhalten. Für die darin ausgedrückten Gesinnungen bin ich von Herzen dankbar und kann versichern, daß ich sie aufrichtig erwiedre: denn ich habe niemals etwas von Ihren Arbeiten durch geschickte Künstler und Liebhaber vortragen hören, ohne daß ich gewünscht hätte Sie selbst einmal am Clavier zu bewundern und mich an Ihrem außerordentlichen Talent zu ergetzen. Die gute Bettine Brentano verdient wohl die Theilnahme, welche Sie ihr bewiesen haben. Sie spricht mit Entzücken und der lebhaftesten Neigung von Ihnen, und rechnet die Stunden, die sie mit Ihnen zugebracht, unter die glücklichsten ihres Lebens.

---

[1] Beethoven (1770—1827) hatte 1809/10 seine Musik zu „Egmont" komponiert. An Breitkopf und Härtel hatte Beethoven am „21. Sommermonath 1810" über den „Egmont" geschrieben: „ich habe ihn bloß aus Liebe zum Dichter geschrieben, und habe auch um dieses zu zwingen nichts dafür von der Theaterdirection genommen, welches sie auch angenommen."

[2] Beethoven hatte ihm am 12. April aus Wien geschrieben: „Euer Excellenz! Nur einen Augenblick Zeit gewährt mir die dringende Gelegenheit, indem sich ein Freund von mir, ein großer Verehrer von Ihnen (wie auch ich), von hier so schnell entfernt, Ihnen für die lange Zeit, daß ich Sie kenne (denn seit meiner Kindheit kenne ich Sie) zu danken — das ist so wenig für so viel — Bettine Brentano hat mich versichert daß Sie mich gütig ja sogar freundschaftlich aufnehmen würden, wie könnte ich aber an eine solche Aufnahme denken, indem ich nur im stande bin, Ihnen mit der größten Ehrerbietung, mit einem Unaussprechlichen tiefen Gefühl für Ihre herrlichen Schöpfungen zu nahen — Sie werden nächstens die Musik zu Egmont von Leipzig durch Breitkopf und Hertel erhalten, diesen herrlichen Egmont, den ich, indem ich ihn ebenso warm als ich ihn gelesen, wieder durch Sie gedacht, gefühlt und in Musick gegeben habe — ich wünsche sehr Ihr Urtheil darüber zu wißen, auch der Tadel wird für mich und meine Kunst ersprießlich seyn, und so gern wie das größte Lob aufgenommen werden — Euer Exzellenz Großer Verehrer Ludwig van Beethoven.

[3] Aus Wien; er hatte am 3. Mai Beethovens Brief überbracht.

Die mir zugedachte Musik zu Egmont werde ich wohl finden, wenn ich nach Hause komme, und bin schon im Voraus dankbar: denn ich habe derselben bereits von mehrern rühmlich erwähnen hören; und gedenke sie auf unserm Theater zu Begleitung des gedachten Stückes diesen Winter geben zu können, wodurch ich sowohl mir selbst, als Ihren zahlreichen Verehrern in unserer Gegend einen großen Genuß zu bereiten hoffe. Am meisten aber wünsche ich Herrn von Oliva recht verstanden zu haben, der uns Hoffnung machte, daß Sie auf einer vorhabenden Reise Weimar wohl besuchen könnten. Möchte es doch zu einer Zeit geschehen, wo sowohl der Hof als das sämmtliche musikliebende Publicum versammelt ist. Gewiß würden Sie eine Ihrer Verdienste und Gesinnungen würdige Aufnahme finden. Niemand aber kann dabey mehr interessirt seyn als ich, der ich mit dem Wunsche recht wohl zu leben, mich Ihrem geneigten Andenken empfehle und für so vieles Gute, was mir durch Sie schon geworden, den aufrichtigsten Dank abstatte.

1292.*

An Zelter.

... So möge Ihnen denn auch auf irgend eine Weise belohnt werden, was Sie an der Pandora thun. Wenn ich den Antheil hätte voraus sehen können, den Sie an dieser Arbeit nehmen; so hätte ich den Gegenstand anders behandelt und ihm das Refractaire, was er jetzt für die Musik und für die Vorstellung hat, zu benehmen gesucht. Nun ist es aber nicht anders. Fahren Sie fort, wie es Ihnen gemüthlich ist, und ich will sehen, ob ich an die Ausführung des zweyten Theils kommen kann. Ausgedacht und schematisirt

iſt alles. Allein die Geſtalten ſelbſt ſind mir etwas in die Ferne getreten und ich verwundre mich wohl gar über die Titaniſchen Geſtalten, wenn ich in den Fall komme, wie mir geſtern geſchah, etwas daraus vorzuleſen.

Mögen Sie auf Ihrem Wege nach Schleſien alle harmoniſchen Geiſter begleiten und Ihr thätiges Ausharren durch geziemende Wirkungen belohnt werden: denn wahrhaftig, wenn man bedenkt, wie wenig die Welt Ihrem ſchönen und edlen Thun geantwortet hat, ſo darf man es wohl unziemlich nennen. Auf Ihrem gehofften Rückweg durch Böhmen finden Sie mich freylich nicht. Die vier letzten Monate, ja die fünf des Jahrs verſprechen für Weimar ſehr lebhaft und, wills Gott, glücklich zu ſeyn. Im Auguſt erwarten wir die Niederkunft der Hoheit;[1] im September Iffland's, und im October Brizzi's Wiederkunft. Leider komme ich mir in allen dieſen Fällen wie eine Doppelherme vor, von welcher die eine Maske dem Prometheus, die andre dem Epimetheus ähnlicht, und von welchen keiner, wegen des ewigen Vor und Nach, im Augenblick zum Lächeln kommen kann.

Carlsbad iſt jetzt belebt genug. Für dießmal hat es für mich eine eigene Phyſiognomie gehabt. Weil meine Frau hieherkam[2] und die Equipage bey ſich hatte, dadurch bin ich ins Freyere und Weitre gelangt, mehr als die letztern Jahre, und habe mich auch an der Gegend und an ihrem Inhalt wieder friſch ergetzt, weil ich ſie mit friſchen Perſonen, die über gar manches in ein billiges Erſtaunen geriethen und ſich ſehr wohl gefielen, durchwandern konnte ...

Carlsbad den 26. Juny 1811. G.

---

[1] Die Niederkunft der Erbprinzeſſin Maria Paulowna erfolgte am 30. September; die an dieſem Tage geborene Prinzeſſin erhielt den Namen Auguſta. Es iſt die ſpätere erſte deutſche Kaiſerin.

[2] Am 29. Mai.

1293.

An C. G. Körner.[1]

Von Carlsbad bin ich dießmal mit ſchwerem Herzen abgereiſt, da mir, wertheſter Freund, Ihre nahe Ankunft gemeldet war; allein der peremptoriſche Termin, der mich aus meinem Quartiere trieb, war erſchienen, und ich mußte wohl Platz machen.

Dagegen hat mich Frau Hofrath Schiller mit dem biographiſchen Aufſatz[2] deſto mehr erfreut. Mir ſcheint dieſe ſchwere Aufgabe ſehr gut gelöſt. Die ganze Lebensreihe unſres verewigten Freundes entfaltet ſich leicht und angenehm vor dem Gemüthe, und es iſt ſehr glücklich, daß Sie ihn meiſtens konnten ſelbſt reden laſſen. Das heitre Bewußtſeyn, wie er mit freyen Zügen ſeine jedesmaligen Zuſtände ſchildert, iſt wirklich erquickend und aufregend, und es wäre dem nächſten Freunde und genauſten Beobachter nicht möglich, ihn ſo angemeſſen darzuſtellen, als er es hier ſelbſt thut. Ich wüßte nichts hinzu zu ſetzen noch davon zu thun: es iſt alles ſo hübſch aus Einem Guſſe, fließt gemächlich vor ſich hin und nimmt uns zur Theilnahme mit ſich fort. Haben Sie von meiner Seite recht vielen Dank. Komme ich je an die Schilderung meines Verhältniſſes zu ihm, ſo finde ich in dieſem Ihren Aufſatze den ſchönſten Anlaß zu einer weitern Ausführung von manchem das hier nur mit leichten aber doch ſo ſichren Umriſſen angegeben iſt.

Auch bey der Ordnung, die Sie gewählt haben, um die Werke unſres trefflichen Freundes darnach herauszugeben, wüßte ich nichts zu erinnern. Da die Arbeiten deſſelben

[1] Bd. IV, S. 96.

[2] „Schillers Lebensbeſchreibung“ von Körner.

ſo in einander greifen, indem er meiſt nur durch innern Anlaß dazu angetrieben wurde; ſo läßt ſich eine ſolche chronologiſche Ordnung gar wohl denken, und es wird gewiß durch Ihre Bemühung dieſer Zuſammenhang recht deutlich hervorgehen.[1]

Wie leid thut es mir, daß ich nicht mündlich über das Einzelne noch manches von Ihnen erfahren können.

Meine Frau rechnet es unter die vorzüglich glücklichen Ereigniſſe dieſes Sommers, Sie und die lieben Ihrigen in Carlsbad kennen gelernt zu haben. Wir empfehlen uns beyde zum ſchönſten und hoffen nichts ſo ſehr, als einmal in dem ſchönen Dresden einen Beſuch abzuſtatten, oder Sie hier bey irgend einem günſtigen Anlaß in Weimar zu ſehen. Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein freundſchaftliches Andenken.

Weimar den 4. Auguſt 1811. Goethe.

1294.

An Rochlitz.[2]

Ew. Wohlgebornen

ſind verſichert, daß es mir ſehr leid gethan hat, Sie bey Ihrer Durchreiſe nicht begrüßen zu können. Sich einmal wieder anzutreffen und über manches auszureden, giebt auf mehrere Jahre ein wo nicht beſſeres doch gewiß entſchiedeneres

[1] Körners Plan der Ausgabe von Schillers Werken in 12 Bänden verteilt der chronologiſchen Ordnung wegen die Gedichte auf 8 Bände: Band 1 gibt „Gedichte aus der Anthologie"; Band 8 „Gedichte der 2. Periode"; Band 9 „Gedichte der 3. Periode", entſprechend der Dreiteilung, die er für ſämtliche Schriften Schillers aufſtellte. Dieſe Verteilung der Gedichte auf drei Perioden iſt von ſpäteren Herausgebern beibehalten worden; erſt die jetzt bei Cotta erſcheinende Säkularausgabe geht auf die von Schiller ſelbſt letztwillig beſtimmte Anordnung nach ſtofflichen Rückſichten zurück.

[2] In Leipzig (Bd. V, Brief 960).

und klareres Verhältniß. Indeſſen will ich mich durch die Sicherheit Ihrer Neigung und Ihres Wohlwollens tröſten.

Wenn Sie wünſchen, daß ich dem braven Freyherrn von Truchſeß[1] meine Bearbeitung des Götz für das Theater mittheilen möge; ſo will ich deshalb mein Bedenken eröffnen. Er hat an dem Stücke, wie es zuerſt herausgegeben worden, ſo vielen und warmen Antheil genommen, ja ſich gewiſſermaßen ſelbſt in die Perſon des alten biedern Helden verſetzt,[2] daß es ihm gewiß nicht angenehm ſeyn würde, nunmehr manches ausgelaſſen, umgeſtellt, verändert, ja in einem ganz andern Sinne behandelt zu ſehen.

Eigentlich kann dieſe Umarbeitung nur durch den theatraliſchen Zweck entſchuldigt werden, und kann auch nur inſofern gelten, als durch die ſinnliche Gegenwart der Bühne und des Schauſpiels dasjenige erſetzt wird, was dem Stücke von einer andern Seite entzogen werden mußte. Da ich alſo überzeugt bin, daß beym Leſen Niemand leicht die neue Arbeit billigen werde, weil nicht zu verlangen iſt, daß der Leſende die mangelnde Darſtellung ſich vollkommen ſupplire; ſo habe ich bisher gezaudert dieſe Bearbeitung drucken zu laſſen, ja ſelbſt meine nächſten hieſigen Freunde, die das Manuſcript zu ſehen verlangt, an die Vorſtellung gewieſen, von der ſie denn nicht ganz unzufrieden zurückkehrten.

Ich bin überzeugt, daß Ew. Wohlgebornen ſowohl als der würdige Truchſeß-Götz, es nicht misbilligen, wenn ich dieſen meinen Gründen ſoviel Gewicht gebe, um die gewünſchte Mittheilung abzulehnen. Verzeihen Sie daher, und erhalten mir ein freundliches Andenken.

Ein etwas wunderliches biographiſches Bändchen[3] erhalten Sie zu Michael. Wilhelm Meiſters Wanderjahre durch-

[1] Freiherr Chriſtian Truchſeß v. Wetzhauſen auf Bettenburg.
[2] Im Tagebuch von 1801 nennt Goethe ihn „Ritter Götz“.
[3] „Philipp Hackert“.

zuführen haben mich meine eigenen Wanderungen abgehalten. Bey jenem Büchelchen aber bitte ich Sie sich zu überzeugen, daß Sie unter diejenigen gehören, für die ich es schreibe. Mit entfernten Freunden und Geistesverwandten mich zu unterhalten ist dabey meine einzige Absicht: denn diese sind es ja eigentlich nur, die man zu Zeugen seines vergangenen Lebens und Treibens, und zur Theilnahme am gegenwärtigen aufrufen kann.

Weimar
den 11. September
1811.

Ew. Wohlgeb.
wahrhaft zugethaner
Goethe.

1295.*

An F. A. Wolf.

Da man eine Gelegenheit die sich darbietet, ein langes Schweigen zu unterbrechen, ja nicht aus der Hand lassen soll, so will ich einem jungen Manne der nach Berlin geht, ein Empfehlungs Schreiben an Sie, verehrter Freund, nicht versagen. Sein Name ist Schopenhauer,[1] seine Mutter die Frau Hofrath Schopeuhauer, welche sich schon mehrere Jahre bey uns aufhält. Er hat eine Zeit lang in Göttingen studirt, und soviel ich mehr durch andere als durch mich selbst weiß, hat er sichs Ernst seyn lassen. In seinen Studien und Beschäftigungen scheint er einige Mal variirt zu haben. In welchem Fach und wie weit er es gebracht, werden Sie sehr leicht beurtheilen, wenn Sie ihm, sofern er es verdient, die Erlaubniß ertheilen wollen, Sie wieder zu sehen . . .

Was ich treibe, ist immer ein offenbares Geheimniß. Es freut mich, daß meine Farbenlehre als Zankapfel die

[1] Arthur Schopenhauer (1788—1860).

gute Wirkung thut. Meine Gegner ſchmatzen daran herum, wie Karpfen an einem großen Apfel den man ihnen in den Teich wirft. Dieſe Herren mögen ſich gebärden, wie ſie wollen, ſo bringen ſie wenigſtens dieſes Buch nicht aus der Geſchichte der Phyſik heraus. Mehr verlang' ich nicht; es mag übrigens, jetzt oder künftig, wirken was es kann.

Zu Michaelis werden Sie mich auf einem wunderlichen Unternehmen[1] ertappen. Ich ſage davon weiter nichts, als daß ich's der Zeit ganz gemäß halte, das Faß[2] in dem man gewohnt, auf und abzurollen, damit man nicht müßig zu ſein ſcheine.

Aber warum ziehen Ihre Wolken[3] nicht über uns her? Sind ſie auch ſo hartnäckig, wie die Wolken des phyſiſchen Himmels, die uns ihre erquickliche Gegenwart ſo lange entzogen? Wir hoffen darauf von einem Tage zum andern: laſſen Sie uns nicht länger ſchmachten.

Überhaupt wäre es recht ſchön und freundlich, wenn Sie die gegenwärtige Anregung nicht verklingen ließen, und mir einige Nachricht gäben, wie Sie ſich befunden, und was Sie auf Reiſen und zu Hauſe merkwürdiges erlebt, auch was Ihre Univerſität für Hoffnungen giebt. Gar oft wünſche ich nur einige Tage vertraulichen Umgangs, um mich ſowohl im Leben als im Wiſſen, wie ſonſt, wieder einmal gefördert zu ſehen. Möge ich doch immer das Beſte von Ihnen vernehmen. Was mich betrifft, ſo kann ich wohl ſagen, daß meine körperlichen Zuſtände mich nicht hindern nach meiner Art thätig zu ſeyn und den mäßigen Forderungen Genüge zu leiſten, die ich und andre an mich machen.

---

[1] „Philipp Hackert".

[2] Vergl. das Gedicht „Genialiſches Treiben" („So wälz' ich ohne Unterlaß, wie Sankt Diogenes, mein Faß" ꝛc.).

[3] Die „Wolken" des Ariſtophanes in Wolfs Ueberſetzung. (Berlin 1811.) Am 21. Juli 1810 hatte Wolf ſeine Ueberſetzung Goethe in Karlsbad vorgeleſen.

Unſer guter Wieland hat einen großen Unfall erlebt, wie Sie werden vernommen haben. Durch den Sturz eines Wagens iſt er, und noch mehr ſeine jüngere Tochter, beſchädigt worden. Beyde befinden ſich jedoch leidlich, und er, bey ſeinen Jahren,[1] über alle Erwartung. Der Fall an ſich und die ihn begleitenden Umſtände haben uns alle höchlich geſchmerzt.

Nun, zum Erſatz, laſſen Sie mich nicht lange ohne Nachricht, daß Sie ſich vortrefflich befinden.

Weimar den 28. September 1811. G.

1296.

An Cotta.

Ew. Wohlgeb.

freundliches Schreiben[2] wünſchte am liebſten mündlich zu beantworten, weil dasjenige was mich beunruhigt alsdann wohl in kurzem abgethan ſeyn würde. Ich verſuche jedoch meine Anſicht zu concentriren und empfehle ſie einer günſtigen Beherzigung.

Als Ew. Wohlgeb. im Jahre 1805 Sich, auſſer der Hauptausgabe, noch einen Abdruck in Taſchenformat vorbehielten, trug ich um ſo weniger Bedencken einzuwilligen, als ich mir denſelben von jener verſchieden dachte, wie ohngefähr der kleine Fauſt[3] einen Maasſtab zu geben ſchien, wobey ich vorausſetzte daß beyde Abdrücke wo nicht gleichzeitig hervortreten, doch kurz auf einander folgen würden. Wenn ſich nun die Sache verzögerte und vor anderthalb Jahren eine Ankündigung des zweyten Abdrucks

[1] Er war damals 78 Jahre alt.
[2] Vom 1. Oktober.
[3] Die Sedezausgabe von 1808.

erſchien; ſo glaubte ich um ſo weniger etwas dabey erinnern zu können, als noch genugſame Zeit vorhanden und ich Ew. Wohlgeb. ſo manches ſchuldig geworden, was mich zu einer lebhaften Danckbarkeit aufrief.

Sollte aber jetzt, kurz vor Ablauf des contracktlichen Termins, eine neue, der erſten faſt gleiche Auflage,[1] für geringen Preis ins Publicum geſpendet werden; ſo ſehe ich eine vorbereitete, korreckte und vollſtändige Ausgabe meiner Wercke, welche doch auch noch erleben möchte, ins Unbeſtimmte hinaus gerückt, beſonders wenn ich den vorhandenen Nachdruck und die Unbilden der Zeit bedencke.

Dieſe meine Verlegenheit wird noch dadurch vermehrt, daß die Meinigen, denen ich, in Betracht der Vergänglichkeit eines menſchlichen Individuums, von meinen oekonomiſchen Verhältniſſen Notiz zu geben gewohnt bin, dieſes Ereigniß mit einer beſondern Ombrage betrachten, welche zu mildern ich mich nicht im Stande ſehe. Vielleicht entſpringen dieſe Beſorgniſſe aus einer Unkenntniß des Handelsganges und würden bey mündlicher wechſelſeitiger Erklärung wohl gehoben werden können.

Ich habe geglaubt unſerm ſchönen vertraulichen Verhältniſſe ſchuldig zu ſeyn Ew. Wohlgeb. dieſen Anſtos zu eröffnen und ich will nicht läugnen daß ich jene vorgeſchlagne vorzurückende neue Ausgabe, als ein Ausgleichungsmittel dachte, wobey die Ihnen noch zuſtehenden zwey Jahre auf irgend eine beliebige, billige Weiſe in Betracht kommen müßten.

Überzeugen Sich Ew. Wohlgeb. daß mir in dieſem Augenblicke alles vor der Seele ſchwebt was ich Ihnen

---

[1] Cotta hatte in ſeinem Briefe eine „Hand-Ausgabe in klein Oktav“ als einen Abdruck der Oktav-Ausgabe vorgeſchlagen und bemerkt: „Mit dieſer Ausgabe würde ich zureichen bis die in unſerm Contract feſtgeſetzte Zeit abgeloffen ſeyn wird. Jetzt ſchon an eine complete Ausgabe zu denken, ſcheint mir nicht räthlich.“

ſeit ſoviel Jahren angenehmes, gutes und vortheilhaftes verdancke und eben deswegen mit unbegränztem Vertrauen die Zweifel eröffne die mich beunruhigen. Ich empfehle die Angelegenheit und mich Ihren freundſchaftlichen Geſinnungen.

W. d. 14. Octbr. 1811. Goethe.

1297.*

An Paſſow.[1]

... Über den neuen, mir mitgetheilten Plan wünſchte ich mich mit Ihnen und Ihrem werthen Herrn Collegen,[2] dem ich mich beſtens empfehle, mündlich unterhalten zu können, weil es ſchwer iſt, ſchriftlich, kurz und klar über ſolche Gegenſtände ſich auszudrücken, um ſo mehr als meine Geſinnung mit der Denkweiſe der Zeit gerade in Oppoſition ſteht. Ich habe es immer für ein Übel, ja für ein Unglück gehalten, welches in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr überhand nahm, daß man zwiſchen Exoteriſchem und Eſoteriſchem keinen Unterſchied mehr machte, daß man die Grundſätze und Maximen, nach welchen man lehrt und handelt, früher als die Lehre und das Handeln ſelbſt öffentlich werden läßt, da doch ſowohl das Beyſpiel der ältern Weiſen als die Erfahrungen an dem neuern Thun und Treiben uns hätten aufmerkſam machen ſollen, daß man ſeinen Zweck vernichtet, indem man ihn vorausſagt, daß eine Handlung, wenn ſie glückt, nicht conteſtirt wird, wohl aber nichts mehr Widerſpruch erleidet

[1] Der Philologe Franz L. K. Paſſow (1786—1833) hatte Goethe ſeine Schrift über die Reorganiſation des Unterrichtsweſens und den Plan eines „Archivs deutſcher Nationalbildung“ überſandt.

[2] R. B. Jagemann.

als eine vor, ja sogar nach der That ausgesprochene Maxime. Möchte ich doch mit Pallas[1] (Allgemeine Zeitung Nro 285) ausrufen: „Die Wahrheit hätte nur unter uns Akademikern bleiben sollen!"

Ferner hat mich die Erfahrung gelehrt, daß man, besonders in Deutschland, vergebens Mehrere zu Einer Absicht zusammenruft. So viel Köpfe, so viel Sinne, ist eigentlich die Devise unserer Nation. Betrachte ich noch dabey die gegenwärtige Zeit und den abgelegenen, obgleich in mancher Rücksicht günstigen Wohnort,[2] betrachte ich die babylonische Verwirrung, welche durch den Pestalozzischen Erziehungsgang Deutschland ergriffen, ob ich gleich von seinem vorgehabten Thurmbau das Beste denken will: so glaube ich Ihrem Unternehmen wenig Glück weissagen zu können. Weil jedoch Niemand die Möglichkeiten übersieht, so will ich wünschen und hoffen, daß Alles zum Vortheilhaftesten gedeihen möge, welches um so eher denkbar ist, als Sie in Ihrem Kreise ungestört nach Ihrer Überzeugung das Gute wirken können, wenn es auch von außen weder gefördert noch anerkannt werden sollte. Gehen tüchtig gebildete junge Leute von Ihnen aus, woran ich nach genauer Betrachtung Ihres ersten Programms nicht zweifle, so ist das Beste gethan und der schönste Zweck erreicht. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit hören, wie Ihr Unternehmen vorwärts schreitet, und es wird mir angenehm seyn, wenn meine vielleicht hypochondrische Ansicht der Sache durch einen glücklichen Erfolg aufgeheitert werden sollte.

Der ich recht wohl zu leben wünsche,

Weimar, den 20. October 1811.

Goethe.

---

[1] Naturforscher S. Pallas.

[2] Imkau bei Danzig, wo Passow zur Zeit als zweiter Direktor des Conradinums lebte.

1298.

An G. H. L. Nicolovius.[1]

Es iſt eine der ernſten und ahndungsvollen Erwartungen, welche denjenigen, die ein höheres Alter erreichen, vor Augen ſchwebt, daß oft Jüngere, die ein größeres Recht hätten länger hier zu verweilen, unaufhaltſam früher dahin geriſſen werden. Der Verluſt Ihrer theuren Gattinn iſt auch mir ſehr empfindlich. Ich hatte ſeit langer Zeit viel Liebes und Gutes von ihr gehört, ja wer von ihr ſprach, zeigte einen Enthuſiasmus der mich in der Ferne ein eignes vorzügliches Weſen ahnden ließ. Wenn ſie bey ſo viel liebenswürdigen und edlen Eigenſchaften mit der Welt nicht einig werden konnte, ſo erinnert ſie mich an ihre Mutter,[2] deren tiefe und zarte Natur, deren über ihr Geſchlecht erhobener Geiſt ſie nicht vor einem gewiſſen Unmuth mit ihrer jedesmaligen Umgebung ſchützen konnte. Obgleich in der letzten Zeit fern von ihr, und nur durch einen ſeltnen Briefwechſel gleichſam loſe mit ihr verbunden, fühlte ich doch dieſen ihren, der Welt kaum angehörigen, Zuſtand ſehr lebhaft, und ich ſchöpfte daraus bey ihrem Scheiden zunächſt einige Beruhigung.

Meine liebe Nichte habe ich niemals geſehen, aber doch immer an derſelben, ſo wie an Ihnen und den lieben Ihrigen aufrichtigen Antheil genommen. Möge es Ihnen gelingen, in der Erziehung und Bildung der Zurückgelaſſenen einen thätigen Troſt zu finden, und ſich an den Ebenbildern der Mutter noch lange zu ergötzen.

Möge mir doch auch einmal das Vergnügen werden Sie in dieſer ſpätern Zeit kennen zu lernen, wo man immer

[1] Gatte von Louiſe, geb. Schloſſer, die am 28. September geſtorben war.
[2] Goethes Schweſter Cornelia.

mehr nöthig hat ſich an diejenigen anzuſchließen, von deren redlichen Geſinnungen und ununterbrochenem Beſtreben man genugſam überzeugt iſt. Leben Sie recht wohl und gedenken meiner unter den Ihrigen.

Weimar den 20. October 1811. Goethe.

1299.

An C. G. v. Voigt.

(Jena, 5. November.)

Die von Ew. Exzell. mir bekannt gemachten gnädigſten Geſinnungen Serenissimi gegen meinen Sohn fordern mich jemehr ich ſie bedencke immer zu größerer Bewunderung und Erkenntlichkeit. Die Stelle eines Landraths, wie die letzte Inſtrucktion ſie näher beſtimmt und begränzt, iſt ohne Zweifel die wünſchenswertheſte für einen jungen Mann. Er findet ſich im Falle ſeine Fähigkeiten auszubilden und zugleich ſeine Thätigkeit frey zu zeigen und dadurch von ſeinen Vorgeſetzten wie von ſeinem Fürſten beurtheilt und gekannt zu werden. Ich eile daher die mir und meinem Sohn zugedachte Gnade auf das danckbarſte unterthänigſt anzuerkennen, die weiter Leitung und Vollführung höchſter Anordnung und Ew. Exzell. freundſchaftlicher Mitwirckung vertrauensvoll anheimgebend.

Dürfte ich noch eine Bitte hinzufügen; ſo wäre es: daß meinem Sohn erlaubt ſey den Charackter als Cammeraſſeſſor dabey fortzuführen und daß jene Stelle, zu der ihm durch das vorjährige gnädigſte Deckret wenigſtens einige Hofnung gemacht worden, ſolange offen behalten werde bis er zeigen kann in welchem Grade er bey ſolchen Geſchäfften ſich gewandt und brauchbar erweiſe.

Alles jedoch höherem Ermeſſen, mit wiederhohltem Dancke für alles Bisherige, lediglich überlaſſend.

1300.

An Eliſabeth von der Recke.[1]

Hochgebohrne Gräfinn,
gnädige Frau,

Sie haben mir, verehrte Freundinn, ſeit meinen Jünglingsjahren, ſo viel Gunſt und Freundſchaft erwieſen, daß ich wohl hoffen darf, Sie werden auch diesmal den Knaben[2] gütig aufnehmen. Beſchauen Sie die in dieſem Bändchen aufgeführte Bilderreihe mit nachſichtiger Aufmerckſamkeit, und ſagen mir ein treues Wort, wie ſie Ihnen erſcheint und was Sie von der Folge erwarten und hoffen.

Seit manchen Jahren bin ich Zeuge der ſchönen Wirckungen, die Ihnen das Vaterland zu verdancken hat, und ich muß mir im Voraus die Erlaubniſſ erbitten, davon zu ſeiner Zeit nach meiner Überzeugung ſprechen zu dürfen.

Bey ſoviel unerläßlichen Widerwärtigkeiten, die der Menſch zu erdulden hat, bey unvermeidlicher Spannung und Widerſtreit, macht er ſich oft ganz willkührlich ein Geſchäft ſich von andern abzuſondern, andre von andern zu trennen. Dieſem Übel zu begegnen haben die vorſehenden Gottheiten ſolche Weſen geſchaffen, welche durch eine glückliche Vermittlung dasjenige was ſich ihnen nähert zu vereinigen, Misverſtändniſſe aufzuheben, und einen friedlichen Zuſtand in der Geſellſchaft herzuſtellen wiſſen. Sagte ich nun: Sie, verehrte Freundinn, gehören zu dieſen; ſo würde ich viel zu wenig ſagen. Denn auf meinem Lebenswege iſt mir niemand begegnet, dem jene Gabe mehr wäre verliehen worden als Ihnen, oder der einen ſo anhaltenden, ſo ſchönen Gebrauch von derſelben gemacht hätte.

---

[1] Vergl. Bd. II, S. 172. und Bd. III, S. 84.

[2] Den erſten Band von „Dichtung und Wahrheit".

Auch ich und die Meinigen haben davon vergangnen Sommer[1] die wünschenswertheſten Wirckungen erfahren. Meine Frau, die ſich Ihnen angelegentlichſt empfielt, iſt noch immer durchdrungen und bewegt von Ihrer Güte, und in unſerm kleinen Familienkreiſe wird Ihr Andencken als eines wohlthätigen Genius verehrt. Möge uns das Glück beſchert ſeyn, Ihnen, Verehrte, wieder an der heilſamen Quelle zu begegnen, und uns von Ihrem Wohlbefinden gegenwärtig zu überzeugen.

Möchten Sie uns gelegentlich Ihrer unvergleichlichen fürſtlichen Schweſter,[2] Ihren liebenswürdigen Nichten, namentlich der Fürſtinn von Hohenzollern, auf das dringendſte empfehlen, nicht weniger uns in das Andencken des Herrn Tiedge[3] zurückrufen; ſo würden Sie uns auf's Neue und wiederhohlt verpflichten. Erlauben Sie daß ich nun ſchließe und mich verehrend unterzeichne

Weimar d. 8. Nov. 1811. Goethe.

1301.

An die Hoftheater-Commiſſion.

Serenissimo wären die den Unfug des Schauſpieler Deny[4] betreffenden Papiere unterthänigſt vorzulegen, damit Höchſtdieſelben die äußerſte Unart ſelbſt beurtheilen können, mit welcher dieſer rohe und incorrigible Menſch ſich betragen.

---

[1] In Karlsbad.

[2] Herzogin Dorothea von Kurland.

[3] Der Dichter Chriſtoph Aug. Tiedge (1752—1841), der 1805—1808 Frau v. d. Recke auf ihren Reiſen begleitet hatte und ſeitdem als ihr Lebensgenoſſe in Dresden lebte.

[4] Wilhelm Deny hatte am 20. November mit dem Theaterdiener Pollock einen Skandal auf der Bühne gehabt und war dafür am 5. Dezember mit Arreſt auf unbeſtimmte Dauer belegt worden.

Leider bin ich Unterzeichneter ſelbſt noch im Theater geweſen und habe mit anhören müſſen, welch ein raſendes Geſchrey, während noch ein Theil des Publicums zugegen war, ſich erhob. Wäre ein Huſar noch in dem Hauſe geweſen, ſo würde ich Deny ſogleich haben arretiren laſſen.

Die der Commiſſion zugefügte Beleidigung iſt im eigentlichen Sinne durch gar nichts abzubüßen; allein meo voto kann er wenigſtens nicht vor Dienſtag Mittag von der Hauptwache entlaſſen werden, weil ſonſt gar keine Proportion mit dem, was in ähnlichen Fällen geſchehen, beobachtet würde; wie man denn den Beckeriſchen Fall hierbey erwähnen kann. Das Weitere meinen Herrn Mit-Commiſſarien überlaſſend

s. m.

Weimar den 6. December 1811. G.

1302.

An Klinger.[1]

Ihre ſehr liebe Sendung kommt in dem Augenblick an da ein Courier nach Petersburg abgeht, und ich erfreue mich höchlich ſie ſogleich zu erwiedern. Hier haben Sie unſer altes Frankfurt,[2] in welchem Sie ſich gewiß wieder erkennen werden, und mit Luſt. Das iſt der erſte Theil, und im dritten erlauben Sie mir, daß ich Sie auch vorführe. Das räuchrige Zimmerchen neben der Klingelthüre war ein gutes Neſt, wo manches brütete. Ich freue mich darauf, daß es Ihnen Spaß machen wird, wie ich mich aller der Eigenthümlichkeiten erinnere, aus denen ſo viel ausgegangen

[1] Der Dichter von „Sturm und Drang“ (Bd. I, S. 179); ſeit 1780 in ruſſiſchen Dienſten.

[2] Im erſten Bande von „Dichtung und Wahrheit“.

ist. Ihr immer noch wunderliches Siegel bürgt mir dafür. Möchten Sie dem beyliegenden Blättchen eine recht freundliche Aufnahme gönnen! Ihr lieber Brief ist gleich eingeschaltet worden. Was soll's denn weiter, als daß man das unmittelbare Andenken der Tüchtigen erhält. Können Sie mir auch nur Namens-Unterschriften der Kaiser und Kaiserinnen, der Größten des Reichs, in Kriegs- und Friedens-Geschäften, der Akademiker, und bedeutender Menschen jeder Art, gelegentlich übersenden; so erzeigen Sie mir was außerordentlich Angenehmes. Bisher habe ich die Art oder Unart gehabt alles Vergangne eher zu vertilgen als zn bewahren. Nun mag die Zeit des Bewahrens, wenn auch zu spät, eintreten. Mehr sag' ich nicht, aber ich bitte, da doch zwischen dem großen Petersburg und dem kleinen Weimar eine so liebenswürdige Wechselwirkung besteht, Niemanden wegzulassen, der nicht etwas an mich bringe, und ich will das gleiche thun. Das Leben ist den Sibyllinischen Büchern ganz gleich; je knapper, je theurer. Leben Sie wohl und gedenken mein, wie am Anfang und Mittel, so am Ende.

(Weimar) d. 8. Dec. 1811.

1303.

An Barthold Georg Niebuhr.[1]

Wenn ich manchmal durch Verspätung meiner Antwort mich an Freunden und Wohlwollenden versündige, so will ich dießmal lieber etwas voreilig seyn und ehe ich noch Ihr Werk[2] erhalten habe, Ew. Wohlgebornen für die Freude danken, die Sie mir durch Ihre Zuschrift gemacht haben. Sie führen einen Namen, den ich von Jugend auf verehren[3]

[1] Der große Historiker und Staatsmann (1776—1831).
[2] Der erste Teil von Niebuhrs „Römischer Geschichte".
[3] Carsten Niebuhr, berühmter Reisender, Vater des Historikers.

lernte, und von Ihnen ſelbſt haben mir manche Freunde ſoviel Liebes Gutes und Vorzügliches erzählt, daß ich Sie ſchon näher zu kennen glaube und aufrichtig verſichern kann, daß ich recht ſehr wünſchte Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Indeſſen ſoll das Werk, das Sie mir ankündigen, mir eine ſehr angenehme und belehrende Unterhaltung ſeyn: denn was kann uns reizender dünken als eine ſo oft und viel durchgearbeitete Materie abermals aus neuen Geſichtspuncten dargeſtellt zu ſehen, und durch neue Unterſuchungen gleichſam wiedergeboren zu finden. Je weniger es mir in meinem Leben vergönnt geweſen, Gegenſtände, die mich ſo ſehr intereſſiren, ſelbſt zu bearbeiten, deſto mehr weiß ich diejenigen zu ſchätzen, welche dergleichen zu unternehmen das Talent und die Beharrlichkeit haben.

Ich wünſche, daß Sie dieſen vorläufigen Dank freundlich, aufnehmen und mir ein geneigtes Andenken erhalten.

Jena den 27. November 1811. Goethe.

Vorſtehendes nahm ich mit von Jena nach Weimar, wo ich Ihr vortreffliches Werk vorfand und gleich zu leſen anfing. Nun bin ich am Ende desſelben und möchte, ehe ich wieder von vorn anfange (welches höchſt nöthig iſt, um es zu verſtehen und zu benutzen) nicht blos einen allgemeinen und gefühlten, auch einen beſondern und motivirten Dank abſtatten. Bis mir aber dieſes gelänge, möchte wohl eine gute Zeit vorbeyſtreichen, und bey dem beſten Willen dieſes Blatt noch länger verſpätet werden. Erlauben Sie mir alſo nur ſoviel zu ſagen, daß ich mich in die Zeit verſetzt fühlte, wo ich in Rom ſelbſt, bey hundert Anläſſen, auf die Nothwendigkeit ſolcher Unterſuchungen hingewieſen wurde allein, bey jedem Schritte ſowohl meine eigene als Anderer Unzulänglichkeit gar bald gewahr wurde. Da ich nun ſeit jener langen Zeit her meine Aufmerkſamkeit auf dieſe Gegenſtände

zu wenden fortgefahren, so kommt Ihr Werk mir höchst erwünscht, das so viele Räthsel auf einmal löst.

Der vor-römische Zustand Italiens wird uns nun anschaulich, und die mehreren gleichsam übereinander geschobenen Schichten von Völkern ihrer Folge nach deutlich. Die Sonderung von Dichtung und Geschichte ist unschätzbar, indem keine von beyden dadurch zerstört, ja vielmehr jede erst recht in ihrem Werth und Würde bestätiget wird; sowie es unendlich interessant ist zu sehen, wie sie beyde wieder zusammenfließen und wechselseitig auf einander wirken. Möchten doch alle ähnlichen Erscheinungen der Weltbegebenheiten auf diese Weise behandelt werden.

Bedarf es wohl vieler Worte, um zu versichern, daß mir die Entwicklung der Staats- und Finanzverhältnisse, des Verhältnisses zu Griechenland, die mislíche Lage Roms nach Vertreibung der Könige, genug Alles und Jedes höchst belehrend geworden ist. Wollte ich ins Besondere gehen, und die Darstellung des Ankus Martius, die Enthüllung der Sibyllinischen Bücher erwähnen, von den Poemen Lukretia und Coriolan auch besonders sprechen, so würde ich ein Buch über das Buch zu schreiben haben, und diese Blätter niemals auf die Post gelangen. Seyn Sie überzeugt, daß Sie mir ein großes Geschenk gemacht haben, wofür ich Zeitlebens dankbar, die Fortsetzung sehnlichst erwarte und um mich derselben würdig zu machen, den ersten Band aufs fleißigste studire und mir zueigne.

Mögen Sie beyliegendem Blättchen einige Aufmerksamkeit gönnen, und besonders mir von der Hand Ihres verehrten Herrn Vaters[1] etwas zukommen lassen! Mich nochmals bestens Ihrem geneigten Andenken und Ihrer freundlichen Theilnahme empfehlend

Weimar den 17. December 1811. Goethe.

[1] Für Goethes Autographensammlung.

1304.

An Friederike Bethmann-Unzelmann.[1]

Es ist sehr freundlich von Ihnen, wertheste Freundinn, daß Sie mir von der glücklichen Aufführung meines Tasso[2] selbst Nachricht geben. Wenn Künstler wie Sie und Ihre Mitspielenden mit sich selbst zufrieden sind, so kann man auch in der Ferne versichert seyn, daß das Werk gut gerathen ist, und wie Sie mir das Einzelne genau bezeichnen, kann ich mir schon eher vorstellen auf welche Weise und in welchem Maße es gelungen ist. Haben Sie allerseits recht vielen Dank, daß Sie dieses theaterscheue Werk hervorgezogen und in ein günstiges Bühnenlicht gestellt haben. Sie erneuen und vermehren dadurch die Verbindlichkeit, die Ihnen andere meiner Productionen schon früher schuldig geworden.

Herrn Bethmann[3] empfehlen Sie mich bestens. Es ist mir sehr angenehm zu denken, daß er, bey seinem Geist und seinen Talenten, sich gern mit einer Rolle beschäftigt hat, die vielleicht unter allen denen, die ich geschrieben habe, am meisten ausgeführt ist. An der feinen, klugen, zarten Leonore[4] habe ich gleichfalls nicht den mindesten Zweifel. Leben Sie recht wohl und gedenken meiner. Wie Ihr Sohn[5] indessen zugenommen hat, haben Sie selbst beurtheilen können. Die Leichtigkeit seines Spiels, sein guter Humor und seine übrigen guten theatralischen Anlagen und Fertigkeiten machen und erhalten ihm viel Freunde im Publicum. Dazu kommt, daß er gegen Jedermann gut und verträglich ist und Niemanden schadet, außer allenfalls sich selbst: welches denn, wie bekannt, Niemanden leicht übel genommen wird.

---

[1] Siehe Bd. IV, S. 209.

[2] In Berlin am 25. November.

[3] Der den Tasso gespielt hatte.

[4] Leonore Sanvitale, die Frau Bethmann gespielt hatte.

[5] Carl Unzelmann, Friederikens Sohn aus erster Ehe, hatte in Berlin gastiert.

Vorſtehendes war geſchrieben, als ich in der Berliner Zeitung eine wohlwollende und umſtändliche Nachricht von der Aufführung des Taſſo las, die mir als Seitenſtück zu Ihrem lieben Briefe viel Vergnügen gemacht hat.

Beſonders aber bitte ich Herrn Director Iffland vielmals zu danken, der mir auch darüber durch Frau von Heigendorf ein freundliches Wort ſagen ließ. Ich bin gewiß nicht unempfindlich für die Aufmerkſamkeit, die man einem Werke erweiſt, auf das ich ganze Epochen meines frühern Lebens verwendet habe. Leben Sie recht wohl und verſchaffen Sie mir zu meiner Handſchriftſammlung gefällig einige Beyträge. Vielleicht fände ſich ein Blättchen von Eckhoff, Großmann, Brandes ꝛc.

(Weimar) d. 17. Dez. 1811.

1305.

An den Herzog Carl Auguſt.

(Weimar, December 1811.)

Ew. Durchl.

haben meine neulich vorgebrachte unterthänigſte Bitte in gnädigen Betracht gezogen, und werden mir daher vergönnen daß ich ſie etwas umſtändlicher motivirt gegenwärtig wiederhole.

Mein Sohn erfüllt nächſten Weihnachten ſeyn zwey und zwanzigſtes Jahr. Vor drey und einem halben Jahr ging er, durch Privat und öffentlichen Unterricht, ſo wie durch einen beſtändigen Umgang mit mir genugſam vorbereitet, nach Heidelberg, um ſich dort vor allen Dingen eine Kenntniſſ der Rechtsgrundſätze zu erwerben. Wie er dort ſeine Zeit zugebracht, wie er ſich betragen, davon

legen die beygefügten Testimonia wohl ein unverdächtiges Zeugniß ab.

Er begab sich darauf nach Jena, um sich dem kameralistischen Fache zu widmen, wozu er um so mehr vorbereitet war, als er von Jugend auf von mir selbst in den Naturkenntnissen unterrichtet worden, auch mich auf Reisen wiederhohlt begleitend in Jena, Halle, Helmstedt, Göttingen, längere oder kürzere Zeit des Umgangs und der Belehrung der ersten Naturforscher genos. Wie er sich in Jena benommen, davon werden der Obrist von Hendrich, Professor Sturm und Döbereiner kein ungünstig Zeugniß ablegen. Sogar hat letzterer in seinem Compendium einer Entdeckung, die dieser sein aufmercksamer Zuhörer gemacht, nahmentlich erwähnt und ihn dadurch nicht wenig ausgezeichnet.

Überzeugt, daß Leben mehr als Lehre bilde, lies ich ihn nach anderthalb Jahren von Jena abgehen und nach Capellendorf zu dem Rentsecretair Urlau ziehen. Hier ist er denenjenigen Geschäften, welche in einem Herzoglichen Rentamte vorkommen, aufmercksam gefolgt, und hat zugleich die ländliche Öconomie dabey näher kennen lernen, nicht weniger sich durch Lesung dienlicher Schriften weiter ausgebildet. Den ihm von Herzoglicher Regierung verwilligten Accesß beym Justiz Amte hat er fleißig genutzt und unter Anleitung beyder Beamten einen Entwurf zu einer Frohnebeschreibung verfertigt, die dazu nöthigen Regiſtraturen selbst aufgesetzt. Wie denn die durch den Rentbeamten bey Herzoglicher Cammer einzureichende Abschrift zu gnädigster Einsicht und Beurtheilung hier bey liegt.

Er hat ferner das Glück gehabt von den meisten Gliedern der Herzoglichen Cammer bey Commissarischen Verhandlungen, zu denen ihm der Zutritt gestattet worden, an verschiedenen Orten beobachtet und mit Gunst behandelt zu werden, wie er sich denn auch einer geneigten prüfenden

Aufnahme des Herrn Geh. Rath v. Voigt zu erfreuen gehabt.

Daß dieſer mehr gedachter mein Sohn, das einmal ergriffene Geſchäft mit Aufmerckſamkeit und Gründlichkeit zu behandeln geſonnen iſt, davon dürfte auch die gleichfalls beyliegende angefangne Sammlung von Wollproben zeugen, wodurch der Unterſchied eines ſo wichtigen Erzeugniſſ vor Augen gebracht und das Urtheil darüber allein geſichert werden kann.

Nach allem dieſem wünſche ich nunmehr meinen Sohn einige Jahre bey mir zu behalten, um die Zeit, die mir noch gegönnt iſt, auch zu ſeinem Vortheil zu benutzen und ſowohl durch Umgang als durch zweckmäßige Lectur ihn immer weiter ausgebildet zu ſehen. Aber alles würde unzureichend ſeyn, wenn er nicht in Thätigkeit verſetzt auf das eigentliche Ziel ſeines Strebens unmittelbar hingewieſen ja ſich demſelben eiliger zu nähern gewiſſermaſſen genöthigt würde.

Ew. Durchl. haben die Gnade gehabt ihm vorläufig den Charackter eines Cammeraſſeſſors zu ertheilen und in ihm dadurch die Hoffnung einer wircklichen baldigen Anſtellung erweckt, die ihn bisher bey allen ſeinen Schritten belebt hat, und um deren unſchätzbare Erfüllung Vater und Sohn hierdurch nochmals Ew. Durchl. unterthänigſt angehen. Beyde werden nicht verfehlen durch thätige Treue zu zeigen, wie ſie den hohen Werth von Ew. Durchl. gnädigem Beyfall und höchſtem Zutrauen anzuerkennen und zu verehren wiſſen.

1306.

An die Hoftheater-Commiſſion.

Diejenigen Perſonen, welchen die Führung eines Hof-Theaters anvertraut worden, und beſonders die, deren Obliegenheit es iſt, zu beurtheilen, ob ein Stück aufführbar

ſey, haben ſich ſeit geraumer Zeit in einer ſehr unangenehmen Lage befunden, indem die deutſche Bühne ſich nicht nur von den ſtrengen Geſchmacksregeln, ſondern auch von manchen andern Verhältniſſen und Betrachtungen losgeſagt und ſowohl im Kunſt- als bürgerlichen Sinne die Gränzen weit überſchritten hat.

Zu einer Zeit, wo alles nach ungemeſſener Freyheit ſtrebte, fingen die deutſchen Theater-Dichter gleichfalls an, den obern Ständen den Krieg anzukündigen, und es verbreitete ſich ein Sansculottisme über die Bühne, der, indem ſolche Stücke der großen Menge ſehr angenehm waren, nothwendig Urſache ſeyn mußte, daß bey Hof-Theatern manche ſolche Stücke gar nicht gegeben, andere aber durch Verſtümmelung ſo verunſtaltet wurden, daß ſie ihre Wirkung größtentheils verfehlten.

Bey dem Weimariſchen Hof-Theater hat man, durch die Nachſicht gnädigſter Herrſchaften begünſtigt, eine Mittelſtraße gewählt und die anſtößigſten Stellen theils ſogleich, theils nach und nach ausgelöſcht, ſo daß nicht leicht etwas ganz Auffallendes vorkam.

In der neuern Zeit hat, ſo wie Alles, auch das deutſche Theater eine andere Richtung genommen und es glauben einige Autoren, beſonders der fruchtbarſte[1] unter denſelben, ſich durch Sticheleyen und Anzüglichkeiten der Oberherrſchaft widerſetzen zu können, die, um ihre großen und weiten Plane auszuführen, freylich nicht immer die ſanfteſten Mittel gebrauchen kann.

Endesunterzeichnetem hat es bisher obgelegen, die Stücke zu wählen und zu beurtheilen, in wiefern ſie aufführbar ſind. Sein eigentlicher Standpunkt konnte nur der äſthetiſche ſeyn; allein er hat auch jenen politiſchen nicht außer Acht

[1] Kotzebue.

gelaſſen und wo ihm etwas Bedenkliches aufgefallen, ſolches ohne weiteres weggeſtrichen. Dabey muß er jedoch bekennen, daß er manches Unſchickliche überſehen und ſolches erſt nach einer oder mehreren Vorſtellungen durch ſich ſelbſt oder durch Freunde, deren Aufmerkſamkeit er angerufen, belehrt, gleichfalls hinweg geſtrichen.

So groß auch dieſe Unannehmlichkeit ſeyn mochte, rechnete er ſie doch zu den mehrern, welchen dieſes Geſchäft unterworfen iſt, und verfolgte, auf Serenissimi gnädigſte Nachſicht hoffend, ſeinen alten Weg.

Allein nunmehr verändert ſich die Sache, indem ein k. k. franzöſiſcher Geſandter[1] hierher kommt und die Verhältniſſe nicht allein nach Innen ſondern auch nach Außen zu bedenken ſind. Ja, bloß menſchlich betrachtet, wird man hiebey zu einer genauern Aufmerkſamkeit aufgefordert; denn wer möchte einem Gaſte etwas Unangenehmes erzeigen, wenn es auch keine Folge hätte? Unterzeichneter wünſcht daher, daß Herzogliche Hof-Theater Commiſſion ſeine Bitte unterſtützen möge, die derſelbe an Serenissimum zu thun ſich genöthigt ſieht.

Schon in früherer Zeit hatte Commissio, aus eigenem Antrieb und für ſich, verſchiedene wackere, hier in Dienſten ſtehende junge Männer erſucht, gewiſſe problematiſche Stücke mit Aufmerkſamkeit durchzugehen und die verfänglichen Stellen zu bemerken, welche direct oder indirect verletzen könnten, und auf dieſe Weiſe iſt auch manches Unangenehme vermieden worden. Allein weil dieſes keine durch eine Sanction von oben, befeſtigte Anſtalt war, auch eine gewiſſe mittlere Zeit weniger Apprehenſion gab; ſo iſt ſie wieder abgekommen, und man hat ſich ſo gut als möglich aus der Sache gezogen. Deshalb wäre es nichts Neues, ſondern

[1] Baron Etienne de Saint-Aignan.

nur eine von oben bekräftigte ſchon früher intentionirte Einrichtung.

Die Sache iſt an und für ſich ſelbſt ſehr leicht und würde auch demjenigen, dem ſolches Geſchäft übertragen würde, keine ſonderliche Beſchwerde geben. Neue Stücke würde ich vor wie nach durchſehen und beurtheilen und ſollte ſich etwas Verfängliches darin finden, es ſogleich wegſtreichen und das Exemplar, mit Bemerkung meines Namens auf dem Titelblatte, als Zeugniß, daß ich das Stück geleſen, dem Beauftragten zuſenden. Dieſer ſtriche gleichfalls, was ihm unzuläſſig ſchiene, ohne weitere Rückſprache weg und bemerkte nur allenfalls, wo vielleicht, wie es öfter zu geſchehen pflegt, durch Wegſtreichen eine Lücke entſtanden, wenn er ſolche ſelbſt auszufüllen nicht etwa geneigt wäre.

Ferner würde man, ſobald die neue Einrichtung getroffen iſt, die ältern Stücke, die ſich auf dem Repertorium gehalten haben, nach und nach dem Beauftragten zuſchicken und mit denjenigen den Anfang machen, welche zunächſt aufgeführt zu werden beſtimmt ſind. Denn was eben dieſe ältern Stücke betrifft, ſo iſt man am erſten in Gefahr, Stellen zu überſehen, welche eine Deutung auf das Gegenwärtige zulaſſen: denn da ſie vor ſo viel Jahren geſchrieben ſind, ſo liegt die mögliche Anwendung nicht in der Sache, ſondern in demjenigen ſelbſt, der ſie zu machen geneigt iſt; und doch kommen Fälle vor, wo man einen böſen Willen vermuthen würde, wenn es nicht von Altersher gedruckt und in den Rollen geſchrieben ſtünde.

Ich erſpare einige andere kleine Bemerkungen, welche das Geſchäft erleichtern und fördern, bis zu Serenissimi gnädigſtem Entſchluß.

Weimar, d. 5. Januar 1812.

Goethe.

1307.*

An Caroline v. Wolzogen.

... Ihre lieben Worte über meinen biographiſch-poetiſchen Verſuch haben mich ſehr erquickt. Wie wohl thut mir's auf dieſe Weiſe mich wieder meinen abweſenden Freunden zu nähern und ihre Theilnahme aufzuregen. Gleich nach Empfang Ihres lieben Briefes warf ich mich wieder auf jenes Werk in Gedanken. Vom zweyten Theil iſt ſchon die Hälfte geſchrieben, und die andre ſo ziemlich ausgedacht und zuſammengeſtellt. Ich hoffe zu Michaelis ſollen Sie ihn erhalten ...

Ich darf nicht ſchließen, ohne Ihnen zu melden, daß ich durch unſere Theaterbedürfniſſe, welche freylich täglich dringender und täglich weniger befriedigt werden, mich habe unmerklicher Weiſe verleiten laſſen, das Shakespeariſche Stück Romeo und Julie zu bearbeiten.[1] Auf der Herzoginn Geburtstag wird es erſcheinen und ich hoffe guten Effect davon. Die Maxime, der ich folgte, war das Intereſſante zu concentriren und in Harmonie zu bringen, da Shakespeare nach ſeinem Genie, ſeiner Zeit und ſeinem Publicum, viele disharmoniſche Allotria zuſammenſtellen durfte, ja mußte, um den damals herrſchenden Theatergenius zu verſöhnen. Ich werde Ihre Frau Schweſter bitten, daß ſie Ihnen von der Aufführung eine Relation zuſendet. Sie drückt ſich über ſolche Dinge eben ſo gut aus, als ſie darüber denkt.

Nun leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich Ihrer ganzen Umgebung, grüßen mir den lieben Adolph und erhalten mir Ihr Wohlwollen. Herzlich ergeben

d. 28. Jan. 1812. Goethe.

[1] In Goethes Bearbeitung zuerſt aufgeführt am 1. Februar 1812.

(Beilage.)

Wahrhaft rührend, geliebte Freundinn, ist mir das Blatt von der Hand unsers verehrtesten Großherzogs.[1] Wie sehr erkenne ich darin die Dauer jener Gesinnungen, die mich früher so glücklich machten. Je mehr ich dankbar empfinde, wie viel ich diesem außerordentlichen Manne in meiner Jugend schuldig geworden, desto mehr freut es mich, daß Zeit und Entfernung, ja so mancher Wechsel der Dinge nichts an einem Verhältniß ändern konnten, das auf wahren Grund gebaut war. Wie manchmal hatte ich gewünscht, gewisse Mittheilungen wieder anzuknüpfen; aber wie kann man sich einem solchen Manne mittheilen, als durch That. Empfehlen Sie daher mich ihm als den Seinigen. Wie fortdauernd er an diese zu denken und wie wohl er für sie zu sorgen weiß, habe ich noch neulich an dem Beyspiel des jungen Herders gesehen. Möge dem Gönner und Beschützer für so manches Gute noch manche Freude werden. Haben Sie ja die Güte mich Seiner Hoheit wiederholt zu empfehlen.

1308.

An Rochlitz.

Mit vielem Danke, mein Werthester, sende ich den mitgetheilten Aufsatz[2] zurück. Wer das deutsche Publicum kennt, dessen selbstische Eigenwilligkeiten Sie so gut schildern, wer zunächst erfahren hat, daß sie vor allem Neuen, so sehr

---

[1] Der Fürstprimas von Dalberg; Caroline hatte geschrieben: „Der Großherzog sagte mir, daß er ein wahres Verlangen hatte, mit Ihnen wieder in nähere Berührung zu kommen, und sendete mir inliegende Zeilen."

[2] Rochlitz hatte das Manuskript seiner Anzeige von „Dichtung und Wahrheit" Teil 1, eingesandt, die dann in der Leipziger Literatur-Zeitung erschienen ist.

ſie darnach gierig ſind, wenn es einigermaßen problematiſch iſt, eine ängſtliche Apprehenſion fühlen, und daher den Miswollenden freyes Spiel geben, um ſich nur jener Furcht entledigt zu ſehen — der weiß gewiß dankbar anzuerkennen, wenn ein Freund als Mittelsperſon auftreten mag, damit die Menſchen ſich geſchwinder mit dem befreunden, was ihnen fremd und wunderlich erſcheint. Beſonders in den letzten zwanzig Jahren mußte man große Geduld haben: denn mehrere meiner ſpätern Arbeiten brauchten zehn und mehr Jahre, bis ſie ſich ein größeres Publicum unmerklich erſchmeichelten; wie denn ja mein Taſſo über 20 Jahr alt werden mußte, ehe er in Berlin aufgeführt werden konnte. Eine ſolche Langmuth iſt nur dem zuzumuthen, der ſich bey Zeiten den Dédain du Succès angewöhnt hat, welchen die Frau von Stael in mir gefunden haben will.[1] Wenn ſie den augenblicklichen leidenſchaftlichen Succès meint, ſo hat ſie recht. Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindeſten gleichgültig; vielmehr iſt der Glaube an denſelben immer mein Leitſtern bey allen meinen Arbeiten. Dieſen Erfolg nun früher und vollſtändiger zu erfahren, wird mit den Jahren immer wünſchenswerther, wo man nicht mehr viel Stunden in Gleichgültigkeit gegen den Augenblick zuzubringen und auf die Zukunft zu hoffen hat.

In dieſem Sinne machen Sie mir ein großes Geſchenk durch Ihren Aufſatz und bethätigen dadurch abermals die frühere mir ſchon längſt bewährte Freundſchaft. Doch darf es mich nicht einmal überraſchen, daß Sie in meine Intentionen auch bey dieſer Arbeit ſo tief eindringen, da Sie unter diejenigen abweſenden Freunde gehören, die ich mir vergegenwärtige, wenn ich mir meine alten Mährchen

[1] In dem Fragment von Frau von Staels Werk über die deutſche Literatur, deſſen Empfang das Tagebuch vom 15. Dezember verzeichnet.

in der Einſamkeit zu erzählen anfange; und ich darf wohl verſichern, daß der nächſte und eigentliche Zweck iſt, gegen ſolche auf indirectem Wege wieder einmal laut zu werden, da die directe Communication ſo manches Hinderniß erfährt.

Daß Sie meine aſiatiſchen Weltanfänge ſo freundlich aufnehmen, iſt mir von großem Werth. Es ſchlingt ſich die daher für mich gewonnene Cultur durch mein ganzes Leben, und wird noch manchmal in unerwarteten Erſcheinungen hervortreten: wie ich denn von Ihrem liebevollen Glauben hoffen kann, daß Sie überzeugt ſind, der erſte Theil ſey mit Bewußtſeyn und mit Abſicht geſchrieben, und enthalte auch nicht das kleinſte geringfügig ſcheinende, was nicht künftig einmal nach ſeinem Geſchlecht und Art in Blüthe und Frucht hervortreten ſoll. Freylich, das Publicum, wenn man es an ein Saatfeld führt, bringt gleich die Sicheln mit, und bedenkt nicht, daß noch mancher Monat bis zur Erndte hingeht, ja wohl noch das ganze grüne Feld eine ſchöne Zeit unter einer Schnee- und Eisdecke zu ruhen hat.

Es würde mir unendlich intereſſant ſeyn, wenn Sie mir mittheilen wollten, was Sie über die Farbenlehre aufgeſetzt haben. Die Wirkung von dieſer wird noch mehr retardirt, als die Wirkung meiner andern Sachen. Denn hier kann man das Publicum am leichteſten irre führen, indem man mir anderes Verdienſt wohl läßt, aber in dieſer Sache, die ja nicht in mein Fach ſchlage, ein verzeihliches Travers Schuld giebt. Indeſſen macht es mich ſchon glücklich, daß ich dieſe Arbeit, die ich ſo lange mit mir herumgetragen, endlich losgeworden. Was für eine große Übung es für mich geweſen, dieſen Gegenſtand durchzuarbeiten, ermeſſen Sie ſelbſt; und welche wichtigen Bemerkungen ich mache, indem ich meine Gegner beobachte, wage ich kaum auszuſprechen. Doch iſt es ja kein Geheimniß, daß Niemand überzeugt wird, wenn er nicht will.

Warum ſollte ich nun nicht auch wünſchen, meine Freunde kennen zu lernen und beſonders Ihre Anſicht, die mir in ſo mancher Betrachtung werth ſeyn muß.

Mich zu daurendem Wohlwollen empfehlend

W. d. 30. Jan.

1812. Goethe.

1309.*

An C. F. v. Reinhard.

... Vor allen Dingen haben Sie herzlichen Dank, daß Sie meinem biographiſchen Verſuch ſoviel Theilnahme gegönnt, die ich zwar erwarten durfte. Denn indem ich mir jene Zeiten zurückrufe, und die Gegenſtände, die ſich mir in der Erinnerung darbieten, zuſammenarbeite, gedenke ich meiner abweſenden Freunde als wenn ſie gegenwärtig wären, glaube meine Reden an ſie zu richten und kann alſo wohl für das Geſchriebene eine gute Aufnahme hoffen.

Bey der Art, wie ich die Sache behandle, mußte nothwendig die Wirkung erſcheinen, daß Jeder, der das Büchlein lieſt, mit Gewalt auf ſich ſelbſt und ſeine jüngern Jahre zurückgeführt wird. Es freute mich, dieſe Wirkung, die ich nicht bezweckte aber doch vorausſah, auch an Ihnen ſo vollkommen erfolgt zu ſehen, und ich danke Ihnen recht ſehr, daß Sie mich bey dieſer Gelegenheit einen Blick in Ihre Jugendjahre thun laſſen. Am zweyten Bande iſt ſchon viel geſchrieben und in einigen hübſchen ruhigen Monaten wird er wohl zu Stande kommen. Es wird ſchwer ſeyn, ihm die Mannigfaltigkeit und Anmuth des erſten zu geben. Die Epochen, die er umfaßt, ſind eher ſtockend als vorſchreitend, indeſſen wollen wir unſer Mögliches thun, vorzüglich aber auf den dritten Band verweiſen, der deſto luſtiger werden ſoll ...

Was das Geräms betrifft, wornach Sie fragen,[1] so kann man, wie Sie schon vermuthen, sich den Ursprung desselben am ersten denken, wenn man sich vorstellt, wie zur Sommerszeit Bürgersleute Stühle und Bänke vor ihre Häuser setzten, wo sie unter den weit vorspringenden Überhängen der obern Stockwerke, sogar bey einem mäßigen Regen, ruhig sitzen konnten. Hatte man so durch gedachte Überhänge und durch das oben vorspringende Dach schon in die Rechte der Straße gleichsam Eingriffe gethan; so lag es, besonders in weniger polizeylichen Zeiten, ganz nahe, sich einen hölzernen Käfich herauszubauen, um nicht den Augen jedes Vorübergehenden ausgesetzt zu seyn. Dieses Geräms war wirklich meistentheils oben offen weil es von jenen Überhängen genugsam bedeckt war. Es hing durch eine besondre Thüre mit dem Hausflur zusammen, welche Nachts eben so sorgfältig als die Hausthüre selbst verschlossen wurde. Dieses Geräms war für die Familie um so wichtiger, als man in jenen Zeiten oft die Küchen nach der Straße zu, die Zimmer aber nach den Höfen zu anlegte, wodurch die Häuser sämmtlich eine burgartige Gestalt erhielten und man nur durch das gedachte Geräms eine gewisse Communication mit der Straße und dem Öffentlichen gewann. So viel von diesem unarchitectonischen Theil altreichsstädtischer Bauart.

Sehr großen Dank bin ich Ihnen zunächst für das Fragment aus dem Werke der Frau von Staël[2] schuldig. Ich hatte davon gehört, es war uns auch versprochen; aber ohne Ihre freundliche Sendung würde ich es bis jetzt noch nicht gesehen haben. Da ich mich selbst ziemlich zu kennen glaube, so finde ich einige recht gute Aperçüs darin, und

[1] Reinhard hatte gefragt, „ob der gegitterte Verschlag an der Hausthür, woraus der kleine Goethe die Töpfchen und Töpfe zerschmiß, in oder außer dem Hause gewesen sei".

[2] Ueber die deutsche Literatur.

ich kann es um so mehr nutzen, als sie mir das alles, und zwar noch derber und lebhafter, ins Gesicht gesagt hat. Ihre Gesinnung über meine kleineren Arbeiten kannte ich auch zum Theil, und was sie bey dieser Gelegenheit sagt, ist recht hübsch und dankenswerth, obgleich auf diesem Wege freylich kein erschöpfendes Urtheil zu erwarten ist.

Breguets Mémoire[1] war mir sehr merkwürdig, da ich selbst eben wieder in solchen hyperphysischen Betrachtungen stak. Es weht eine gewisse deutsche Luft darin, und wie sollte nicht, bey so mannigfaltiger Communication einiges, oder vielmehr das eigentlich Tüchtige und Zulängliche, was wir besitzen, hinüberdringen und wirken. Es würde mich zu weit führen, auch nur einigermaßen darüber zu sprechen; doch ist es merkwürdig, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert sich alles mehr begeistet und belebt, eins ins andre greift und keins ohne das andre bleiben will. Von Spinoza, der das Ganze aus Gedanke und Ausdehnung bildet, bis zu diesem Freunde, der es durch Bewegung und Willen hervorbringt, welche hübsche Filiation und Steigerung der Denkweisen würde sich aufzeichnen lassen! Ich breche ab, um mich nicht weiter in dieses Labyrinth einzulassen, in welchem man eigentlich nur an seinem eigenen Faden von einem geliebten Knaul abgewunden sich ein- und ausfinden kann.

Damit Sie aber nicht glauben, daß ich mich allzusehr in jene abstrusen Regionen verliere, so will ich berichten, daß ein Theil des Winters damit zugebracht worden das Shakespearsche Stück Romeo und Julie zu concentriren, und diesen in seinen Haupttheilen so herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen: welches, obgleich an sich sehr schätzbar, doch eigentlich einer frühern Zeit und einer fremden Nation angehört, die es gegenwärtig selbst

[1] „Sur la force animale et sur le principe de mouvement volontaire“ (1811).

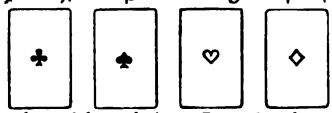
nicht einmal mehr brauchen kann. Zum 30. Januar, als dem Geburtstag der Herzoginn, haben wir es zum erstenmal und nachher wieder mit vieler Theilnahme des Publicums gegeben; welche sich um so mehr erwarten ließ, als die Rollen durchaus, besonders aber die Hauptrollen, den Schauspielern recht auf den Leib paßten. Diese Arbeit war ein großes Studium für mich, und ich habe wohl niemals dem Shakespear tiefer in sein Talent hineingeblickt; aber er, wie alles Letzte, bleibt denn doch unergründlich ...

Leben Sie recht wohl, mein verehrtester Freund und erhalten mir Ihre Liebe und Zutrauen.

W. d. 13. Febr. 1812. G.

1310.

An Caroline Ulrich.

Es war nicht zu zweifeln, daß das lustige Kleeblatt glücklich nach Jena kommen würde, es ist zu hoffen, daß die übrigen Feste glücklich ablaufen. Zu rathen wäre jedoch, daß die klugen Personen sich nicht zu weit mit den  [1] Dienern einließen, damit die Rückkehr nicht betrübt seyn möge. Der Mönch[2] hat sich über die vielen Kugeln im Siegel nicht wenig entsetzt und ersucht den Secretair, seinen Schreibtisch nicht zu nah an das Zeughaus zu rücken.

Übrigens wünschen wir alles Gute und siegeln gleichfalls militärisch, obgleich mit liebevollem Herzen

W. d. 29. Feb. 1812. G.

am Tage der sobald nicht wieder kommt.

[1] Spielkarten.

[2] Nach Riemers Angabe „Scherzname, den G.'s Sohn August sich beigelegt hatte."

1311.

An Cotta.

In Hoffnung Ew. Wohlgeb. bald hier zu ſehen, wobey ich beſſeres Wetter und Wege wünſche, ſage diesmal nur das Nöthigſte.

Das Varnhagenſche Manuſcript[1] anbelangend, ſo will ich gerade nicht eigenſinnig dem Morgenblat die Exkluſive geben. Überlegen Sie die Sache noch einmal. Überhaupt ſcheinen mir manche Stellen bedencklich zu publiciren. Da die Sache keine Eile hat, ſo ſprechen wir ja wohl noch erſt darüber.

Die wohlfeilere Ausgabe meiner Schriften betreffend fand ich mich durch ein halbes Misverſtändniß gerade in Ihrem Falle. Ich erwartete Vorſchläge. Denn da ich den techniſchen und merkantiliſchen Theil ſolcher Unternehmungen nicht verſtehe; ſo wüßte ich nicht zu finden, wie der mir drohende große Schade dabey abzuwenden? Wie mein Vorteil mit dem Ihrigen zu verbinden ſey. Ich komme mir ſelbſt wunderlich vor, wenn ich das Wort Vortheil ausſpreche. Ich habe ihn in meiner Jugend gar nicht, in der mittleren Zeit wenig beachtet und weiß ſelbſt jetzt noch nicht recht wie ich es angreifen ſoll. Und doch muß ich daran dencken, wenn ich nicht nach einem mühſamen und mäßigen Leben verſchuldet von der Bühne abtreten will. Der Augenblick zehrt ſchon wieder an unſerm Marck, Freunde und Bekannte fallen um mich her, niemand kann dem andern beyſtehn. Doch wozu reden und klagen! Nur diesmal erlaubt ich mirs, um Sie zu überzeugen, daß mein Zaudern nicht aus veränderten Geſinnungen, ſondern aus den veränderten Umſtänden ſich herſchreibe.

[1] „Ueber Goethe", Bruchſtücke aus Briefen, herausg. von K. A. Varnhagen v. Enſe.

Die Exemplare von Romeo und Julie an die deutſchen Theater zu vertheilen hat die Berliner Theater Direction übernommen. Das Stuttgarder ſtand mit auf der Liſte. Ich wünſche guten Erfolg.

Karlsbad ſoll mir hoff ich diesmal etwas für den Damenkalender bringen. Mich beſtens empfehlend.

W. d. 17. März
1812.

Goethe.

1312.*

An C. v. Knebel.

Weimar den 25. März 1812.

Da wir das Glück haben, mein theuerſter Freund, daß, ohngeachtet des ſchrecklichen Wegs, die Boten noch hin und wieder gehen, ſo will ich nicht verſäumen dir in der ſtillen Woche ein freundliches Wörtchen zu ſagen und dir zugleich für den heute empfangenen Brief zu danken.

Der gute Riemer hat uns geſtern verlaſſen;[1] eine ſolche Trennung muß freylich einmal geſchehen. Sie ward mir leichter, weil ich weiß, daß ſie zu ſeinem Glück gereicht. Es dient ihm die gegenwärtige Stelle nur zur Vorbereitung: denn ſobald die Curatoren der Academien und die Scholarchen erfahren, daß er ſich dem Lehramte widmen mag, ſo erhält er gewiß einen Ruf über den andern und er ſieht ſich alsdenn entweder billigermaßen verbeſſert, oder ehrenvoll entlaſſen. Möge das Letzte auch um meinetwillen ferne ſeyn, doch muß man daran denken und ſich darauf vorbereiten.

Ich habe indeß meine biographiſchen Studien wieder vorgenommen, ſie dienen mir zur angenehmen Unterhaltung

[1] Um eine Stellung als Profeſſor am Gymnaſium in Weimar anzunehmen. Laut Tagebuch war er am 24. in ſein neues Quartier gezogen.

und zu gründlicher Recapitulation meines Lebens und Weſens, und regen mich an zu mannigfaltiger Lecture alter und neuer Schriften, um mir meinen Gang ſynchroniſtiſch, in dem Gange der Umgebung zu denken . . .

Ein Buch, welches mich erſchreckt, betrübt und wieder auferbaut hat, iſt von Schelling[1] gegen Jacobi.

Nach der Art wie der Letzte ſich in den ſogenannten Göttlichen Dingen herausgelaſſen, konnte der Erſte freylich nicht ſchweigen, ob er gleich ſonſt zu den hartnäckigen Schweigern gehört. Wir Andern, die wir uns zur Schellingiſchen Seite bekennen, müſſen finden, daß Jacobi ſehr ſchlecht wegkommt. Das Buch muß die Münchner Scandale, die ohnehin kaum erſt ein wenig beruhigt ſind, wieder aufs neue aufregen; doch wir können der Welt den Frieden nicht geben und wollen ſehen, ob wir beym litterariſchen Krieg etwas gewinnen, was bey dem andern der Fall nicht ſeyn kann.

G.

1313.

An C. v. Knebel.

Auf deinen lieben Brief will ich ſogleich etwas erwiedern und wünſchte wohl, daß es mündlich geſchehen könnte, denn es iſt mir in der letzten Zeit gar manches vorgekommen, das ich wohl mittheilen möchte.

Daß es mit Jacobi ſo enden werde und müſſe, habe ich lange vorausgeſehen, und habe unter ſeinem bornirten und doch immerfort regen Weſen ſelbſt genugſam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geiſt und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder (wie ein neuerer

[1] „Denkmal von göttlichen Dingen", das ſich gegen Fritz Jacobis „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" richtete.

Franzos[1] ſich genialiſch ausdrückt) Wille und Bewegung die nothwendigen Doppelingredienzien des Univerſums waren, ſind und ſein werden, die beyde gleiche Rechte für ſich fordern und deswegen beyde zuſammen wohl als Stellvertreter Gottes angeſehen werden können — wer zu dieſer Vorſtellung ſich nicht erheben kann, der hätte das Denken längſt aufgeben, und auf gemeinen Weltklatſch ſeine Tage verwenden ſollen.

Wer ferner nicht dahin gekommen iſt, einzuſehen, daß wir Menſchen einſeitig verfahren, und verfahren müſſen, daß aber unſer einſeitiges Verfahren bloß dahin gerichtet ſeyn ſoll, von unſerer Seite her in die andere Seite einzudringen, ja, wo möglich ſie zu durchdringen, und ſelbſt bey unſeren Antipoden wieder aufrecht auf unſere Füße geſtellt zu Tage zu kommen, der ſollte einen ſo hohen Ton nicht anſtimmen. Aber dieſer iſt leider gerade die Folge von jener Beſchränktheit.

Und was das gute Herz, den trefflichen Charakter betrifft, ſo ſage ich nur ſo viel: wir handeln eigentlich nur gut, inſofern wir mit uns ſelbſt bekannt ſind; Dunkelheit über uns ſelbſt läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun, und ſo iſt es denn eben ſo viel, als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Böſen, ja, wenn er unbedingt iſt, zum Schlechten, ohne daß man gerade ſagen könnte, daß der Menſch, der ſchlecht handelt, ſchlecht ſey.

Ich mag die mysteria iniquitatis nicht aufdecken; wie eben dieſer Freund, unter fortdauernden Proteſtationen von Liebe und Neigung, meine redlichſten Bemühungen ignorirt, retardirt, ihre Wirkung abgeſtumpft, ja vereitelt hat. Ich habe das ſo viele Jahre ertragen, denn — Gott iſt

[1] Breguet, ſ. Brief 1809.

gerecht! — ſagte der perſiſche Geſandte, und jetzo werde ich mich's freylich nicht anfechten laſſen, wenn ſein graues Haupt mit Jammer in die Grube fährt. Sind doch auch in dem ungöttlichen Buche von göttlichen Dingen recht harte Stellen gegen meine beſten Überzeugungen, die ich öffentlich in meinen auf Natur und Kunſt ſich beziehenden Aufſätzen und Schriften ſeit vielen Jahren bekenne und zum Leitfaden meines Lebens und Strebens genommen habe — und alsdann kommt noch ein Exemplar im Namen des Verfaſſers an mich, und was dergleichen Dinge mehr ſind.

Übrigens ſoll ihm Dank werden, daß er Schellingen aus ſeiner Burg hervorgenöthigt hat. Für mich iſt ſein Werk von der größten Bedeutung, weil ſich Schelling noch nie ſo deutlich ausgeſprochen hat, und mir gerade jetzt, in meinem augenblicklichen Sinnen und Treiben, ſehr viel daran gelegen iſt, den statum controversiae zwiſchen den Natur- und Freyheitsmännern recht deutlich einzuſehen, um nach Maaßgabe dieſer Einſicht meine Thätigkeit in verſchiedenen Fächern fortzuſetzen.

Das Übrige in den Beylagen.

W. d. 8. Apr. 1812. G.

1314.

An Friedrich Schlegel.

(8. April?)

Sie haben mich, mein Wertheſter, ſchon vor einiger Zeit eingeladen, an einem neuen Journale Theil zu nehmen, und nun erhalte ich das Januar- und März-Stück des Deutſchen Muſeums, für deren Überſendung ich zum ſchönſten danke. Sie verzeihen mir aber gewiß, wenn ich

mich, wenigſtens für den Anfang, nicht thätig erweiſe. Ich mag wohl gern in der Zeit leben, weiß es aber nicht recht anzugreifen, wenn ich mit ihr leben ſoll, daher finden Sie mich auch ſelten oder gar nicht in ſolchen Schriften auftreten, die der Gegenwart gewidmet ſind. Laſſen Sie mich indeſſen Ihre Hefte mit Aufmerkſamkeit leſen, vielleicht wird irgend etwas dadurch bey mir aufgeregt. Sammlungen wie die Ihrige haben das Verdienſt, daß ſie manches zu Tage bringen, was ſonſt verborgen geblieben wäre, wie denn z. B. die Aufſätze Ihres Herrn Bruders,[1] Adam Müllers, von Pfuels, viel Intereſſe für mich gehabt haben. Auch danke ich Ihnen, daß Sie Sich haben wollen der guten Natur, in deren Dienſte wir Anderen nicht ohne Gott zu ſeyn glauben, freundlich annehmen. Ich kann den letzten Schritt unſeres lieben Jacobi[2] mir gar wohl aus ſeinem Character und ſeinen Geſinnungen erklären, die ich ſo lange kenne; allein es muß dieſes Unternehmen einen jeden, der ihm wohl will, betrüben, weil es für ihn von den ſchlimmſten Folgen ſeyn kann.

Etwas über unſer Theater zu ſagen oder ſagen zu laſſen, würde ſehr ſchwer fallen. Wir gehen immer auf die alte Weiſe fort, die Sie aus vorigen Zeiten ſelbſt kennen, wir ſagen niemals voraus, was wir thun wollen, und dann merken wir auf, wie das Publicum dasjenige empfängt, was wir geben: gelingt's, ſo gehen wir einen Schritt weiter. Für den ſtandhaften Prinz war vieler Enthuſiasmus rege geworden, nun ſind wir mit einem anderen Stück des Calderon, das Leben ein Traum, hervorgetreten,[3] welches gleichfalls vielen Beyfall erhalten, ja ſogar einen kleinen

[1] Wilhelm Schlegels Nibelungenſtudien.

[2] Deſſen Schrift „Von den göttlichen Dingen" Friedrich Schlegel im Deutſchen Muſeum angezeigt hatte.

[3] Am 30. März.

Streit erregt hat, welches von beyden Stücken das vorzüglichſte ſey? Romeo und Julie von Shakeſpeare habe ich concentrirt und alles, was nicht zur Haupthandlung gehört, entfernt. Auch dieſes Stück hat eine gute Aufnahme gefunden.

Über die neueſte bildende Kunſt ließe ſich vielleicht am erſten einiges mittheilen. Dresden liegt in unſerer Nähe, wir ſind nicht unbekannt mit dem, was dort geſchieht, und dieſes verdient wohl, daß man gutes davon ſage. Sowohl auf dieſem, als auch auf manchem anderen Wege, wünſchte ich Ihnen nützlich ſeyn zu können, um ſo mehr als die K. K. Academie der vereinigten bildenden Künſte mir die Ehre erzeigt hat, mich unter ihre Glieder aufzunehmen. Mögen Sie mich des Herrn Grafen von Metternich Excell. gelegentlich gehorſamſt empfehlen.

Im May findet mich ein Brief von Ihnen wohl in Carlsbad.

1315.

An F. v. Müller.

Ew. Hochwohlgeb.

theile eine kleine Tragödie[1] mit, die viel Verdienſt hat und, wohl geſpielt, auf unſerem Theater ihren Effect nicht verfehlen dürfte. Was ſagen Sie dazu? Ich ſollte denken, daß mit Veränderung einiger Stellen das Ganze wohl ohne Verletzung unſerer Gäſte aufgeführt werden könnte.[2]

---

[1] Theodor Körners „Toni"; Goethe hatte ſie und „Die Sühne" am 14. April bei Hofe vorgeleſen; aufgeführt wurde ſie an der Weimarer Bühne zum erſten Male am 6. Juni.

[2] Vergl. Seite 188.

Ich wünſchte es freylich ſehr, weil Theaterſtücke von dieſer Brauchbarkeit gegenwärtig ſehr ſelten ſind. Vielleicht ſprechen Sie Sonntag früh bey mir ein, da ſich denn das Nähere beſprechen läßt.

Mich beſtens und ſchönſtens empfehlend

Weimar
den 17. April 1812. Goethe.

1316.*

An C. G. Körner.

Nachdem ſchon ſo manches Liebe und Gute, verehrter Freund, mir von Ihnen zugekommen, haben Sie mir durch die letzte Sendung eine ganz beſondere Freude gemacht. Die beyden Stücke[1] Ihres lieben Sohns zeugen von einem entſchiedenen Talente, das, aus einer glücklichen Jugendfülle, mit Leichtigkeit und Freyheit, ſehr gute und angenehme Sachen hervorbringt. Dieſe Stücke waren mir beſonders in dem gegenwärtigen Augenblicke höchſt erwünſcht: denn nachdem wir ein herrliches Stück von Calderon, das Leben ein Traum, glücklich aufgeführt, ſo waren wir im Begriff auf den Sandbänken der neueſten dramatiſchen Litteratur zu ſtranden; durch dieſe freundliche Beyhülfe ſind wir aber auch fürs Frühjahr flott.

Wir können die zwey Stücke beſetzen, ohne daß ein Schauſpieler in beyden vorkommt, wodurch ſie zu gleicher Zeit eingelernt werden können und jedes für ſich wieder beſonders abgerundet werden kann. Es freut mich, daß eben jene Heiterkeit der Jugend weder Gift noch Galle in dieſen Productionen aufkommen läßt, ſondern die Gegenſtände ſo behandelt, als wenn ſie in der moraliſchen und

[1] „Toni“ und „Die Sühne“.

äſthetiſchen Welt abgeſchloſſen wären, ohne mit der politiſchen in Verbindung zu ſtehen ...

Ich billige es ſehr, daß Ihr lieber Sohn kleinere Stücke macht, und Gegenſtände wählt, die ſich in wenigen Perſonen ausſprechen. Die Breite giebt ſich ohnehin nach und nach und man macht nicht ſo unendliche faux-frais, als wenn man aus der Breite in die Enge gehen will; was hat ſich nicht Schiller für Schaden gethan, als er ſo vaſte Conceptionen dramatiſch und theatraliſch behandeln wollte. Seine meiſten Stücke, wie ſie zuſammengeſchnitten werden mußten, ſehen jetzt rhapſodiſch aus und die koſtbaren Einzelnheiten, die nur ſchroff neben einander ſtehen, machen uns zwar immer erſtaunen, aber ſie verfehlen den reinen äſthetiſchen Effeckt, der nur aus dem Gefühl des Ganzen entſpringt.

Wenn Sie mir etwas von des jungen Mannes Luſtſpielen ſchicken wollen, wird es mir ſehr angenehm ſeyn, damit ich ihn auch von dieſer Seite kennen lerne. Ich wünſche, daß er ſeine Gegenſtände immer ſo richtig greife, wie in den beyden vorliegenden Stücken.

Was die Verſe betrifft, ſo haben auch dieſe eine erwünſchte Facilität und Klarheit; dabey mag der liebe junge Dichter ja feſthalten und nicht künſteln. Nirgends iſt die Pedanterey, und alſo auch die rhythmiſche, weniger am Platze, als auf dem Theater. Da verlangt man unmittelbare Wirkung, und alſo die größeſte Deutlichkeit.

Hat er aber ein Stück fertig und will ſich ſelbſt ein wenig controlliren, ſo ſuche er allen hiatus wegzubringen, ſo wie im Jambus die kurzen Sylben an den langen Stellen.

Da er, wie ich aus ſeinen kleinen Gedichten weiß, die lyriſchen Sylbenmaaße in ſeiner Gewalt hat, ſo bringe er ſie, wie er auch hier gethan, ins rhythmiſche Drama: er mache ſich jene Sylbenmaaße zu eigen, die in Schlegels Calderon und in Werners Stücken vorkommen, und bediene

ſich deren nach ſeinem Gefühl, ſo wird er ſie gewiß an die rechte Stelle ſetzen.

Verzeihen Sie, daß ich gewiſſermaßen nur vom Techniſchen ſpreche, dieß iſt aber, wie ſie wiſſen, unter Handwerksgenoſſen der Brauch; denn daß ſich das Werk übrigens durch Gehalt und Form empfehle, wird, wie hier der Fall iſt, vorausgeſetzt.

Will Ihr lieber Sohn mir künftig ſeine Plane mittheilen, nur ganz kurz, Scene vor Scene mit wenig Worten des intentionirten Inhalts; ſo will ich ihm gern darüber meine Gedanken ſagen; denn wer vergreift ſich nicht einmal an einem Stoff! wer verliebt ſich nicht einmal in einen undankbaren Gegenſtand! und ſo haben die ſchönſten Talente Mühe und Zeit verloren.

Ich behalte noch manches in petto, was zu ſeiner Förderniß dienen kann; denn es iſt immer ein Vortheil, auf dasjenige früher gewieſen zu werden, worauf man ſpäter ſelbſt kommen würde. Leben Sie recht wohl, den 27. April denke ich ſchon nach Carlsbad zu gehn, dort findet mich alſo ein Brief, bey den drey Mohren. Empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen, und laſſen mich die Zeit wiſſen, wenn Sie ohngefähr durch Prag gehen. Es wäre nicht ganz unmöglich, daß wir dort zuſammenträfen.

Mit den herzlichſten Wünſchen

Jena den 23. April 1812. Goethe.

1317.

An F. H. Jacobi.

Deine koſtbare Gabe,[1] theuerſter alter Freund, hat mich in Jena ereilt, in dem Augenblick, da ich im Begriff

[1] Jacobi hatte mit ſeinem Briefe vom 16. April „einige Autographa“ für Goethes Sammlung geſandt.

war nach Carlsbad zu reiſen, woher dir denn auch dieſes zukommt. Leider hat mich Herr von Burgsdorf verfehlt, und ich ermangele alſo näherer Nachricht von dir und deinem Befinden. Die überſandten Blätter ſind mir von unendlichem Werth; denn da mir die ſinnliche Anſchauung durchaus unentbehrlich iſt, ſo werden mir vorzügliche Menſchen durch ihre Handſchrift auf eine magiſche Weiſe vergegenwärtigt. Solche Documente ihres Daſeyns ſind mir, wo nicht eben ſo lieb, als ein Portrait, doch gewiß als ein wünſchenswerthes Supplement oder Surrogat deſſelben. Sende mir daher was du kannſt, und rege mehrere Freunde dazu an; wie leicht giebt jeder den Beytrag eines ſolchen Blattes, das ſonſt verloren ginge und deſſen Werth derjenige vorzüglich zu ſchätzen weiß, deſſen Denkart im Alter eine hiſtoriſche Wendung nimmt.

Dein Büchlein[1] war mir willkommen, weil ich nach deiner Ankündigung daraus deine Überzeugung, die ſich in früheren und ſpäteren Tagen gleich geblieben, und zu eben der Zeit den eigentlichen statum controversiae ſo mancher philoſophiſchen Streitigkeiten erfahren ſollte, deren wunderlichen decurs ich, mit mehr oder weniger Aufmerkſamkeit, ſelbſt erlebt hatte. Dieſen Gewinn habe ich nun auch davon und ſoll dir dagegen der gebührende Dank abgeſtattet ſeyn. Ich würde jedoch die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich dir verſchwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Epheſiſchen Goldſchmiede,[2] der ſein ganzes Leben im Anſchauen und Anſtaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnis-

[1] „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung". Vergl. S. 195.

[2] „Zu Epheſus ein Goldſchmied ſaß", ſo beginnt das durch Schellings Polemik gegen Jacobi (S. 195) angeregte Gedicht „Groß iſt die Diana der Epheſer". Zu Grunde liegt Apoſtelgeſchichte 19, 23—40.

vollen Geſtalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apoſtel ſeinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formloſen Gott aufdringen will. Hätte ich daher irgend eine ähnliche Schrift zum Preis der großen Artemis herauszugeben, (welches jedoch meine Sache nicht iſt, weil ich zu denen gehöre, die ſelbſt gern ruhig ſeyn mögen und auch das Volk nicht aufregen wollen,) ſo hätte auf der Rückſeite des Titelblatts ſtehen müſſen: „Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollſtändiger die Kenntniß werden ſoll, deſto ſtärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenſchaft ſeyn.“

Du erläſſeſt mir, wie billig, eine weitere Ausführung dieſes Textes, denn da du deine Seite ſo gut kennſt, ſo weißt du ja auch alles, was die anderen zu ſagen haben.

Erlaube mir, im dritten Theile meines biographiſchen Verſuchs[1] deiner in allem Guten zu gedenken. Die Divergenz zwiſchen uns beyden war ſchon früh genug bemerklich, und wir können uns Glück wünſchen, wenn die Hoffnung, ſie, ſelbſt bey zunehmendem Auseinanderſtreben, durch Neigung und Liebe immer wieder ausgeglichen zu ſehen, nicht unerfüllt geblieben iſt.

Lebe wohl, laß mich bald wieder etwas von dir vernehmen und fahre fort meine handſchriftlichen Schätze zu vermehren, die, ſeit jenem ausgeſendeten gedruckten Verzeichniß, anſehnlich zugenommen haben.

Empfiehl mich den lieben Deinen und Herrn Generalſecretaire Schlichtegroll. Möge dir deine Reiſe geiſtig und leiblich zu Nutzen kommen.

Carlsbad den 10. May 1812.

Goethe.

---

[1] „Dichtung und Wahrheit“, 3. Teil, erſchien im Mai 1814.

1318.

An Cotta.

Wie ſehr hätte ich ſeit dem ſiebzehnten vorigen Monats gewünſcht, daß der edle Schiller noch leben möchte; er war bey unſern Angelegenheiten ein ſo lieber als glücklicher Mittelsmann. Was mich betrifft; ſo fühl ich immer aufs neue wie peinlich es iſt, mit Perſonen, mit denen man nur in ſittlichem Verhältniß zu ſtehen wünſcht, über öconomiſche Gegenſtände zu handeln. Daher lies uns auch wohl beyde unſere letztere Zuſammenkunft unbefriedigt und ich fühle mich gedrungen, nunmehr nachzuhohlen, was ich damals zu eröffnen verſäumte.

Ich kann nämlich meine biographiſchen Arbeiten vorerſt nicht weiter publiciren, wenn Ew. Wohlgeb. den Band nicht mit zweytauſend Thalern honoriren können, ſo daß ich auch auf den erſten fünfhundert Thaler Nachſchuß erhielte. Ich beziehe mich auf alles, was ich früher über meine Lage eröffnet und füge nur ſoviel hinzu: daß abermals dringende Umſtände meine Erklärung beſchleunigen, mit der ich ungern hervortrete.

Darf ich Sie um eine baldige Antwort erſuchen?[1] da ich, im bejahenden Falle, Anfangs Auguſt nach Weimar zu gehen, im verneinenden meinen Sommer und Herbſtbeſchäfftigungen eine andere Richtung zu geben gedencke.

Hochachtend und vertrauend!

Carlsbad, d. 10. May 1812.
bey den drey Mohren.

Goethe.

---

[1] Cotta erwiderte am 28. Mai: „Euer Excellenz können von mir verſichert ſeyn, daß ich immerhin das Aeußerſte thun werde Ihre Wünſche zu erfüllen und ſo habe ich alſo noch Rthlr. 500 für Honorar Nachſchuß der Biographie 1°, ſo wie für die folgenden Theile jeden à 2000 Rthlr. nach Ihrem gnädigen vom 10ten bemerkt — unerachtet ich Sie verſichern kan, daß der Kaufmann hier ganz leer ausgehet."

1319.*

An C. G. Körner.

Ihr lieber Brief, theuerſter Freund, iſt mir in Carlsbad gleich nach meiner Ankunft geworden und hat mich deſſen Inhalt ſehr erfreut. Nun erhalte ich von Weimar ein Schreiben[1] aus dem ich eine Stelle ſogleich mittheilen muß.

„Die Sühne iſt geſtern ſehr gut gegeben worden und hat auſſerordentliche Senſation gemacht. Das Stück packte ſchnell und ging ſchnell vorüber, deswegen mir es lieber ward, als der vierundzwanzigſte Februar.[2] Die Herzogin wollte den Verfaſſer wiſſen."

Ich war von der guten Wirkung voraus überzeugt und tröſtete mich deshalb, daß ich weggehen mußte ohne Leſeprobe von beyden Stücken halten zu können. Das zweyte wird eben ſo reüſſiren; es iſt vollkommen paſſend ausgetheilt; Frau von Heygendorf hat die Heldin übernommen ...

Nach Vorſtellung des zweyten Stücks ſoll der Name des Verfaſſers publicirt werden, wenn er inzwiſchen nicht ſonſt auskommt. Ich habe es durchaus vortheilhaft gefunden, die erſten Stücke eines jungen Autors ohne ſeinen Namen zu geben, damit ſich nichts perſönliches in den Empfang miſche.

Ob ich ſo glücklich ſeyn kann Sie im halben Juli in Prag zu ſehen, hängt noch von vielen Zufälligkeiten ab; Sie ſind überzeugt, daß ich es herzlich wünſche. Vor Johanni werde ich darüber das Nähere ſagen können.

Wenn Ihr lieber Sohn, nach ſeinem Aufenthalt in dem großen Wien, eine Zeitlang in dem kleinen Weimar ausruhen will, ſo ſoll er uns ſehr willkommen ſeyn. Ich

[1] Von Kirms.
[2] Von Werner.

wünſche, daß ihn alsdann unſer Theater anregt, etwas auf der Stelle zu ſchreiben, um es ſogleich aufgeführt zu ſehen, wozu ihm denn die beyden erſten Stücke ganz freundlich vorleuchten werden.

Das beſte Lebewohl! Goethe.

C. B. den 14. May 1812.

1320.*

An Zelter.

... Von mir ſelbſt und meinem Thun habe ich weiter nichts zu ſagen, da Sie zu Michaelis wieder ein biographiſches Bändchen aufſuchen wird. Betrachten Sie es freundlich. Es iſt freylich nur der tauſendſte Theil von dem, was in jener Epoche auf mich losgehämmert und in mir gewaltig widerſtanden und entgegengewirkt hat; da aber eigentlich eine ſolche Schrift nicht zu ernſthaft werden ſoll, ſo iſt es beſſer, daß man ihr eine gewiſſe ſpecifiſche Leichtigkeit giebt, damit ſie nicht, wie ſo viel anderes Beſſere, für den Augenblick untergehe ...

Beethoven habe ich in Töplitz kennen gelernt.[1] Sein Talent hat mich in Erſtaunen geſetzt; allein er iſt leider eine ganz ungebändigte Perſönlichkeit, die zwar gar nicht Unrecht hat, wenn ſie die Welt deteſtabel findet, aber ſie freylich dadurch weder für ſich noch für andere genußreicher macht. Sehr zu entſchuldigen iſt er hingegen und ſehr zu bedauern, da ihn ſein Gehör verläßt, das vielleicht dem muſicaliſchen Theil ſeines Weſens weniger als dem geſelligen ſchadet. Er, der ohnehin laconiſcher Natur iſt, wird es nun doppelt durch dieſen Mangel.

Und nun nur noch ein herzliches Lebewohl!

Carlsbad den 2. September 1812. G.

[1] In Karlsbad traf Beethoven laut Goethes Tagebuch dann am 8. September ein.

1321.

An C. G. Körner.

Daß Ihr Aufenthalt in Wien glücklich und fröhlich geweſen, vernehme ich mit viel Vergnügen und danke nur mit wenig Worten ſogleich für das überſendete größere Stück. Toni habe ich in dieſen Tagen recht gut und mit Beyfall aufführen ſehen. Zu der kleinen Poſſe[1] haben unſere Schauſpieler gleichfalls Luſt; nur weniges wird abzuändern ſeyn. Das große Stück[2] wird ſchon mehr Bedenken finden. Ich habe auch darin das ſehr ſchöne Talent Ihres lieben Sohnes bewundert. Über die Möglichkeit und Räthlichkeit einer Aufführung[3] deſſelben ſpreche ich alsdann, wenn ich mit mehreren Freunden Rath gepflogen. Vielleicht läßt ſich alles bey Ihres Theodor's Gegenwart hier am Orte arrangiren und abthun. Möge ſein Beſuch von guter Vorbedeutung ſeyn, daß wir uns in Weimar und Dresden öfter als bisher geſchehen, wieder finden und durch wechſelſeitige Einwirkung beleben. Für dießmal ein herzliches Lebewohl und die ſchönſten Empfehlungen an die werthеſten Ihrigen.

Weimar, den 5. October 1812. Goethe.

1322.*

An C. v. Knebel.

. . . Hier intereſſirt uns hauptſächlich die handſchriftlich bekannte Correſpondenz des Herrn Baron von Grimm.[4] Es

[1] „Der Nachtwächter", Erſtaufführung 1. März 1813.

[2] „Zrinn", das Körner am 24. September geſandt hatte.

[3] Sie erfolgte erſt am 12. Oktober 1816.

[4] Grimm und Diderot, „Correspondance littérare"; Goethes Tagebuch verzeichnet vom 10. bis 21. Oktober die Beſchäftigung mit „Grimms Litterar-Correſpondenz."

bleibt immer ein höchſt bedeutendes Werk, ein reiches Document einer einzigen Zeit. Jedermann kann ſich daraus etwas anders zueignen, und doch iſt es nicht ungerecht zu ſagen: man erfährt viel dadurch, aber man lernt nichts daraus.

Ich habe mir den Spaß gemacht, alle Worte auszuziehen, wodurch Menſchen ſowohl als literariſche und ſociale Gegenſtände verkleinert, geſcholten oder gar vernichtet werden, und ich denke daraus ein dictionnaire détractif zu bilden, welches dem dictionnaire des négations des Herrn Pougens zum Supplement dienen mag. Geiſterhebendes findet ſich wenig. Voltaire iſt im Verſchwinden, Rouſſeau im Verborgnen, Buffon macht kein eigentliches Aufſehen, d'Alembert, Helvetius und andere erſcheinen auch nur von ihrer klugen Seite. Die alten Literatoren ſterben achtzigjährig und von dem Neuen ſoll nichts gelten. Die nordiſchen Heroen Catharina, Friedrich, Guſtav, der Erbprinz von Braunſchweig und andere erſcheinen als erbärmliche Tributairs des franzöſiſchen Sprach- und Schwätzübergewichts. Zwey einzige Figuren halten ſich aufrecht in dem ſocialen, politiſchen, religioſen Conflict, wo immer einer den andern zu vernichten ſucht, und die beyden ſind Diderot und Galliani.

Verzeih, daß ich dir vorgreife. Du wirſt es bald ſelbſt in die Hände nehmen und da du viele perſönlich gekannt haſt, manche angenehme Erinnerung haben . . .

Für die Stelle von Calderon[1] danke ich. Sie iſt zart und hübſch. Leider werden wir Deutſche eben ſeine zarte Seite mit unſerer ſchwachen in Rapport ſetzen. Von ſeiner wahren Stärke iſt noch wenig Begriff unter uns (vid. des Herrn Schulze chriſtliche Saalbaderey über den ſtandhaften Prinzen).[2] Das Leben ein Traum iſt wieder fürtrefflich

[1] In der Ueberſetzung von Helmine v. Chezy.

[2] Joh. Schulze „Ueber den ſtandhaften Prinzen des Don Pedro Calderon" (1811).

und glücklich aufgeführt worden.[1] Einſiedel hat den wundervollen Magus überſetzt. Es iſt das Sujet vom Doctor Fauſt mit einer unglaublichen Großheit behandelt.

Für dießmal nicht weiter. Sobald wir Gewißheit haben, wenn Iffland kommt, ſo melde ich's, damit du dich darnach einrichteſt. Und ſomit ein herzliches Lebewohl.

Weimar den 17. October 1812. G.

1323.

An Zelter.

Hier kommt denn auch der zweyte Theil meines wieder aufgefriſchten oder aufgewärmten Lebens, wie man es nennen will. Möge er Sie im Ganzen an mich erinnern und im Einzelnen aufregend ſeyn. Verzeihen Sie, wenn ich dießmal nichts weiter ſage, denn wenn ich länger zaudre, ſo kommt das Büchlein nicht von der Stelle, wie es denn ſchon ſeit acht Tagen auf Abſendung harrt und hofft. Wie vieles in dieſem Werklein iſt unmittelbar an Sie gerichtet! Wäre ich meiner abweſenden Freunde nicht eingedenk, wo nähm ich den Humor her, ſolche Dinge zu ſchreiben?

Ein tauſendfaches Lebewohl!

Jena den 3. November 1812. Goethe.

1324.

An Chriſtiane v. Goethe.

Da man euch liebenswürdige, unruhige Ungethüme doch einmal nicht los wird, man mag ſich ſtellen wie man

[1] In Schlegels Ueberſetzung am 14. September und 14. Oktober.

will, so soll es mir recht angenehm seyn zu hören, daß ihr[1] in der Sonne glücklich angekommen seyd. Laßt mir es melden, und wenn es schön Wetter ist, so kann der Morgen noch zu Spaziergängen und Besuchen, ist es häßlich, zu Revision meiner kleinen Haushaltung angewendet werden. Ich bin sehr zufrieden mit Heinrichen und der Köchinn, ja der Ernst, womit wir die Sache treiben, ist eine Lust und Spaß. Um nicht aus dem Gleise zu kommen, habe ich einen Karpen von Winzerle für mein Geld kommen lassen und die Pohlnische Sauce gleich aus der Tasche bezahlt. Das dient zur Unterhaltung, will aber zugleich soviel sagen, daß ihr hoffentlich soviel mitbringen werdet, um die genaue Wirthschaft für das herrliche Gastmahl zu entschädigen, welches euch bereitet ist, und das ich so eben mit der Köchinn verabredet habe.

Ein Brief, den du inzwischen erhalten hast, hat dir gesagt, daß ich mich wenigstens für den Augenblick an den Languedoc halten muß. Bringe also von diesem ein halb Dutzend Flaschen mit, von dem Elsasser dagegen können wir einige mit zurück nehmen.

Es ist mir sehr angenehm, daß wir gerade am Ende von diesen acht Tagen alles besprechen können. Wenn es sich fortsetzen läßt wie es angefangen ist, so kann es von den schönsten Folgen seyn. Nur bedaure ich euch freylich, daß ihr in Absicht auf die Küche nun leidet; doch kann es euch in diesem Puncte niemals so schlimm ergehn als es mir ergangen ist.

Ein herzliches Lebewohl auf baldiges Wiedersehn.

Jena den 6. Nov. 1812.

G.

[1] Christiane und Caroline Ulrich.

Nachſchrift.

Geſtern Abend habe ich auch Minchen[1] wieder geſehn. Ich überließ es dem Zufall wie ich mit ihr zuſammen kommen ſollte. Der hat ſich auch recht artig erwieſen, und es war eben recht. Sie iſt nun eben um ein paar Jahre älter. An Geſtalt und Betragen u. ſ. w. aber immer noch ſo hübſch und ſo artig, daß ich mir gar nicht übel nehme, ſie einmal mehr als billig geliebt zu haben.

Überhaupt kommt mir dießmal in Jena alles völlig wie vor mehreren Jahren vor. Knebel iſt ganz allerliebſt, und eine gewiſſe vernünftige Thätigkeit und Denkweiſe ſcheint wieder aufzutauchen, da wir bisher unter Beſtialitäten mancherley Art gelitten haben. Wenn des guten Voigts Coffre[2] nicht wäre, ſo wüßte ich nichts zu wünſchen, denn was meine Arbeiten betrifft, ſo iſt für die kurze Zeit genug geſchehn.

1325.*

An C. F. v. Reinhard.

Am 4. November iſt mein zweyter Band von Jena an Sie abgegangen; am 7. fühlten Sie ſich freundlich gedrungen, mir wieder einmal mit heiterer Zutraulichkeit zu ſchreiben. Darauf will ich ſogleich dankbarlich erwidern, und zwar wie es mir nicht oft geſchieht, Ihren Brief vor den Augen und punctweiſe wie Sie geſprochen haben.

Was ich Ihnen jedesmal ſchreibe iſt eigentlich nur zwiſchen uns beyden. Mögen Sie etwas davon irgend

[1] Minna (Wilhelmine) Herzlieb (Bd. V, S. 306) war am 24. Oktober bei Frommanns eingetroffen als Braut von Joh. Gottfried Pfund; die Verbindung wurde jedoch wieder gelöſt.

[2] Das Tagebuch berichtet am 4. Oktober: „Profeſſor Voigt von Gotha kommend, der ſeinen Koffer verloren hatte.“

jemandem mittheilen, ſo werde ich ſo wenig dazu ſcheel ſehen, als wenn Sie ein zwiſchen uns zweyen angefangenes Geſpräch in Gegenwart eines dritten fortſetzen. Das Recht, das Sie ihm geben, geſtehe ich ihm gern zu.

Von der Kaiſerinn von Öſtreich[1] habe ich mir abgewöhnt zu reden. Es iſt immer nur ein abſtracter Begriff, den man von ſolchen Vollkommenheiten ausdrückt, und da mich im Innerſten eigentlich nur das Individuelle in ſeiner ſchärfſten Beſtimmung intereſſirt, wovon mein zweyter Band wohl auch wieder ein Beleg ſeyn wird; ſo fühle ich mich im Stillen glücklich, eine ſolche ungemeine Perſonalität im Buſen immerfort wieder aufzubauen und mir ſelbſt wieder darzuſtellen, da ich das Glück gehabt habe, ihre beſonderen Züge mir zu vergegenwärtigen und ſie feſtzuhalten.

Mein allerliebſtes Abenteuer mit Fräulein Sophie[2] giebt zu ſehr ernſthaften Betrachtungen Anlaß. Die wahren Tugenden und die wahren Mängel eines Menſchen kommen nie zur Evidenz, und was man von ihm hin und wieder trägt, ſind alberne Mährchen. Bey ſehr vielen Gebrechen, die ich wohl eingeſtehe, war Undankbarkeit gegen ſchöne Augen und Gefräßigkeit nie mein Fehler. Es ſind mir oft Geſchichten erzählt worden, was ich ſollte gethan und geſagt haben, und da habe ich auch nicht eine darunter gefunden, die mich gefreut hätte, die im Guten oder Böſen, zu meinem Vortheil oder Nachtheil, in dem Sinn meiner Natur und meiner Art zu ſeyn wäre erfunden geweſen.

Ich könnte dieſen Halb-Ernſt mit einem Ganz-Ernſt ſchließen. — Grüßen Sie indeſſen das ſchöne Kind und laſſen Sie uns allſeits auf ein fröhliches Wiederſehen hoffen ...

---

[1] Vergl. Seite 124 f.

[2] Sophie v. Reinhard — „die Sie in Carlsbad als ein kleines naſeweiſes Ding von ſechs Jahren gekannt haben“, ſo hatte Reinhard am 7. November geſchrieben und hinzugefügt, die Gräfin Potocka habe durch jemand, der Sophie zu

Daß Moskau verbrannt ist,[1] thut mir gar nichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben. Delhi[2] ging auch erst nach der Eroberung zu Grunde, aber durch die †††† der Eroberer, Moskau geht zu Grunde nach der Eroberung, aber durch die †††† der Eroberten. Einen solchen Gegensatz durchzuführen würde mir außerordentlichen Spaß machen, wenn ich ein Redner wäre. Wenn wir nun aber auf uns selbst zurückkehren und Sie in einem so ungeheuern, unübersehbaren Unglück Bruder und Schwester und ich auch Freunde vermisse, die mir am Herzen liegen, so fühlen wir denn freylich, in welcher Zeit wir leben und wie hoch ernst wir seyn müssen, um nach alter Weise heiter seyn zu können.

Hier muß ich Lodern[3] nennen, mit dem ich in einer sehr schönen Lebensepoche vertraut und glücklich war; der von Jena nach Halle zog und von da wegen irgend einer chirurgischen Operation auf kurze Zeit nach Polen reiste und dadurch zufällig dem 14. October und den übrigen sämmtlichen angenehmen October Tagen entging, und sich deshalb glücklich pries, nicht zurückkehrte, erst in Petersburg verweilte, dann in Moskau fußte und jetzt von dem Strome des Zeitgeschicks dort so wunderlich als fürchterlich ereilt wird.

Was mir in meinem Leben Ähnliches[4] begegnete ist nur eine Comödie dagegen. Ich zog mich mit den unbesiegt-krebsgängigen Preußen von Valmy auf Hans, und von

---

Dresden an einer Tafel an Goethes Seite gesehen, erfahren: „Sophie habe mit ihren schönen großen Augen bewundernd nach Goethe hinaufgeblickt, während er sich das Essen recht gut habe schmecken lassen, was man sehr unsentimentalisch gefunden."

[1] Reinhard hatte geschrieben: „Ueber den Brand in Moskau und über die Aufschlüsse, die wir über dieß übelberechnete, beispiellose Ereigniß erhalten, lassen Sie mich schweigen."

[2] Delhi oder Dehli, einst die größte Stadt Indiens und Residenz der Großmogule.

[3] Justus Christian Loder (1758—1832) war 1778—1803 Professor der Anatomie in Jena gewesen. (Zuerst erwähnt Bd. II, S. 211.)

[4] Vergl. Bd. IV (S. 1—82) und „Campagne in Frankreich".

da immer so fort über die Aisne und Mosel nach Luxemburg und Trier bis Koblenz zurück. Da mochte ich dieses brillante kriegerische Schicksal nicht mehr theilen und ging den Rhein hinab nach Düsseldorf. Kaum hatte ich da vierzehn Tage in seligen Familienscenen zugebracht, so wurde ich mit der großen Emigranten Masse (lauter Edel- und guten Leuten, die kein schwarz Brod aßen) über Münster und Paderborn dergestalt ungeschickt in das Herz von Deutschland getrieben, daß ich, in Cassel, des Nachts im Wirthshaus anfahrend, deutsch reden mußte, um vom Kellner aufgenommen zu werden.

Verzeihen Sie diese Reminiscenzen und geben Sie den langen Jenaischen Abenden die Schuld, daß ich Ihnen solche vorerzähle: denn was haben Sie nicht aus jenen Zeiten zu entgegnen!

Wie mir nach solchen Betrachtungen die Legenden- und Sagen Almanache[1] munden, ermessen Sie von selbst am besten. Die Talente der Dichterinnen und des bildenden Künstlers müssen wir wohl gelten lassen. Daß sie aber unter einander gerade ihre Fehler und Mängel hegen und pflegen, kann ich nicht gut heißen. Verargen darf ich es jedoch um so weniger, als das deutsche Publicum, ein ägyptischer Brut Ofen, über solchen Windeyern am liebsten brütet.

Möge Ihnen und den Ihrigen der feste Grund und Boden wie den Nachkommen jener alten Heiligen gedeihen!

So weit war ich mit dem redlichen Commentar, der Paraphrase Ihres lieben Schreibens gelangt, als mir einfiel, noch etwas Eignes[2] hinzuzufügen.

wie immer

Jena den 14. November 1812. G.

---

[1] „Taschenbuch der Sagen und Legenden", herausgegeben von Amalie v. Helvig und Baron de la Motte-Fouqué (Berlin 1812).

[2] Das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser".

Daß manches im Literariſchen vorgeht, was mir nicht gefällt, darf ich wohl nicht betheuern, daß ich mich manchmal darüber auch wohl äußern könnte und ſollte, da ich denn doch auch ein public character bin, will ich nicht in Abrede ſeyn. Dieß iſt nun aber einmal nicht meine Art, dagegen meine größte Luſt, ein Schnippchen, nicht in der Taſche, ſondern am Kamin zu ſchlagen, wenn ich mir's mit guten Freunden ſo leidlich als möglich behagen laſſe. Soviel zu Entſchuldigung des vorſtehenden Spaßes! Und nun kein Wort mehr, als daß ich Ihnen herzlich ergeben bin.

1326.*

An Chriſtiane v. Goethe.

Wir können nicht anders ſagen, als daß vor wie nach alles ſehr gut geht; die Köchinn ſowohl als Heinrich gehen in ihrer Regel fort, und ſo weiß man täglich und wöchentlich, woran man iſt, worauf denn doch am Ende alles ankommt. Meine Geſchäfte und Ausarbeitungen machen ſich auch gut, ja es thut ſich ſogar noch manches unerwartet Angenehme hervor . . .

Wir vernehmen, daß große Bewegungen in Jena waren, wegen Tag und Stunde des Tanzens, auch ſind uns die allerverſchiedenſten Nachrichten davon zugekommen. Nun aber ſcheint es gewiß, daß Sonntag ein Thé dansant ſeyn ſoll, und ich erwarte daher die ſo liebe als unruhige Nachbarſchaft Sonntags früh, damit ja nicht die Weimaraner in Nichtachtung des Theaters den Jenenſern ein böſes Beyſpiel geben.

Wie es hernach zu halten ſey, wird ſich beſprechen laſſen, vorzüglich aber will ich anrathen, daß an Victualien und ſonſt allem Guten, ein hinreichender Transport mit herüber

komme; damit nicht, wie ſchon mehr geſchehn, mein Ende das Mittel und den Anfang aufzehre ...

Denn übrigens wollen wir an unſerm Leibe und Gaumen nicht ſparen, noch auch ſonſt knickern, deswegen ſende und bringe noch etwas Languedoc, welcher nun einmal an der Tagesordnung iſt.

Hiermit wollen wir denn abgeſchloſſen haben; denn ich wüßte nichts weiter hinzuzuthun. Sehr angenehm würde es mir ſeyn, zu vernehmen, wie Romeo und Julie[1] reüſſirt, wie es mit dem Herbſttag[2] abgelaufen. Ich weiß recht wohl, daß ihr ein ſo raſches Leben habt, daß ihr an Abweſende nicht denken könnt; aber daß ihr, ſo wie der Aſſeſſor,[3] von den unendlich langen Tagen auch nicht einmal eine Viertelſtunde abmüßigen könnt, um mich in den unendlich langen Jenaiſchen Winterabenden einigermaßen zu unterhalten, kann ich nicht gut finden. Ihr ſolltet bedenken, daß es mit den Äugelchen nicht mehr gehn will, die man denn doch am Ende zu Hülfe rufen müßte, wenn ihr gar zu ſorglos ſeyd. Mit dieſer Drohung empfehle ich mich zum ſchönſten.

Jena den 17. Nov. 1812. G.

1327.

An B. G. Niebuhr.

Als ich Ihren liebwerthen Brief in Carlsbad erhielt, wünſchte ich mir nichts mehr, als daß auch Ihr zweyter Theil[4] zugleich mit angekommen wäre: denn dort iſt mir erlaubt, eine Folge von Tagen auf Einen Gegenſtand zu

[1] In Goethes Bearbeitung am 14. November aufgeführt.
[2] Iffflands „Herbſttag", am 16. November gegeben.
[3] Auguſt.
[4] Der „Römiſchen Geſchichte".

verwenden; und welcher verdiente es mehr als Ihr Werk? Nun bin ich ſchon wieder acht Wochen in Weimar, drey in Jena und hatte ſelten das Glück, wenige Stunden hinter einander meine Gedanken auf Einen Punct zu richten. Auch gegenwärtig erlange ich nur durch einen Anlauf, durch eine eigne Reſolution, daß ich mich mit Ihnen unterhalten kann.

Mein Intereſſe an Ihren Bemühungen iſt immer daſſelbe und es iſt immer im Wachſen. Laſſen Sie mich das Allgemeine ſtatt des Beſonderen ausſprechen! Das Vorübergegangene kann unſerm innern Aug und Sinn als gegenwärtig erſcheinen durch gleichzeitige ſchriftliche Monumente, Annalen, Chroniken, Documente, Memoires, und wie das alles heißen mag. Sie überliefern ein Unmittelbares, das uns, ſo wie es iſt, entzückt, das wir aber auch wohl wieder, um andrer willen, aus hunderterley Trieben und Abſichten vermitteln möchten. Wir thun's, wir verarbeiten das Gegebene, und wie? als Poeten, als Rhetoren! Das iſt von jeher geſchehn, und dieſe Behandlungsarten äußern große Wirkung; ſie bemächtigen ſich der Einbildungskraft, des Gefühls, ſie füllen das Gemüth aus, beſtärken den Charakter und erregen die That. Es iſt eine zweyte Welt, welche die erſte verſchlungen hat. Denke man ſich nun die Empfindungen der Menſchen, wenn dieſe Welt zerſtört wird und jene nicht dem Anſchauen vollkommen entgegentritt.

Höchſt erwünſcht iſt jedem, der zu dem Uranſchauen zurückkehren möchte, die Kritik, die alles Secundäre zerſchlägt und das Urſprüngliche, wenn ſie es nicht wieder herſtellen kann, wenigſtens in Bruchſtücken ordnet und den Zuſammenhang ahnden läßt. Aber das wollen die Lebe-Menſchen nicht, und mit Recht.

Laſſen Sie mich hier eine Kluft überſpringen! Hätten wir zuſammengelebt, hätte ich das Glück gehabt, von Ihren Unterſuchungen ſeit Jahren unterrichtet zu ſeyn, ſo würde ich Ihnen gerathen haben, nach Weiſe des edlen und lieben St. Croix,[1] Ihre Schrift zu betiteln:

Kritik der Schriftſteller, welche uns die römiſche Geſchichte überlieferten.

Für mich aber iſt das Buch das Buch, und, wie Sie wiſſen, ſind die Titel eine moderne Erfindung. Nehmen Sie alſo meine Freude, daß Sie in allen Hauptpuncten, was Welt und Völker betrifft, meines Sinnes ſind, nehmen Sie meinen Dank, daß Sie mir die römiſche Geſchichte wieder genießbar gemacht haben, indem Sie Sich zur Pflicht machen, die ſtationairen und retrograden Epochen derſelben in's vollſte Licht zu ſetzen. Denn welcher geiſtreiche Menſch wird leugnen, daß es ihn in ſeiner Vorſtellung genirt habe, wenn eine ſolche hundertfache Ilias und ſo unendliche herrliche Helden, die viertauſend[2] Fabier mit eingeſchloſſen, nichts weiter in vierhundert Jahren zu Stande gebracht, als daß die Stadt, der Staat, der eben erſt, nach unendlichen Bemühungen, mit den Philiſtern von Veji fertig geworden, auf die allerkleinſtädtiſcheſte Weiſe am Allia zu Grunde geht, ſo daß ſie ganz wieder von vorne anfangen müſſen.

Sieht man nun aber die Sache recht klar und deutlich nach Ihrer Darſtellung, ſo gereicht dieß jenem Volke keineswegs zur Schmach, ſondern zur Ehre. — Ich muß zu einem andern Puncte überſpringen.

---

[1] Es iſt G. de Clermont-Lodève, Baron de Saint-Croix (1746—1809) gemeint.
[2] Tatſächlich vierhundert.

Sie geben den Ariſtokraten die ganze Schuld des Krebsganges, Sie nehmen Sich der plebs an, und das iſt ganz recht und dem unparteiiſchen Forſcher erlaubt zu einer Zeit, wo weder die eine noch die andre mehr exiſtirt.

Noch ein Allgemeines, damit ich nur zu Ende komme! Jeder anfangende Staat iſt ariſtokratiſch; er kann ſich nur erweitern durch die Menge, die man abhält und niederhält, bis ſie ſich in gleiche Rechte ſetzt; und von dem Augenblicke an wird die Monarchie verlangt, die denn auch nicht fehlen kann, und von da aus kann ſich's auf mancherley Weiſe wieder zurück und vorwärts wälzen. Denn alle drey Zuſtände (Zuſtand iſt ein albernes Wort; weil nichts ſteht und alles beweglich iſt) alle drey Verhältniſſe leiden eben an dem Beweglichen, welchem das Rechte und Große, wie das Schlechte und Loſe, zum Spiele dient, damit ja alles geſchehe.

Auf die Weiſe wie vorſteht (ich ſehe nur einen Augenblick zurück), wenn ſie gleich etwas wunderlich iſt, hoffe ich doch, Sie zu überzeugen, daß man nicht einen innigern Antheil nehmen kann an Ihren Arbeiten, ſelbſt in's beſonderſte. Ihre beyden Bände, und ſo der dritte, ſo die folgenden, werden mich ſtets begleiten, wohin mich auch mein bewegliches Jahr führt, und weder Sie noch ich können vorausſehn, was ich Ihnen alles verdanke; das Tüchtig-Regſame iſt ganz allein wohlthätig! —

Berg und Thal kommen nicht zuſammen, aber wohl die wandelnden Menſchen! und warum ſollte ich nicht hoffen dürfen, Ihnen irgendwo zu begegnen? Laſſen Sie mich dieſem Blatte, wie ich ſo gern einem jeden, das von mir ausgeht, thun möchte, die clausulam salutarem hinzufügen: daß es Ihnen wo nicht einſichtig und zulänglich, doch herzlich und wohlgemeynt erſcheinen möge.

Mit herzlichen Wünſchen! Goethe.

Jena den 23. November 1812.

1328.

An Gräfin Josephine O'Donell.[1]

Hier bin ich nun, verehrte Freundinn, wo Sie mich wissen wollten; in dem Kreise, dem ich mich seit so vielen Jahren gewidmet habe. Ich wäre sehr undankbar, wenn ich nicht zufrieden seyn, und sehr unruhig, wenn ich mich wo anders hinsehnen wollte; doch erlaube ich mir oft, in Gedanken zwischen dem goldenen Schiffe[2] und dem Herrnhause hin und her zu wandeln; so wie zwischen Töplitz, Culm und manchen andern schönen Gebirgsgegenden. — Ich befinde mich so wohl als ich's verlangen kann, habe seit jener Zeit an keinem entschiedenen Übel gelitten und schicke mich, wie billig, in das, was die Jahre nicht mehr bringen, sondern nehmen. Ich sage das, um Ihre freundliche Theilnahme zu erwidern, und wünsche nun auch zu vernehmen, daß Sie Sich wohl befinden; möchten Sie bald Lust und Freyheit haben, mir es zu sagen und mir dabey zugleich versichern, daß unsere allverehrteste Frau und Herrin[3] Sich

[1] Geborene Gräfin Saisruck, Witwe des österreichischen Finanzministers Graf Joseph O'Donnell. Sauer in „Goethe und Oesterreich" schildert sie als eine echte Wienerin und berichtet: „Französisch gebildet stand sie der deutschen Literatur fast ebenso fern wie ihre Herrin; aber es beweist doch, daß der österreichische Adel von der neuen literarischen Bewegung ergriffen war, wenn wir hören, daß ihr Gatte ihr „Hermann und Dorothea" vorgelesen habe. Durch ihren Stiefsohn, den vortrefflichen Grafen Moritz O'Donell, den Schwiegerenkel des Fürsten de Ligne, den Freund Adam Müllers, ward sie in die romantischen Kreise hineingezogen. Eine durchaus tüchtige, treue Natur war sie der Freundschaft würdig, die ihr Goethe in wahrer Anhänglichkeit widmete."

[2] Goethes Wohnung in Teplitz.

[3] Marie Louise, Kaiserin von Oesterreich, die Goethe in Karlsbad 1810 (S. 124) in mehreren Gedichten gefeiert hatte. Am 9. Juli 1812 hatte Goethe aus Teplitz an Christiane geschrieben: „Fast alle Morgen habe ich das Glück gehabt, der Kayserin vorzulesen. Sie spricht meistens dazwischen und äussert sich über die bedeutendsten Gegenstände mit ausserordentlichem Geist und Originalität. Man kann sich kaum einen Begriff von ihren Vorzügen machen. Ihr werdet über gewisse Dinge, die ich zu erzählen habe, erstaunen, beynahe erschrecken. Schon dreymal war

im vollkommenſten Wohlſeyn befinde: denn, ich will gern geſtehn, ich kann's immer noch nicht verwinden, daß ich Sie zuletzt leidend geſehen habe. Die Empfänglichkeit für ſinnliche Eindrücke, der ich ſo viel Gutes verdanke, zieht mir dieſes Übel zu, das ich mit einem ſchmerzlichen Vergnügen ertrage, weil ich mich ebenſo deutlich erinnere, wie herrlich Sie in dieſen Augenblicken erſchien.

Da Sie nun aber allerley Wunderliches von mir gewohnt ſind, ſo muß ich Ihnen erzählen und vertrauen, daß ich mir ſeit einiger Zeit, obgleich ungern und mit Mühe, von unſerer Angebeteten[1] zu ſprechen abgewöhnt habe: denn die bravſten und ſonſt für's Vortreffliche empfänglichen Menſchen enthielten ſich nicht, mir zu verſichern, ich rede enthuſiaſtiſch, wenn ich nichts als die reine Proſa zu ſprechen glaubte. Es kann zwar ſeyn, daß wie jener[2] Proſa machte ohne es zu wiſſen, ich unbewußt poetiſch rede. Wäre ich aber auch ein anerkannter Nachtwandler, ſo will ich doch nicht aufgeweckt ſeyn und halte mich daher fern von den Menſchen, welche nur das Wahre zu ſehen glauben, wenn ſie das Gemeine ſehen.

Nach dieſer Klage muß ich mit der Entſchuldigung einer andern wunderlichen Idioſyncraſie hervortreten, die Sie ſchon vor Augen haben, daß ich mich nämlich zu dem Gegenwärtigen einer fremden Hand bediene. Alle meine Freunde haben mich verwöhnt, ſo daß aus einem Mangel eine Gewohnheit, und aus der Gewohnheit eine Untugend

---

ich zur Tafel geladen. Da iſt ſie denn, wo möglich, noch heitrer und anmuthiger als ſonſt; ſie neckt dieſen oder jenen von den Gäſten und reizt ihn zum Widerſpruch und weis der Sache zuletzt immer eine angenehme Wendung zu geben." Am 28. Juli hatte die Kaiſerin im Laufe eines Geſprächs Goethe aufgefordert, ein Luſtſpiel zu machen „in dem das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden" dargeſtellt wurde. Am 30. bereits diktierte Goethe das Luſtſpiel „Die Wette" ſeinem Begleiter Riemer.

[1] Marie Louiſe, Kaiſerin von Oeſterreich.

[2] Jourdain in Molières „Bourgeois gentilhomme."

geworden ist. Ich bin niemals zerstreuter, als wenn ich mit eigner Hand schreibe: denn weil die Feder nicht so geschwind läuft als ich denke, so schreibe ich oft den Schlußbuchstaben des folgenden Worts ehe das erste noch zu Ende ist, und mitten in einem Comma, fange ich den folgenden Perioden an; Ein Wort schreibe ich mit dreyerley Orthographie, und was die Unarten alle seyn mögen, deren ich mich recht wohl bewußt bin und gegen die ich auch nur im äußersten Nothfall zu kämpfen mich unterwinde, nicht zu gedenken, daß äußere Störung mich gleich verwirren und meine Hand wohl dreymal in Einem Brief abwechseln kann. So ist mir's mit Vorstehendem gegangen, das ich zweymal zu schreiben anfing, absetzte und schlecht fortsetzte; jetzt entschließ ich mich zu dictiren, es ist, als wenn ich mit Ihnen spräche, und die Erinnerung Ihrer Persönlichkeit, Ihrer Gestalt, Ihres freundlichen Wesens giebt mir keine Zerstreuung, weil Sie es ja sind zu der ich mich wende, indem ich dieß ausspreche.

Gilt dieses klägliche Bekenntniß, diese unschuldige Entschuldigung vor Ihrem freundschaftlichen Herzen, so wird die Pause zwischen meinen Briefen künftig nicht so lang seyn, alsdenn erleide ich keine Störung von der im Garten dejeunirenden Freundinn, noch von der anständigen ernsten Dame, welche mir Documente zurückfordert, noch von der pfirsichblüthfarbenen Soubrette;[1] allen, denk' ich alsdenn, habe ich etwas zu sagen, das sie nicht verdrießen wird und woraus denn doch auch kein Geheimniß zu machen wäre.

---

[1] Gräfin O'Donell hatte in der „Wette" die Rolle der Leonore spielen sollen, wie aus dem Gedicht „Gräfin O'Donell als Eleonore" ersichtlich ist. Die Soubrettenrolle des Stückchens ist Friederike, und ihren Brief an Goethe vom 10. August 1812 hat die Gräfin auch mit Friederike unterzeichnet. Wie Goethe in obenstehendem Briefe sie dreifach charakterisiert, so hat er ihr in der „Wette" also eine Doppelnatur gegeben.

Sollte ich nun weiter fortfahren und von meinem nächsten Leben etwas erzählen, so wüßte ich es nicht recht anzufangen: denn da Ihnen weder die Localitäten meiner Lebensbühne, noch die Personen des Drama's, in welchem ich den maître Jacques[1] zu spielen die Ehre habe, bekannt sind, so gäbe es keine eigentliche lebhafte Darstellung, und das Allgemeine, die Resultate sind von keinem großen Belang. Acht Wochen war ich in Weimar und drey bin ich nun hier; morgen erwarte ich den Herzog, den eine Jagdpartie über den Schnee in diesen Musensitz führt. Er war bereit, in jenes Album ein freundliches Wort einzuschreiben, welches freylich gleich ein Hoffnungswort, ein Wort des Wunsches werden mußte, daß man in jenem Arcadien nächsten Sommer die goldenen Tage wiederholen möchte.

Der akademischen Ruhe bin ich nunmehr doppelt hold, weil ohne sie dieser Brief kaum zu Stande gekommen wäre. So wird das Natürlichste oft das Schwerste, und das, womit man sich immer beschäftigt, wird selten fertig.

Möchten Sie in vorstehenden fremden Zügen die eigensten Gesinnungen eines wahrhaft ergebenen Freundes erkennen!

Jena, d. 24. Nov. 1812. Goethe.

1329.

An C. G. Körner.

Für Ihren freundlichen Zuruf, durch welchen Sie mir Ihre Theilnahme an meinem zweyten Bande versichern, sey Ihnen herzlicher Dank gesagt. Da ich sehr gern gestehe, es auch aus meinen Confessionen erhellen wird, daß ich

[1] Den viel verwendbaren Maître Jacques, Kutscher und Koch bei Molières „Geizhals".

alle meine früheren Arbeiten um mein selbst willen und für mich selbst unternommen, weshalb ich denn auch wegen mancher wohl zwölf und mehr Jahre geruhig abwarten konnte, bis sie Eingang fanden und einige Wirkung thaten, so will ich doch gern bekennen, daß es mit diesem letzten Werk sich anders verhält. Ich wünsche, daß meine Landsleute, besonders aber meine Freunde, die in höhern und mittlern Jahren sich befinden, daran Freude haben und sich mit mir einer nicht längst vergangenen schönen Zeit fröhlich erinnern mögen. Der wackere Griesbach[1] hat sich noch in seinen letzten Tagen an den Francofurtensien ergötzt; der mir unvergeßliche Salzmann[2] ist um einige Monate zu früh gestorben, so daß ihn mein freundliches Andenken nicht mehr hat erreichen können. Er war zwey und neunzig Jahre alt und hat bis in die letzten Stunden weder den Gebrauch der äußern noch der innern Sinne vermißt. Das hatte ich ihm wohl zugetraut!

Auch wir, mein Bester, haben gute Zeiten zusammen erlebt, und ich habe höchst Ursache, jener Epoche mit Liebe und Treue zu denken; wenn ich nur dazu gelange, sie darzustellen.

Ich danke Ihnen, daß Sie auch dieser Arbeit das Zeugniß eines musicalischen und poetischen Effects geben; doch wer könnte den mehr fühlen als Sie? Auch erwarten Sie mit Recht, daß sich sowohl die Darstellung als Reflexion steigere, ja ich muß mich in Acht nehmen, daß ich nicht zu früh fortgerissen werde. Ist es mir gelungen, den ersten Band kindlich genug zu verfassen, wie ich fast glauben muß, weil ihn die verständigen Leute kindisch genannt haben; sieht man im zweyten den Jüngling, der aus mancherley Leiden hervortritt, so muß sich dieser nach und nach als Mensch und Schriftsteller entwickeln. Resultate sind bald ausgesprochen und meist des Aussprechens nicht werth. Erhalten

[1] Der am 24. März verstorbene Jenenser Professor der Theologie.
[2] Der Straßburger Aktuarius; Bd. I, S. 151.

Sie mir, meinen ältern und neueſten Productionen in Ihrem Kreis ein freundliches Andenken.

Das kleine Luſtſpiel Ihres lieben Sohns, die Braut, iſt vor einigen Tagen[1] mit dem größten Beyfall gegeben worden. Ich war nicht gegenwärtig, ſondern in Jena; allein ich wußte wohl den Effect voraus.

Unſer Wolff,[2] der ſchon im alten Klingsberg die Maske eines Bejahrten ohne Carricatur mit viel Geſchmack angezogen, ſpielte den Vater, Unzelmann den Sohn, und die Arie ward gut geſungen. Nun hoff' ich, die beyden andern kleinen Stücke ſollen auch das Ihrige thun.

Was den Zriny betrifft, über den ſind wir noch nicht einig; in politiſcher und theatraliſcher Hinſicht iſt manches dabey zu bedenken. Es wäre daher wünſchenswerth, wenn man ein Exemplar hätte, wie das Stück in Wien geſpielt worden. Die Arbeit iſt alsdann halb gethan, und gewiß haben ſie dort manches bedacht, was wir auch bedenken müſſen.

Kommt Ihr lieber Sohn von Wien zurück, ſo haben Sie die Güte, mir davon Nachricht zu geben: denn da ich ihn nicht, wie ich wohl wünſchte, bey mir einquatiren kann, ſo müßte man ihn dergeſtalt unterzubringen ſuchen, daß er ohne große Koſten und mit einigem Agrement hier wäre. In dieſen wunderlichen Tagen ſind einem auf mehr als eine Weiſe die Hände gebunden, und auf alles liberale Verfahren, das ſonſt ſo natürlich war, muß man Verzicht thun. Verzeihen Sie dieſe Äußerung; ich habe mir aber feſt vorgenommen, bey allem, worin ich Einfluß habe, nichts dem Zufall zu überlaſſen, damit er allenfalls hinterdrein ſeine Gunſt ausüben könne.

Und nun leben Sie auf's ſchönſte wohl und grüßen die lieben Ihrigen. Goethe.

Weimar den 26. November 1812.

---

[1] Am 23. November.

[2] Pius Alexander Wolff (Bd. V, S. 115).

1330.*

An T. J. Siebeck.[1]

. : . In dem Schweiggerſchen Journal[2] hab ich einen Aufſatz von Pfaff[3] erblickt, der auch gegen meine Farbenlehre gerichtet iſt. Notiren Sie ihn doch zu den übrigen: denn ich fühle jetzt nicht die mindeſte Luſt, die Sache wieder vorzunehmen; ich habe ſie herzlich ſatt und die Herrn noch mehr; erſt lernen ſie von einem, werden auf Dinge aufmerkſam, an die ſie ihr Lebtag nicht gedacht hätten, und dann ſoll es noch Waſſer auf ihre Mühle ſeyn. Ich weiß recht gut, welcher Bach meine Räder treibt, und den ſollen ſie mir nicht abgraben.

Die Bilder, welche der Doppelſpath hervorbringt und die Färbung ihrer Säume habe ich recht gut geſehn und mich viel mit ihnen beſchäftigt. Sie ſagen aber nichts mehr und nichts weniger als die übrigen auch, und ich habe ihrer, ſo wie manches andern nicht erwähnt, weil es mir um die Elemente, um die Anfangsgründe zu thun war, welche dieſe verſchrobenen Köpfe ja nicht einmal faſſen können. Sie möchten einen gern in die Schule ſchicken, in die ſie gehen ſollten. Ich habe dieſes Gelichter in meiner Geſchichte der Farbenlehre ſchon ſo genau geſchildert, daß mir über ſie zu denken oder gegen ſie zu thun nichts übrig bleibt.

Aber über einen anderen Mann habe ich mich neulich betrübt, und ich wünſchte, Sie gäben mir einigen Aufſchluß. Zufälliger Weiſe kommt mir eine Stelle aus der Vorrede von Hegels Logik in die Hände. Sie lautet, wie folgt:

---

[1] Dr. Siebeck aus Reval war ſchon 1806 Goethe näher getreten. Anfang 1812 war er aus Rußland nach Weimar zurückgekehrt und hatte vielfach in der „chromatiſchen Angelegenheit“ in Goethes Gegenwart gearbeitet.

[2] Schweiggers „Journal für Chemie und Phyſik“.

[3] C. H. Pfaff, „Ueber die farbigen Säume der Nebelbilder des Doppelſpats“.

„Die Knoſpe verſchwindet in dem Hervorbrechen der Blüthe, und man könnte ſagen, daß jene von dieſer widerlegt wird; eben ſo wird durch die Frucht die Blüthe für ein falſches Daſeyn der Pflanze erklärt, und als ihre Wahrheit tritt jene an die Stelle von dieſer. Dieſe Formen verdrängen ſich als unverträglich mit einander, aber ihre flüſſige Natur macht ſie zugleich zu Momenten der organiſchen Einheit, worin ſie ſich nicht nur nicht widerſtreiten, ſondern eines ſo nothwendig als das andere iſt, und dieſe gleiche Nothwendigkeit macht erſt das Leben des Ganzen aus.“

Es iſt wohl nicht möglich, etwas Monſtroſeres zu ſagen. Die ewige Realität der Natur durch einen ſchlechten ſophiſtiſchen Spaß vernichten zu wollen, ſcheint mir eines vernünftigen Mannes ganz unwürdig.

Wenn der irdiſch geſinnte Empiriker gegen Ideen blind iſt, ſo wird man ihn bedauern und nach ſeiner Art gewähren laſſen, ja von ſeinen Bemühungen manchen Nutzen ziehen. Wenn aber ein vorzüglicher Denker, der eine Idee penetrirt und recht wohl weiß, was ſie an und für ſich werth iſt, und welchen höheren Werth ſie erhält, wenn ſie ein ungeheures Naturverfahren ausſpricht, wenn der ſich einen Spaß daraus macht, ſie ſophiſtiſch zu verfratzen und ſie durch künſtlich ſich einander ſelbſt aufhebende Worte und Wendungen zu verneinen und zu vernichten, ſo weiß man nicht, was man ſagen ſoll. Herr Troxler[1] hat einen Theil dieſer ſaubern Stelle als Motto gebraucht, da ſie denn, genau beſehen, nichts weiter heißen ſoll, als daß die Herrn, wie Melchiſedek, ohne Vater und Mutter geboren und ihren Vorfahren nichts ſchuldig ſeyen.

Ich bin von ſolchen Arbeitern im Weinberge alles gewärtig und gewohnt. Wenn ich aber auch Hegeln verlieren

[1] „Blicke in das Weſen des Menſchen“.

ſollte, dieß würde mir leid thun. Denn was ſoll man von einer Logik hoffen, in deren Vorrede mit dürren Worten ſtünde: aus falſchen Prämiſſen käme erſt die rechte wahre Concluſion. Ich kann des Buches ſelbſt nicht habhaft werden. Vielleicht nimmt ſich die Stelle im Context beſſer aus. Tröſten Sie mich deshalb, mein Lieber, wenn es möglich iſt ...

Mit den aufrichtigſten Wünſchen für Ihr Wohl und das Wohl der Ihrigen.

Weimar den 28. Nov. 1812.

Nachſchrift.

Mit beyliegendem Briefe könnte mir's gehn, wie ſchon mit mehreren, die ich lebhaft dictirte, weil ich meine Freunde gegenwärtig zu haben glaubte, ſodann aber, wegen einiges Bedenkens, zurückhielt. So veralteten ſie und wanderten zuletzt mit andern unbrauchbaren Blättern in's Feuer. Mündlich geht manches, auch das Heftigere vorüber, das auf dem Papier nicht gebilligt werden kann. Indeſſen da ſich in Deutſchland kein Menſch um meinetwillen öffentlich genirt, ſo ſehe ich gerade nicht ein, warum ich mich in der ſtillen Unterhaltung mit meinen Freunden ſo ſehr geniren ſollte. Ich implorire daher das nobile officium amici und erſuche Sie, dieſen Brief freundlich aufzunehmen, mit Bedacht und gutem Willen zu leſen, ihn für ſich zu behalten, und allenfalls zu verbrennen. Und da nun dieſer Schritt überwunden iſt, ſo thue ich gleich noch einen zweyten und ſende Ihnen einige andre Dinge,[1] damit es doch zwiſchen uns werde wie vormals, da man in glücklicher Nähe ſich alles communiciren konnte und wenn es auch nur ein Tagſcherz geweſen wäre.

Entſchuldigen und lieben Sie den Ihrigen.

Den 29. Nov. 1812. Goethe.

[1] „Groß iſt die Diana der Epheſer" und eine Aeußerung über das Troxlerſche Werk.

1331.

An Zelter.

Dein Brief,[1] mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches deinem Hause widerfahren, hat mich sehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in sehr ernsten Betrachtungen über das Leben, und ich habe mich nur an dir selbst wieder aufgerichtet. Du hast dich auf dem schwarzen Probirsteine des Todes als ein ächtes, geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent seyn, das auf einem solchen Grunde ruht!

Über die That oder Unthat selbst weiß ich nichts zu sagen. Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt Werther wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, sowie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte. Und so sind nun alle die Schiffer- und Fischergeschichten. Man gewinnt nach dem nächtlichen Sturm das Ufer wieder, der Durchnetzte trocknet sich, und den andern Morgen, wenn die herrliche Sonne auf den glänzenden Wogen abermals hervortritt, hat das Meer schon wieder Appetit zu Feigen.

---

[1] Zelter hatte in einem vom 14.—21. November datierten Briefe den am 14. November erfolgten Selbstmord seines Sohnes gemeldet. In der vorstehenden Beantwortung jenes Briefes spricht Goethe Zelter zum ersten Male mit dem brüderlichen Du an — ganz einfach aus seiner Stimmung und seiner Verehrung des Freundes heraus. Zelter ist der einzige, dem Goethe in seinem reiferen Alter diese herzliche Bezeichnung erwiesen hat. Im späteren Verlaufe des Briefes taucht vorübergehend das Sie auf.

Wenn man ſieht, wie die Welt überhaupt und beſonders die junge, nicht allein ihren Lüſten und Leidenſchaften hingegeben iſt, ſondern wie zugleich das Höhere und Beſſere an ihnen durch die ernſten Thorheiten der Zeit verſchoben und verfratzt wird, ſo daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen ſollte, zur Verdammniß wird, unſäglichen äußern Drang nicht gerechnet, ſo wundert man ſich nicht über Unthaten, durch welche der Menſch gegen ſich ſelbſt und andere wüthet. Ich getraute mir, einen neuen Werther zu ſchreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge ſtehn ſollten als über den erſten. Laß mich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die meiſten jungen Leute, die ein Verdienſt in ſich fühlen, fordern mehr von ſich als billig. Dazu werden ſie aber durch die gigantiſche Umgebung gedrängt und genöthigt. Ich kenne deren ein halb Dutzend, die gewiß auch zu Grunde gehn und denen nicht zu helfen wäre, ſelbſt wenn man ſie über ihren wahren Vortheil aufklären könnte. Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapferes Wollen gegeben ſind, damit wir uns nicht allein vom Böſen, ſondern auch vom Übermaaß des Guten zurückhalten.

Laß uns nun übergehn zu den andern Wohlthaten deiner Briefe, und ich danke dir zuvörderſt für die Betrachtungen über meine biographiſchen Blätter. Ich hatte darüber ſchon manches Gute und Freundliche im Allgemeinen erfahren, du biſt der erſte und einzige, der in die Sache ſelbſt eingeht. Ich freue mich, daß die Schilderung meines Vaters eine gute Wirkung auf dich hervorgebracht. Ich will nicht leugnen, daß ich die deutſchen Hausväter, dieſe Lorenz Starke,[1] und wie ſie heißen mögen, herzlich müde bin, die in humoriſtiſcher Trübe ihrem Philiſterweſen freyes Spiel laſſen, und den Wünſchen ihrer Gutmüthigkeit un-

[1] „Herr Lorenz Stark“ von J. J. Engel (Bd. IV, S. 190).

ſicher in den Weg treten, ſie und das Glück um ſich her zerſtören. In den folgenden zwey Bänden bildet ſich die Geſtalt des Vaters noch völlig aus; und wäre ſowohl von ſeiner Seite als von der Seite des Sohns ein Gran von Bewußtſeyn in dieß ſchätzbare Familienverhältniß getreten, ſo wäre beyden vieles erſpart worden. Das ſollte nun aber nicht ſeyn und ſcheint überhaupt nicht für dieſe Welt zu gehören. Der beſte Reiſeplan wird durch einen albernen Zufall geſtört und man geht nie weiter, als wenn man nicht weiß, wohin man geht.

Habe ja die Güte, deine Betrachtungen fortzuſetzen: denn da ich, den Forderungen der Darſtellung gemäß, langſam gehe und gar manches in Petto behalte (worüber denn ſchon manche Leſer ungeduldig werden, welchen es wohl ganz recht wäre, wenn man ihnen die Mahlzeit von Anfang bis zu Ende, wohl geſotten und gebraten, in Einer Seſſion vortrüge, damit ſie ſolche auch geſchwind auf den Nachtſtuhl trügen und ſich morgen in einer andern Reſtaurationsbude oder Garküche, beſſer oder ſchlechter, wie es das Glück träfe, bewirthen ließen), da ich alſo, wie geſagt, hinter dem Berge halte, um mit meinen Landsknechten und Reutern zur rechten Zeit hervorzurücken, ſo iſt es mir doch höchſt intereſſant, zu vernehmen, was du, als ein erfahrner Feldzeugmeiſter, dem Vortrabe ſchon abmerkſt.

Recenſionen dieſes Werkleins habe ich noch nicht geleſen, das will ich auf einmal thun, wenn die zwey nächſten Bände gedruckt ſind. Seit ſo vielen Jahren kann ich ſchon bemerken, daß diejenigen, die öffentlich über mich reden ſollen und wollen, ſie mögen nun guten oder böſen Willen haben, ſich in einer peinlichen Lage zu befinden ſcheinen, und mir iſt wenigſtens kaum ein Recenſent zu Geſicht gekommen, der nicht an irgend einer Stelle die famoſe Miene Veſpaſians angenommen und eine faciem duram gewieſen hätte.

Könnten Sie mich einmal unversehens durch den Rinaldo[1] erfreuen, so wäre es eine große Sache. Ich habe mit der Musik keinen Zusammenhang als durch Sie, deswegen Ihnen auch für den Invocavit und die drey Könige[2] herzlicher Dank gesagt sey, ob ich gleich nur noch mit den Augen genossen habe.

Wie leben hier, mit einem ganz disproportionirten Aufwand auf Musik, doch eigentlich ganz sang- und klanglos. Die Oper, mit ihren alten Inventarien-Stücken und denen für ein kleines Theater zugestutzten und langsam genug producirten Neuigkeiten, kann Niemanden entschädigen. Indessen freut mich's, daß Hof und Stadt sich weiß machen, es sey eine Art von Genuß vorhanden. Der Bewohner einer großen Stadt ist von dieser Seite glücklich zu preisen: denn dorthin zieht sich doch so manches bedeutende Fremde. Madame Milder[3] hätte ich wohl hören mögen.

Auf Alfieri[4] haben Sie einen Kernschuß gethan. Er ist merkwürdiger als genießbar. Seine Stücke erklären sich durch sein Leben. Er peinigt Leser und Hörer, wie er sich als Autor peinigte. Seine Natur war vollkommen gräflich, d. h. stockaristokratisch. Er haßte die Tyrannen, weil er sich selbst eine Tyrannen-Ader fühlte, und das Schicksal hatte ihm eine recht gebührende Tribulation zugedacht, als es ihn durch die Hände der Sansculotten noch leidlich genug bestrafte. Eben diese seine innere Adels- und Hofnatur tritt zum Schlusse recht lustig hervor, da er sich selbst für seine Verdienste nicht besser zu belohnen weiß, als daß er sich einen Orden verfertigen läßt. Konnte er deutlicher zeigen, wie eingefleischt ihm jene Formen waren?

---

[1] Goethes im März 1811 für den Prinzen von Gotha verfaßtes, vom Kapellmeister Winter komponiertes Gedicht „Rinaldo" („Zu dem Strande! zu der Barke!")

[2] Am 9. September hatte Zelter seine Kompositionen zu Goethes „Invocavit" und „Die heiligen drei Könige" gesandt.

[3] Pauline Anna Milder-Hauptmann.

[4] Graf Vittorio Alfieri (1749—1803).

Eben ſo muß ich einſtimmen in das, was Sie von Rouſſeau's Pygmalion ſagen. Dieſe Production gehört allerdings zu den monſtroſen und iſt höchſt merkwürdig als Symptom der Hauptkrankheit jener Zeit, wo Staat und Sitte, Kunſt und Talent mit einem namenloſen Weſen, das man aber Natur nannte, in einen Brey gerührt werden ſollte, ja gerührt und gequirlt ward. Dieſe Operation ſoll, hoff ich, mein nächſter Band zum Anſchauen bringen: denn ward ich nicht auch von dieſer Epidemie ergriffen, und war ſie nicht wohlthätig ſchuld an der Entwickelung meines Weſens, die mir jetzt auf keine andre Weiſe denkbar iſt?

Nun muß ich noch Ihre Anfrage wegen der erſten Walpurgisnacht erwidern. Es verhält ſich nämlich folgendermaßen. Unter den Geſchichtforſchern giebt es welche, und es ſind Männer, denen man ſeine Achtung nicht verſagen kann, die zu jeder Fabel, jeder Tradition, ſie ſey ſo phantaſtiſch, ſo abſurd als ſie wolle, einen realen Grund ſuchen, und unter der Märchenhülle jederzeit einen factiſchen Kern zu finden glauben.

Wir ſind dieſer Behandlungsart ſehr viel Gutes ſchuldig: denn um darauf einzugehn, gehört große Kenntniß; ja Geiſt, Witz, Einbildungskraft iſt nöthig, um auf dieſe Art die Poeſie zur Proſa zu machen. So hat nun auch einer der deutſchen Alterthumsforſcher die Hexen- und Teufelsfahrt des Brockengebirgs, mit der man ſich in Deutſchland ſeit undenklichen Zeiten trägt, durch einen hiſtoriſchen Urſprung retten und begründen wollen. Daß nämlich die deutſchen HeydenPrieſter und Altväter, nachdem man ſie aus ihren heiligen Hainen vertrieben und das Chriſtenthum dem Volke aufgedrungen, ſich mit ihren treuen Anhängern auf die wüſten unzugänglichen Gebirge des Harzes, im Frühlings Anfang begeben, um dort, nach alter Weiſe, Gebet und Flamme zu dem geſtaltloſen Gott des Himmels und der

Erde zu richten. Um nun gegen die ausspürenden bewaffneten Bekehrer sicher zu seyn, hätten sie für gut befunden, eine Anzahl der Ihrigen zu vermummen, und hiedurch ihre abergläubischen Widersacher entfernt zu halten, und, beschützt von Teufelsfratzen, den reinsten Gottesdienst zu vollenden.

Ich habe diese Erklärung vor vielen Jahren einmal irgendwo gefunden, ich wüßte aber den Autor nicht anzugeben. Der Einfall gefiel mir, und ich habe diese fabelhafte Geschichte wieder zur poetischen Fabel gemacht.

Und nun das herzlichste Lebe wohl! Wie sehr wünschte ich mich statt dieses Blatts in deine Nähe!

Weimar d. 3. December 1812. G.

1332.*

An Zelter.

... Ifflanden erwarten wir noch vor dem neuen Jahr. Ich freue mich sehr, ihn nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen und die große consequente Ausführung zu bewundern, durch die er jede Rolle zu adeln weiß. Es ist wohl eine der seltensten Erscheinungen, und ich glaube, daß sie noch bey keiner andern Nation Statt gefunden, daß der größte Schauspieler sich meistens Rollen aussucht, die ihrem Gehalt nach seiner unwürdig sind und denen er durch sein Spiel den höchsten augenblicklichen Werth zu verschaffen weiß. Genau betrachtet hat ein solches Verfahren auf den Geschmack des Volks einen höchst ungünstigen Einfluß: denn indem man genöthigt wird, unter einer gegebenen Bedingung dasjenige zu schätzen, was man sonst nicht achtet, so kommt ein Zwiespalt in unser Gefühl, der sich bey der Menge gewöhnlich zu Gunsten des Geringen und Verwerflichen schlichtet, das sich unter dem Schutze des Vortrefflichen eingeschlichen hat, und sich nunmehr als vortrefflich behauptet.

Wir wollen aber dieſe Betrachtung für uns behalten; ſie nützen der Welt nicht, die immer in ihrem Wuſte hingehn mag.

Indeſſen ich nunmehr am dritten Theile meiner Biographie ſchreibe, gelange ich zu den erſten Wirkungen Shakeſpears in Deutſchland. Ob ſich wohl hierüber noch etwas Neues ſagen läßt? — Ich hoffe es. Ob ich Jedermann nach dem Sinne ſprechen werde? Daran zweifle ich ſehr. Und da die Deutſchen von jeher die Art haben, daß ſie es beſſer wiſſen wollen als der, deſſen Handwerk es iſt, daß ſie es beſſer verſtehn, als der, der ſein Leben damit zugebracht, ſo werden ſie auch dießmal einige Geſichter ſchneiden, welches ihnen jedoch, in Betracht ihren übrigen Untugenden, verziehen werden ſoll.

Verzeihe mir nun aber auch, liebſter Freund, wenn ich in meinen Briefen manchmal auch ſauer ſehe. Alte Kirchen, dunkle Gläſer, ſagt das deutſche Sprüchwort, und die kurzen Tage machen auch nicht heller. Meine Heiterkeit bewahre ich mir hauptſächlich für die biographiſchen Stunden, damit ſich in die Reflexionen, die doch einmal angeſtellt werden ſollen, nichts Trübes und Unreines miſche.

Und ſomit Gott befohlen! Laß mich bald etwas vernehmen, und lernen.[1]

Weimar den 12. December 1812. G.

1333.

An F. H. Jacobi.

Auf deinen freundlichen Brief, den ich zu Anfang des Jahrs, als ein gutes Omen erhielt, will ich ſogleich dankbar einige allgemeine Betrachtungen erwidern.

[1] In Zelters Antwort (24. Dezember) heißt es voll innigſter Dankesfreude: „Mein ſüßer Freund und Meiſter! mein Geliebter, mein Bruder! Wie ſoll ich den

Die Menſchen werden durch Geſinnungen vereinigt, durch Meynungen getrennt. Jene ſind ein Einfaches, in dem wir uns zuſammenfinden, dieſe ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerſtreun. Die Freundſchaften der Jugend gründen ſich auf's Erſte, an den Spaltungen des Alters haben die letztern Schuld. Würde man dieſes früher gewahr, verſchaffte man ſich bald, indem man ſeine eigne Denkweiſe ausbildet, eine liberale Anſicht der übrigen, ja der entgegengeſetzten, ſo würde man viel verträglicher ſeyn, und würde durch Geſinnung das wieder zu ſammeln ſuchen, was die Meynung zerſplittert hat.

Ich für mich kann, bey den mannigfaltigen Richtungen meines Weſens, nicht an einer Denkweiſe genug haben; als Dichter und Künſtler bin ich Polytheiſt, Pantheiſt hingegen als Naturforſcher, und eins ſo entſchieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Perſönlichkeit, als ſittlicher Menſch, ſo iſt dafür auch ſchon geſorgt. Die himmliſchen und irdiſchen Dinge ſind ein ſo weites Reich, daß die Organe aller Weſen zuſammen es nur erfaſſen mögen.

Siehſt du, ſo ſteht es mit mir, und ſo wirke ich nach Innen und Außen immer im Stillen fort, mag auch gern, daß ein Jeder das Gleiche thue. Nur wenn dasjenige, was mir zu meinem Daſeyn und Wirken unentbehrlich iſt, von andern als untergeordnet, unnütz oder ſchädlich behandelt wird, dann erlaube ich mir, einige Augenblicke verdrießlich zu ſeyn und auch dieß vor meinen Freunden und Nächſten nicht zu verbergen. Das geht aber bald vorüber, und wenn ich auch eigenſinnig auf meine Weiſe fortwirke,

---

nennen, deſſen Namen immer auf meiner Zunge liegt, deſſen Name ſich auf alles abſpiegelt, was ich liebe und verehre! Wenn das Weimariſche Couvert meine Treppe heraufwandert, gehen meinem Hauſe alle Sonnen auf. Die Kinder, die es kennen, reißen ſich darum, wer von ihnen es mir bringen ſoll, um des Vaters Angeſicht im Lichte zu ſehen, und ich halte es dann lange uneröffnet, beſehe es, ob es auch iſt, was es iſt, drehe es, drücke und küſſe es."

ſo hüte ich mich doch vor aller Gegenwirkung, wie ſonſt, ſo auch jetzt.

Daß du deine Werke als hiſtoriſche Documente anſiehſt, iſt ſehr wohl gethan in mehr als einem Sinne: denn bey Verbeſſerung früherer Schriften macht man es Niemand recht; dem Leſer nimmt man, was ihm auf ſeiner Bildungsſtufe am gemäßeſten war, und ſich ſelbſt befriedigt man nicht: denn man müßte nicht verbeſſern und umarbeiten, ſondern völlig umgießen. Ein friſcher Gehalt geht nicht in die alte Form.

Daß es dir und den Deinigen wohl gehe, iſt mein herzlicher Wunſch. Grüße ſie alle! Ich freue mich, daß du bey dem Rouge et noir, das du in Abſicht auf die Localität des Wohnorts[1] ſpielen mußteſt, ſo gut gefahren biſt. Mich hat mein Genius auf eine ähnliche Weiſe geleitet . . .

Daß du meinem zweyten Theil gewogen biſt, macht mir Muth zum dritten,[2] dem ich dieſen Sommer widmen werde.

Iffland hat uns vor kurzem durch ſein meiſterhaftes Spiel höchlich ergetzt. Die Meinigen ſind wohl, und ſo lebe denn auch ſo gut als es uns noch vergönnt iſt! denn der Grieche hat wohl recht, wenn er ſagt:

„Das Alter bringt des Alternden gar viel herbey".

Das Beſte und Liebſte!

Weimar den 6. Januar 1813. G.

---

[1] Eutin und München.

[2] Jacobi hatte ihm geſchrieben: „Daß im dritten Theil deines Biographiſchen Verſuchs meiner in allem Guten gedacht werden ſoll, freut mich unendlich. Sorge nur, daß ich die Erſcheinung dieſes 3. Theiles auch noch erlebe. Ich hoffe, du vergißeſt in dieſer Epoche nicht des Jabachſchen Hauſes, des Schloſſes zu Bensberg und der Laube, in der du über Spinoza, mir ſo unvergeßlich, ſprachſt; des Saales in dem Gaſthofe zum Geiſt, wo wir über das Siebengebirge den Mond heraufſteigen ſahen, wo du in der Dämmerung, auf dem Tiſche ſitzend, uns die Romanze Es war ein Buhle frech genug — und andere herſagteſt. Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht ſuchteſt du mich noch im Dunkeln auf — Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr laßen."

1334.*

An Zelter.

... Iffflands Gegenwart hat mir ſehr große Freude gegeben. Ich habe mich ganz rein an ſeinem Talent ergetzt, alles aufzufaſſen geſucht, wie er es gab, und mich um's Was gar nicht bekümmert. Nimm folgende Bemerkung geduldig auf: Wenn man es mit der Kunſt von innen heraus redlich meynt, ſo muß man wünſchen, daß ſie würdige und bedeutende Gegenſtände behandle: denn nach der letzten künſtleriſchen Vollendung tritt uns, ſittlich genommen, der Gehalt immer als höchſte Einheit wieder entgegen, deswegen wir W. K. F.[1] auch in den Propyläen, da wir noch in dem Wahn ſtunden, es ſey auf die Menſchen genetiſch zu wirken, uns über die Gegenſtände ſo treulich äußerten und unſere Preisaufgaben dahin richteten; dieß iſt aber alles vergebens geweſen, da gerade ſeit der Zeit das Legenden- und Heiligenfieber um ſich gegriffen und alles wahre Lebensluſtige aus der bildenden Kunſt verdrängt hat. Doch hierüber klage ich nur im Vorbeygehn: denn in Gefolg meiner erſten Rede wollte ich nur ſagen, daß die Kunſt, wie ſie ſich im höchſten Künſtler darſtellt, eine ſo gewaltſam lebendige Form erſchafft, daß ſie jeden Stoff veredelt und verwandelt.

Ja es iſt daher dem vortrefflichen Künſtler ein würdiges Subſtrat gewiſſermaßen im Wege, weil es ihm die Hände bindet und ihm die Freyheit verkümmert, in der er ſich als Bildner und als Individuum zu ergehen Luſt hat. Man hat den Muſikern wiederholt vorgeworfen, daß ſie ſchlechte Texte lieben, man erzählt zum Scherz, daß einer ſich offerirt, den Thorzeddel zu componiren, und wäre der Geſang nicht

[1] Die „Weimarer Kunſt-Freunde".

von dem Texte unabhängig, wie hätte denn die Charfreytagsmuſik in der Sixtiniſchen Capelle mit Vitulos endigen können? und was dergleichen mehr iſt. Mancher Comödienzeddel gäb eine beſſere Oper als das Büchelchen ſelbſt, wenn man es recht darauf anlegte; und ſo hab ich die Belebung todter Stücke, ja die Schöpfung aus nichts an Iffländen höchlich bewundern müſſen. Die Menge jedoch, welche immer ſtoffartig geſinnt iſt, betrübte ſich über den großen, nach ihrer Meynung verſchwendeten Aufwand.

Merkwürdig war die Wirkung des Don Ranudo.[1] Die Grundnichtswürdigkeit des Stücks, die unſittliche Forderung, daß der Geburtsadel auf ſeinen Schatz unwürdig Verzicht thun ſolle, trat wie ein Geſpenſt hervor und beynah tauſend Menſchen in einem kleinen Hauſe wurden verſtimmt: denn ſelbſt der gemeine Menſchenverſtand muß fühlen, daß Jemand nicht verdient, erniedrigt zu werden, der ſich ſeiner Natur nach nicht erniedrigen kann und will; vor Mitleiden konnte kein Menſch zum Lachen kommen.

Dieſes Phänomen war mir um deswegen merkwürdig, weil ich es als ein Symptom anſah, daß der Sansculottism ſchon veraltet ſey und die verſchiedenen Stände gegenwärtig ganz andere Sorgen und Leidenſchaften haben, als daß ſie ſich unter einander necken, bekriegen und aufreiben möchten.

Merkwürdig war mir es außerdem, daß Iffland, der in ſeinen geſchriebenen Stücken die ausführlichſte Breite ſucht, in ſeinem Spiel das Conciſe, Knappe der extemporirten Stücke wieder heranfordert. Wie anders ſähe unſer Theater aus, wenn er nicht dieſen Umweg hätte machen müſſen, wie anders ſähe es mit uns allen aus, wenn die directen Wege zum Heil nicht jedem Menſchen ein Geheimniß blieben!

---

[1] Am 27. Dezember 1812 war Iffland in „Don Ranudo de Colibrados“, Poſſe nach Holberg, von Kotzebue aufgetreten.

Kaum war Iffland abgereist und Epiphanias erschienen, so machte ich Ernst, die heiligen drey Könige bey mir einkehren zu lassen, und durch deine lieben Gesänge sowohl diesen Tag zu feyern, als uns die Aussicht auf Ostern und Pfingsten heiter zu eröffnen. Es war ein schöner und vergnügter Abend, den wir dir durch öftere Wiederholung dieser und anderer Dinge schuldig geworden. Ich hoffe dieser Anfang und Eingang soll gesegnete Folgen haben.

Von mir wüßte ich weiter nichts zu sagen, als daß ich in allem meinen Wesen abwechselnd fortfahre und daß manches gedeiht, obgleich mein Befinden nicht durchgängig das beste ist. Aufregend und höchst erheiternd bleibt mir die Bemühung, Gegenstände alter Kunst aus übriggebliebenen historischen Nachrichten, Trümmern, Anlässen und Ähnlichkeiten wieder herzustellen. Mit Myron's Kuh,[1] glaub ich, ist mir's gelungen.

Herrn Pfund[2] hab ich gern und freundlich, obgleich nur kurze Zeit gesehn. Er empfahl sich mir besonders durch seine Anhänglichkeit an dich. Seine Braut fing ich an als Kind von acht[3] Jahren zu lieben und in ihrem sechzehnten[4] liebte ich sie mehr wie billig. Du kannst ihr auch deshalb etwas freundlicher seyn, wenn sie zu Euch kommt.

Und nun das herzlichste Lebewohl!

Weimar den 15. Januar 1813.

G.

---

[1] Goethes Aufsatz „Myrons Kuh" wurde zuerst gedruckt in „Kunst und Altertum", 2. Band, Heft 1 (1818).

[2] Der mit seiner Braut, Minna Herzlieb, am 30. Dezember bei Goethe gewesen.

[3] Irrtümliche Angabe statt neun.

[4] Wohl achtzehnten.

1335.*

An C. F. v. Reinhard.

... Es freut mich sehr, daß auch Sie von meinem zweyten Theile Gutes gehört haben: denn ich bedarf Muth und Luft zum dritten. Jeder Theil, ja ein jedes Buch dieses Werkleins muß einen andern Charakter haben und so diesen und jenen Leser verschieden ansprechen. Ich habe dafür zu sorgen, daß ich diesen verschiedenen Eintheilungen jeder das Gehörige zutheile. Dabey schon kommt vieles auf gut Glück an; die Effecte hingegen auf den Leser sind noch zufälliger.

... In manchen anderen Dingen, für die Sie meine Neigung kennen, arbeite ich im Stillen fort und habe das Glück, in jedem Fache mich ebenfalls stiller Mitarbeiter zu freuen und ich hoffe noch auf manche schöne Resultate der Erfahrung wie der Theorie. Aber man muß dergleichen Dinge heimlich und heilig halten und, wenn man nicht massenhaft damit hervortreten kann, lieber davon schweigen. Es ist unglaublich was die Deutschen sich durch das Journal- und Tageblattsverzeddeln für Schaden thun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden. Ich halte mir in denen Dingen, die mich interessiren, lichte Puncte und lichte Menschen fest, das Übrige mag quirlen wie es will und kann.

Unser guter Wieland hat uns in diesen Tagen verlassen,[1] nachdem er nur kurze Zeit sich mehr matt und schwach als

[1] Er war am 20. Januar gestorben.

krank befunden. Am dritten September ward sein achtzigster Geburtstag noch feyerlich begangen. Geistesruhe und Thätigkeit hielten sich bey ihm so schön das Gleichgewicht, und so hat er, mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben, unendlich viel auf geistige Bildung der Nation gewirkt. Ich habe mir in diesen Tagen sein Wesen und Thun recapitulirt; es ist höchst merkwürdig und in Deutschland einzig in seiner Art. Die Franzosen haben eher ähnliche Männer aufzuweisen.

Und nun seyn Sie mir herzlich gegrüßt unter den Lebendigen.

Weimar den 25. Januar 1813. Goethe.

1336.*

An C. L. v. Woltmann.[1]

Damit es mir mit Ew. Hochwohlgeb. Briefe nicht ergehe wie mit so manchen werthen Zuschriften, die ich so lange wiederholt im Kopfe beantworte, bis endlich nichts von allem dem, was ich sagen wollte, auf's Papier kommt; so will ich lieber gleich für das Übersendete meinen schuldigen Dank abtragen und Ihr gütiges Vertrauen aufrichtig erwidern. Zu Ihrer Monatsschrift[2] Beyträge zu liefern bin ich leider durch mancherley gehindert, ich muß mich möglichst concentriren und darf keine neuen Obliegenheiten eingehn, wenn ich dasjenige nur einigermaßen leisten will, was ich mir vorgenommen habe, wenn so manches dichterisch und wissenschaftlich Vorgearbeitete nicht unbrauchbar bleiben und verloren gehen soll. Die unausweichlichen Forderungen, die der Tag an uns macht, sind ohnehin dringend und störend genug.

[1] Bd. IV, Seite 39.
[2] „Deutsche Blätter".

Hiezu noch eins. Je älter man wird, je weniger wird es uns möglich, in Geſellſchaft an's Publicum zu reden. Ich kann nicht verlangen, daß ein Redacteur Aufſätze ausſchließen ſoll, die meinem Sinn widerſprechen, aber mir kommt es gar zu wunderlich vor, in einem Heft meine Überzeugungen und das Gegentheil davon zu leſen, ſchließ ich mich aber in ein Bändchen ein, ſo laß ich jeden gern in ſeinen Bänden und auf ſeinen Blättern mir nach Belieben widerſprechen, ich ſeh mich kaum danach um, kommt es mir aber zufällig in die Hände, ſo übe und belehre ich mich daran ſo gut als es gehn will.

Da ich eben dieſes einigen werthen Freunden ſeit etlichen Wochen habe antworten und ſagen müſſen, ſo verzeihen Sie mir gewiß dieſe meiner Lage und meinen Kräften ganz angemeſſene Erklärung.

Nehmen Sie nun aber den beſten und aufrichtigſten Dank für das, was Sie über meine biographiſche Arbeit haben äußern wollen. Der gründliche und freydenkende Hiſtoriker iſt freylich am erſten im Fall, ſolche problematiſche Productionen zu beurtheilen und zu würdigen, er ſtößt ſich nicht daran, daß man ihm Dichtung und Wahrheit anbietet, da er weiß, wie viele Dichtung er von bedeutenden hiſtoriſchen Monumenten abziehn muß, um die Wahrheit übrig zu behalten. Die Deutſchen haben die eigne Art, daß ſie nichts annehmen können, wie man's ihnen giebt, reicht man ihnen den Stiel des Meſſers zu, ſo finden ſie ihn nicht ſcharf, bietet man ihnen die Spitze, ſo ſchreyen ſie über Verletzung. Sie haben ſo unendlich viel geleſen und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erſt wenn ſie ſich mit einer Sache befreunden, dann ſind ſie einſichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. Als Autor hab ich mich daher jederzeit iſolirt gefunden, weil nur mein Vergangenes wirkſam war und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Theilnehmer finden konnte.

Hieraus erſehn Sie, wie hoch ich Ihre ſo freundliche als einſichtsvolle Einleitung ſchätzen muß, die Sie meiner letzten Arbeit gönnen wollen . . .

Unſern guten Wieland haben wir nun auch verloren. Er trug die Unfälle der letzten Jahre mit Gleichmuth, wie das Glück der frühern. Er lebte nach ſeiner Weiſe thätig und geſellig bis an's Ende. Einen gleichern Lebensfaden hat die Parze kaum geſponnen.

Leben Sie recht wohl! und laſſen uns, bis der unſrige abgeſchnitten wird, das alte gute Verhältniß manchmal erneuern, und die Zeit ſo anwenden, daß jenes in früheren Jahren allenfalls Verſäumte durch ſpätere Kraftanwendung einigermaßen nachgeholt werde.

Mich zu fernerem freundlichen Andenken beſtens empfehlend

Weimar den 5. Febr. 1813. Goethe.

1337.

An den Herzog Carl Auguſt.

Ew. Durchl.

bin, ſeit ſo manchen Jahren, für mich und die meinigen ſoviel ſchuldig geworden, daß mir zuletzt die Worte des Dancks ausgehen müſſen. Möchten Sie überzeugt ſeyn, daß die meinem Sohn abermals erwiesne Gnade[1] von mir tief empfunden wird und mir zur Beſchämung gereichen würde, wenn nicht der Gedancke mich für Ihro Dienſt verdoppelt zu ſehen, ſo vergnüglich und aufheiternd wäre. Möge Ew. Durchl. Alles gelingen, wie Sie den Wünſchen der Ihrigen immer zuvorzukommen geneigt ſind!

W. d. 6. Febr. 1813. Goethe.

[1] Ernennung zum Hofjunker.

1338.*

An W. v. Humboldt.

... Zu Ihrer immer mehr ausgearbeiteten Überſetzung des Äſchylus[1] wünſche ich von Herzen Glück und ich freue mich, daß Sie Sich durch die Drohungen des Heidelberger Cyclopen[2] und Familie von dieſem guten Werke nicht abſchrecken laſſen. Jene bedräuen gegenwärtig unſern Wolf,[3] der doch auch keine Katze iſt, mit ſchmählicher Hinrichtung, weil er es gewagt, auf der Überſetzungsinſel, die ſie vom Vater Neptun privative zu Lehn erhalten, gleichfalls zu landen und einen lesbaren Ariſtophanes mitzubringen. Es ſteht geſchrieben, ſelig ſind, die im Herrn entſchlafen, aber noch ſeliger ſind die, welche über irgend einen Dünkel toll geworden.

Selig im erſten Sinne iſt nun unſer Wieland, er iſt in ſeinem Herrn entſchlafen und ohne ſonderliches Leiden zu ſeinen Göttern und Heroen hinübergegangen. Was Talent und Geiſt, Studium, Menſchenverſtand, Empfänglichkeit und Beweglichkeit, verbunden mit Fleiß und Ausdauer, vermögen utile nobis proposuit exemplar. Wenn jeder ſeine Gaben und ſeine Zeit ſo anwenden wollte, was müßten für Wunder geſchehn!

Dieſer Winter iſt mir, wie gewöhnlich, ſehr zerſtreut, aber doch, bey leidlicher Geſundheit, ſchnell und nicht ungenutzt vorübergegangen. Theatraliſche Vorbereitungen auf den lang erwarteten Iffland, welcher erſt gegen Ende des Jahrs ankam, ſowie auf ſeine Gegenwart, die mir viel

---

[1] Die metriſche Ueberſetzung des „Agamemnon“ des Aeſchylos (erſchien 1816).

[2] Joh. Heinrich Voß, der mit ſeinen Söhnen Heinrich und Abraham an einer Aeſchylos-Ueberſetzung arbeitete; ſie erſchien 1826.

[3] F. A. Wolf hatte des Ariſtophanes „Acharner“ und „Wolken“ (1811 und 1812) überſetzt.

Vergnügen gewährte, brachten mich November und December aus dem Geſchicke. In den Januar und Februar fallen vier Geburtstäge, wo man entweder unſere Erfindung oder unſere Mitwirkung anſpricht, und ſo wird manches, zwar mit gutem Willen, aber ohne Frucht verzettelt.

Was ich mit Vergnügen und wahrem Antheil dazwiſchen getrieben habe, war ein erneuter Verſuch, von alten Monumenten, deren Beſchreibung auf uns gekommen iſt, die Spur unter den vorhandenen Bildwerken zu finden. Die Philoſtrate waren wieder an der Tagesordnung, und was die Statuen betrifft, ſo glaube ich dem Olympiſchen Jupiter, über den ſchon manches vorgearbeitet iſt, hernach aber der Juno von Samos, dem Doryphorus des Polyclet, beſonders aber der Kuh Myrons, und dem Stier, der die Europa trug, auf die Spur gekommen zu ſeyn. Meyer,[1] durch deſſen alte Kunſtgeſchichte, die nunmehr in's Reine geſchrieben iſt, die Hauptanregung geſchehn, nimmt lebendigen Antheil, da ſeine Zweifel ſowie ſeine Beyſtimmung immer gegründet ſind.

Und ſo will ich denn für dießmal ſchließen, in Hoffnung, bald wieder etwas von Ihrer lieben Hand zu ſehn.

Weimar den 8. Februar 1813. Goethe.

1339.

An Chriſtiane v. Goethe.

(Naumburg, 17. April.)[2]

Denen lieben Perſonen, die uns von Weimar weggetrieben haben,[3] ſind wir ſchon einen ſehr angenehmen

[1] Der „Kunſtmeyer", Bd. III, S. 198.

[2] An dieſem Tage, an dem Goethe „früh 6 Uhr aus Weimar gefahren", verzeichnete er in Naumburg in ſeinem Tagebuch: „Brief nach Weimar angefangen ... Tagebuch in Briefform." Und am 24. Mai heißt es im Tagebuch: „An meine Frau. Schluß des Tagebuchs."

[3] Ueber den Anlaß zu dieſer Reiſe, zu der ihn die Seinigen (Chriſtiane und Caroline Ulrich) weggetrieben, ſchreibt er am 1. Juli an C. F. v. Reinhard:

Morgen ſchuldig geworden. Vor Seebachsburg begegnete uns ein Regiment Huſaren, ihre Hütten und Zelte fanden wir leer; es ſah aus, als wenn der Krieg für immer von uns Abſchied nehmen wollte. Die Jenaiſchen Boten brachten Blumen und Packete vor wie nach, und als wir nach Roßla zu einlenkten, fanden wir alles im tiefſten Frieden; freylich ſtiller als im Frieden, denn wir vermißten die Fuhrleute, die ſonſt um dieſe Zeit auf die Leipziger Meſſe zogen. Das Wetter bewölkte und entwölkte ſich, zum Regen konnte es nicht kommen. Die Luft war warm und angenehm. Mein Begleiter[1] erzählte mir eine alte Geiſterlegende, die ich ſogleich als wir in Eckartsberge ſtill hielten rhythmiſch ausbildete.[2] Sie wird Herrn Riemer geſendet werden mit der Bitte, ſolche vorzuleſen, aber nicht aus Handen zu geben. Auf immer gleich ruhigem Wege kamen wir vor der Mittagsſtunde im Scheffel an, wo uns ein alter Kellner mit großer Gemüthsruhe in den bekannten alten Zimmern empfing, uns jedoch nachher mit Gemüthlichkeit, als er merkte, daß wir gemüthlich ſeyen, die neuſten Kriegsereigniſſe erzählte. Die Päſſe wollten ihm gar nicht ernſthaft vorkommen, doch verſprach er, wenn wir es verlangten, ſie vidiren zu laſſen.

„Magſt dem Schickſal widerſtehen,
Aber manchmal ſetzt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ey! ſo geh du aus dem Wege."

Nach vorſtehendem ewigen Spruche bin ich den Unruhen ausgewichen, welche unſer Thüringen aufregten, und noch mehr bedrohten; ich kann mich aber nicht rühmen, daß meine eigene Klugheit mir dießmal zu ſtatten gekommen ſey. — Schon frühe hatte ich mich zu meiner gewöhnlichen Reiſe in die böhmiſchen Bäder vorbereitet, und alles ſowohl im Hauſe, als was meine Reiſebedürfniſſe betraf, wie ſonſt geordnet, aber die ſonderbare und ahnungsvolle Trübung des politiſchen und militariſchen Himmels machte mich unentſchloſſen und ich zauderte von einem Tag zum andern, bis endlich die Meinigen, wie durch eine Inſpiration, mich am 17. April von Hauſe wegtrieben." — Außerdem veranlaßten ihn zu dieſer Reiſe nach Teplitz Geſundheitsrückſichten und das Verlangen, für den 3. Band von „Dichtung und Wahrheit" mehr Muße zu finden.

[1] Sein Sekretär C. John.

[2] Die Ballade „Der getreue Eckart".

Da es Morgens früh gar zu sehr gestaubt hatte, gingen wir nach dem Dom, um Regen zu erbitten; allein der Himmel erhörte uns zu früh, und wir wären beynah tüchtig durchgenetzt worden. Wir gelangten jedoch glücklich in das altheilige, nunmehr vermodernde Gebäude, woraus wir gern einiges durch Kauf, Tausch oder Plünderung an uns gebracht hätten. Unter den Schnitzwerken der Chorstühle sind sehr hübsche Gedanken. Ein ganz dürrer, rebenartiger Stab schlängelt sich und wird durch mitumgeschlungene Acanthartige Blätter belebt. Noch sehr schöne gemalte Fensterscheiben sind übrig, ein Teppich, von dem die Theile der Figuren und des Grundes einzeln verfertigt, und hernach mehr zusammengestrickt als genäht sind. Manches Größere und Kleinere von Bronce. Das Bild einer heiligen Schusterstochter, die zum Wahrzeichen den Schuh noch auf der Hand trägt. Ein Graf hatte sie wegen ihrer großen Schönheit geehelicht. Er starb früh und sie nahm den Schleyer. Sie muß sehr hübsch gewesen seyn, da sie, nicht zum besten gemalt, etwas aufgefrischt und noch ein wenig lackirt, doch immer noch reizend genug aussieht. Was aber besonders Freund Meyern zu erzählen bitte, ist folgendes. Das steinerne Bild eines Bischofs, Gerhard von Goch, hat mich in Erstaunen gesetzt; das heißt das Gesicht. Er ward 1414 installirt, zog auf's Concilium zu Costnitz 1416 und ist derjenige, dem die Naumburger ihre Angst und wir das vortreffliche Schauspiel,[1] Die Hussiten, verdanken. Er starb 1422. Nun aber kommt die Hauptsache. Das Gesicht nämlich ist so individuell, charakteristisch, in allen seinen Theilen übereinstimmend, bedeutend und ganz vortrefflich. Die übrige Figur ist stumpf und deutet auf keinen sonderlichen Künstler. Nun erkläre ich mir dieses Wunder daraus,

[1] Ironische Anspielung auf Kotzebues „Die Hussiten vor Naumburg".

daß man ſein Geſicht nach dem Tode abgegoſſen und ein nachahmungsfähiger Künſtler dieſen Abguß genau wiedergegeben habe. Dieſes wird mir um ſo wahrſcheinlicher, weil in den Augen eine Art von falſcher Bewegung erſcheint, und auch die Züge des untern Geſichts, bey ſehr großer Natürlichkeit, doch nicht lebendig ſind. Uralte Hautreliefs, gleichzeitig mit dem Kirchenbau. Sie ſtellen in einem Fries die Paſſion vor, ſind höchſt merkwürdig. Ich erinnere mich keiner ähnlichen. Doch konnte ich ſie nicht ſcharf genug ſehn und wüßte nichts weiter darüber zu ſagen: denn wir eilten freylich wieder aus dem Heiligthume, wo es aus mehr als einer Urſache feucht, kalt und unfreundlich war. Solche Räume, wenn ſie nicht durch Meßopfer erwärmt werden, ſind höchſt unerfreulich. An ſehr ſchönen und eleganten, zwiſchen die catholiſchen Pfeiler eingeſchobenen proteſtantiſchen Glasſtühlen iſt kein Mangel, ſo daß die Honoratioren ſich nicht zu beſchweren haben. Auf mein Befragen verſicherte mir der Küſter, der Prediger habe ſich in dieſem weiten und wunderlich durchbrochenen Raum gar nicht anzugreifen, wenn er nur deutlich articuliere und das letzte Wort ſo genau ausſpreche wie das erſte. Das iſt alſo ohngefähr, wie auf dem Weimariſchen Theater und wie überall, und hieraus kann man ſehen, was Reiſen für einen großen Nutzen bringt. Übrigens ſind die Merkwürdigkeiten unerſchöpflich. Das Wichtigſte, ein ſonſt höchſt bewallfahrtetes wunderthätiges Marienbild, ſteht nun in einer proteſtantiſchen Ecke und der Küſter verſicherte, der Kopf ſey hohl, mit Waſſer gefüllt hätten muthwillige Fiſchlein dem Bilde ſonſt Thränen ausgepreßt. Ich habe Sünder gekannt mit hohlen Köpfen, denen auch ſolche Fiſchlein im Gehirn ſchwimmend, zu gelegener und ungelegener Zeit, Thränen auspreßten. Ich übergehe einige andere Hauptnebenpunkte, als die Beſtien am Geſims, welche Waſſer

ſpieen, wenn's regnete, zur Ergetzung der Chriſtenheit, und was dem ſonſt mehr ſeyn mag.

Dresden den 21. April.

Vorſtehendes war gleich den 17. Abends in Naumburg geſchrieben und ſollte, zum Beweis meines Wohlbefindens, ſogleich abgehn; allein der Poſtcurs war gehemmt und wir mußten das Blättchen mit uns nehmen. Am Oſtertage hatten wir auf dem Wege nach Leipzig trübes und ſtürmiſches Wetter, fortdauernd vortrefflichen Weg, aber ſo menſchenleer, daß man in der Wüſte zu fahren glaubte. Der Himmel heiterte ſich auf und ſchon um 12 Uhr zogen wir in Leipzig im Hôtel de Saxe ein. In Markranſtädt hatten wir einige Ruſſen geſehn, die ſich mit irgend einer Art von Spiel divertirten. Ein ſehr gutes Eſſen ſtellte uns wieder her, wir durchzogen die Stadt, die gerade wegen des ſchneidenden Windes nicht erfreulich war. Abends gingen wir in's Declamatorium des Herrn Solbrig.[1] Hohler, geiſt- und geſchmackloſer iſt mir nicht leicht etwas vorgekommen; das Publicum aber hat mir gefallen. Es mochten gewiß an 300 rh. eingekommen ſeyn, ſie applaudirten aber nur ein einzig Mal, als er den Kaiſer Alexander hoch leben ließ. Hätte der arme Schlucker ſein Handwerk verſtanden, ſo hätte er gleich Wohl auf Cameraden! auf's Pferd, auf's Pferd! angeſtimmt, und hätte gewiß große Senſation erregt. Dagegen fing er mit jämmerlichem Ton das elendeſte aller jammervollen deutſchen Lieder zu recitiren an: Ich habe geliebet, nun lieb ich nicht mehr.[2] Es rührte ſich aber hierauf, ſo wie nach andern ähnlichen Dingen

[1] Chriſtian Gottfr. Solbrig (1774–1838).

[2] Dagegen ſchrieb Goethe das kraftvolle Gedicht: „Gewohnt, getan". („Ich habe geliebet, nun lieb' ich erſt recht".)

keine Hand weiter und wir machten uns in Zeiten davon. Dagegen schrieben wir zu unserer Lust die von August erzählte Todtentanzlegende[1] in paßlichen Reimen auf. Sie soll dem Prinzen Bernhard dedicirt und übersendet werden. An Spargel und an sonstigem Guten hat es auch nicht gefehlt.

Montag den 19. fuhren wir ohne irgend ein Ereigniß, bey guten und leeren Straßen auf Wurzen, wo wir neben der Fähre eine ganz neue Militärbrücke fanden. In Oschatz fanden wir einen leidlichen Gasthof zum Löwen und schrieben daselbst eine Parodie des Solbrigschen Lieds, sie beginnt: Ich habe geliebt, nun lieb ich erst recht! und so geht es denn weiter. Von Leipzig heraus war die Gegend beschneyt und bereift, das thauete aber weg und verlor sich; von einer gar freundlichen Abendsonne beleuchtet, sahen wir das schöne Elbthal vor uns und gelangten zu rechter Zeit nach Meißen in den Ring. Ein großes Fourage Magazin gegenüber versorgten unzählige Fuhren, weshalb die Wagen den ganzen Platz einnahmen. Eine Wittwe mit zwey Töchtern versorgte den Gasthof in dieser schweren Zeit, die jüngste erinnerte mich an eure glückliche Art zu seyn. Sie erzählte die Verbrennung der Brücke mit großer Gemüthsruhe und wie die Flamme in der Nacht sehr schön ausgesehn habe. Die zusammenstürzende Brücke schwamm brennend fort und landete am Holzhof, weil aber nicht das mindeste Lüftchen wehte, so erlosch alles nach und nach. In anderthalb Stunden war das ganze Feuerwerk vorbey. Ferner erzählte sie von den Kranken und Gefangenen, die sie gespeiset hätte, von der Einquartierung in den letzten Zeiten, wie die Cosacken ihre Pferde abgesattelt, sich in Kähne gesetzt und die Pferde nachschwimmen lassen. Das war alles vorübergegangen und Meißen befand sich vor wie

[1] „Der Totentanz".

nach. Dieß ist's, was am meisten aufheitert, wenn man an Orte kommt, wo der Krieg wirklich getobt hat, und doch noch alles auf den Füßen findet.

Dienstag der 20. war ein sehr angenehmer und unterrichtender Tag. Vor allen Dingen bestiegen wir das Schloß und besahen uns zuerst die Porcellanfabrik. Die Vorrathssäle nämlich. Es ist eigen und beynah unglaublich, daß man wenig darin findet, was man in seiner Haushaltung besitzen möchte. Das Übel liegt nämlich darin. Weil man zuviel Arbeiter hatte (es waren vor 20 Jahren über 700), so wollte man sie beschäftigen und ließ immer von allem, was gerade Mode war, sehr viel in Vorrath arbeiten. Die Mode veränderte sich, der Vorrath blieb stehn. Man wagte nicht, diese Dinge zu verauctioniren oder in weite Weltgegenden um ein Geringes zu versenden und so blieb alles beysammen. Es ist die tollste Ausstellung von allem, was nicht mehr gefällt und nicht mehr gefallen kann, und das nicht etwa eins, sondern in ganzen Massen zu hunderten ja zu tausenden. Jetzt sind der Arbeiter etwa über 300. Hauptmann von Wedel, ein Bruder unsers guten Oberforstmeisters, hat die Direction, freute sich sehr einen Weimaraner zu sehn und war äußerst gefällig. Hinter den wohlgeputzten Scheiben einer Wohnung auf dem Schloßplatze sahen wir eine von den lieblichsten Erscheinungen. Ein schönes Mädchen, von etwa 4 Jahren, wurde eben zum 3. Feyertage von der Mutter angezogen und stand auf dem dunkeln Grunde wie ein Porträtchen, das van Dyk und Rubens nicht schöner hätten malen können. Die Schönheit des Kindes, die günstige Beleuchtung, der dunkle Grund, der Firnis des Glases, alles trug dazu bey, daß man sich nicht satt sehen konnte, und als ihr nun die Mutter das Halskräuschen umlegte, war das Bildchen völlig fertig. Während der ganzen Zeit sah sie uns an und schien beynah zu empfinden, daß

es was Artiges ſey, ſo aufmerkſam angeſehn zu werden. Der Dom, der auf demſelben Platze ſteht, hat aus mehreren Urſachen äußerlich nichts Anziehendes, inwendig aber iſt es das ſchlankſte ſchönſte aller Gebäude jener Zeit, die ich kenne, durch keine Monumente verdüſtert, durch keine Emporkirchen verderbt, gelblich angeſtrichen, durch weiße Glasſcheiben erhellt, nur das einzige Mittelfenſter des Chors hat ſich bunt erhalten. In eben dem Chor waren mir auffallend und neu die aus Stein gehauenen Baldachine über den Sitzen der Domherrn. Es ſind Capellen und Burgen, die in der Luft ſchweben, und das Geiſtliche mit dem Ritterlichen wechſelt immer ab. Eine höchſt ſchickliche Verzierung, wenn man denkt, daß die Domherren altritterlichen Geſchlechts waren und die Capellen ihren Thürmen verdankten. Ich habe mir gleich eine Zeichnung davon gemacht, die den ganzen Begriff giebt, den man durch Beſchreibung niemandem geben kann.

Zum Frühmahl ward ein Karpfen mit pohlniſcher Sauce genoſſen, wie er uns den Abend vorher ſchon trefflich geſchmeckt hatte. Ich beſah noch die Pfeiler der abgebrannten Brücke und fuhr um halb 1 ab. Bey halb bedecktem Himmel war die Luft kühl und doch Sonnenblicke ſo reichlich, daß wir die vergnüglichſte Fahrt hatten. Wir zogen über die neugeſchlagene Schiffbrücke und dann an dem rechten Ufer der Elbe hin, das über alle Begriffe cultivirt und mit Häuſern bebaut iſt, die erſt einzeln, dann mehrere Stunden lang zuſammenhängend, eine unendliche Vorſtadt bilden. In der Neuſtadt fanden wir alles auf dem alten Fleck, der metallne König[1] galoppirte nach wie vor auf derſelben Stelle unverſehrt. In Weimar hätten ſie ihm ſchon durch die Exploſion der Brückenbogen einen Arm

[1] Auguſt der Starke.

weggeſchlagen. Schon ½ Stunde vor der Stadt begegneten uns reichliche Spaziergänger, ſogar eine leſende Dame; auf der Brücke aber erſchien der 3. Feyertag in ſeinem völligen Glanze, unzählige Herren und Damen ſpazierten hin und wieder. Die beyden geſprengten Bogen ſind durch Holzgerippe wieder hergeſtellt, aber nicht bis zur Höhe der ſteinernen Brücke, weswegen man hinunter und wieder hinauf fahren muß. Was dieſen Mißſtand veranlaßt, erfuhren wir nicht. Auch die Stadt war ſehr belebt. In der Moritzſtraße hielten Ruſſen, erwartend eine ſelige Bequartierung. Uns aber ging's wunderlich: denn als ich an der Wohnung des Prinzen Bernhard anfuhr, begegnete mir Hauptmann Verlohren und erzählte, daß er eben das Haus geräumt und für die Hoheit eingerichtet habe. Ich bewunderte die gute Austheilung und anſtändige Einrichtung, fand auch Körners und andere Damen daſelbſt, welche dieſe Anſtalten beurtheilen wollten und billigten. Hauptmann Verlohren verſchaffte uns ſogleich ein ander Quartier in der 1. Etage ſeiner Wohnung, bey Herrn Hofrath von Burgsdorf. Wir ſind auf das allerbequemſte eingerichtet, finden gute Bedienung, herrliches und nicht zu teures Eſſen in einem nahen Traiteurhauſe, unſer Wein hat bis heute gehalten, der Rack natürlich auch. Herrn von Ende beſuchte ich heute früh, ſodann Körners, wo ich Herrn Arndt[1] antraf, der ſich als Patriot durch Schriften bekannt gemacht. Und ſo weit wären wir gekommen, bis zu halb 3 nach Tiſche den 21. April. Leider iſt nun der Wein ausgegangen und der doppelt ſo theure ſchmeckt nicht. Nun wünſcht man recht wohl zu leben und hofft auf die Fortſetzung.

G.

---

[1] Der Dichter der Befreiungskriege, Ernſt Moritz Arndt (1769—1860); vergl. Arndts „Erinnerungen aus dem äußeren Leben".

(Dresden, 25. April.)

Mittwoch den 21. Nachmittag gingen wir zu den Mengsiſchen Gypſen, waren mehrere Stunden vollkommen vergnügt und belehrten uns auf's beſte. Viele Ruſſen gingen auf und ab und ließen ſich von dem Inſpector was vorerzählen. Ein junger hübſcher Officier hielt ſich in der Gegend, wo ich war, und als ich es bemerkte, redete ich ihn an. Er nannte ſich einen Herrn von Nolten, der Name war mir bekannt. Einer ſeiner Verwandten hat eine Zeitlang in Jena, Weimar und Rudolſtadt gelebt. Vielleicht erinnert ihr euch deſſen. Ich ſagte, wenn er nach Weimar käm, ſolle er mein Haus beſuchen, es iſt gar nicht unmöglich und wer weiß, was ſo eine Bekanntſchaft für Nutzen bringen kann.

Regierungsrath Graf von Königsberg, deſſen ſich Auguſt erinnern wird, iſt hier bey der Verwaltungscommiſſion angeſtellt. Er hatte ſehr große Freude, mich zu ſehn. Abends gingen wir ins Schauſpiel. Cosi fan tutte, italiäniſch, war angekündigt. Nein! ſo ein Schreckniß iſt mir niemals vorgekommen. Alte vermagerte, ja lahme Frauen, ſtatt der luſtigen Dirnen, Liebhaber, ſteif und ſtockig über alle Begriffe, der Buffo nicht der Rede werth; der Geſang gerade nicht ſchlecht, aber unerfreulich. Mir ward ſo angſt, daß ich mich flüchtete wie die Officiere in's Schiff ſtiegen. Auf dem Rückwege begegnete mir ein großer Volksauflauf, über den weg ein ſchöner Poſtzug hervorragte, eine treffliche Reiſechaiſe mit Vache und auf dem Bocke der Hofmockel. Der Wagen hielt vor einem Hauſe, ich drängte mich durch's Volk und ſah Schwebeln[1] ausſteigen, den 4. April hatte er in Weimar von mir

[1] Legationsſekretär Schwebel bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Weimar.

Abſchied genommen. Welch' ein wunderliches Wiederantreffen. Herr von Ende und Verlohren haben ſich ſeiner angenommen, er hat einen Arzt und gute Wartung.

Des Nachts gegen 11 weckte mich eine fürchterliche Erſcheinung. Die Straße war von Fackellicht erhellt, und ein wildes Kriegsgetöſe hatte mich aus dem Schlafe geſchreckt. Eine Colonne hatte in der Straße Halt gemacht. Es war eine unangeſagte Einquartierung. Ganz verwünſcht ſah es aus, wenn ſich die Thore der großen Häuſer aufthaten und 10. 20. 30 bey Fackelſchein in ein Gebäude hineinſtürzten. Doch ſind die Wirthe das nun ſchon gewohnt, ſie haben Stuben und Lager wie ſie konnten eingerichtet, Eſſen halten ſie ſchon gekocht parat und wärmen es nur. Dicke Grütze, Rindfleiſch und Sauerkraut, Kartoffelſalat mit viel Zwiebeln und Knoblauch, Branntewein ſind die Hauptingredienzien des Gaſtmahls. Donnerſtag den 22. gingen wir nach dem Kupferſtichkabinet, wo wir uns an großen Bänden nach Raphael trefflich ergetzten, alte Bekanntſchaften erneuerten und neue ganz unvermuthet machten. Nach Tiſch auf die Gallerie. Die beſten Sachen ſind auf Königſtein geflüchtet, aber an dem, was zurück blieb, hätte man ein Jahr zu ſehn; doch war das erſte was uns der Inſpector Demiany[1] verkündigte, daß Director Riedel auf dem Königſtein ſey, um alles wieder herbeyzuholen. Das wollen wir denn auch abwarten und als ein Glückszeichen anſehn.

Dresden iſt freylich jetzt ſehr lebhaft; wenn man denkt, daß es ſchon für ſich im Gewiſſen 40 000 Einwohner hat, was dieſes ſchon in Friedenszeiten für eine Bewegung giebt, und was für Bedürfniſſe für eine ſolche Menge müſſen zuſammengeſchafft werden. Nächſtens ſoll eine Überſicht des Wochenmarkts folgen inſofern es möglich iſt.

[1] Carl Friedrich Demiany, ſeit 1812 an der Dresdener Galerie, nach Riedels Tod 1816 erſter Inſpektor.

Auffallend war folgende Erſcheinung: Chorſchüler, aber nicht etwa in langen Mänteln wie ſonſt, ſondern in knappen ſchwarzen Fracks und überhaupt ſchwarz gekleidet, etwa 30 an der Zahl, gingen, 4 Mann hoch, Arm in Arm, mit großen Stürmern auf den Köpfen, der Präfect voraus durch die Straßen. Sie marſchirten nach der Melodie eines Gaſſenhauers, der ohngefähr ſo heißen mag:

So gehen wir gaſſaten[1]
Wir luſtigen Cameraden
Und ziehen frank und frey
Und was man uns genommen,
Das haben wir nicht bekommen,
Und wenn uns nun der Teufel holt,
So ſind wir auch dabey.

Vor den anſehnlichſten Häuſern und auch vor dem unſern machten ſie Fronte, ſangen einen Vers deſſelben Lieds oder auch eines etwas ernſteren und dann zogen ſie weiter. Der militariſche Geiſt war auch ſchon völlig in dieſe Schwarzröcke gefahren.

Daß die Coſacken, die auf dem Markte halten, von allen Menſchen umgeben und angeſtaunt werden, ohne ſich in ihrer Gemütsruhe im mindeſten ſtören zu laſſen, darf ich kaum ſagen; aber wie lief jung und alt zuſammen, als ſie ein Cameel mitbrachten, zum ächten aſiatiſchen Wahrzeichen.

Ich ſah mehrere dieſer ſeltſamen Fremdlinge vor einem Laden ſtehn, wo Nürnberger Tand feil war. Sie kauften Nadelbüchſen und hatten große Freude an den Pferdchen, beſonders aber an den beſpannten Kutſchen. Sie unterhielten ſich darüber, deuteten auf alles ganz nah mit einer gewiſſen naiven Anmuth hin, berührten aber nichts.

Auf demſelben Spaziergang kaufte ich einen Fündling. Ihr müßt aber nicht erſchrecken, als wenn die Familie ver-

[1] Durch die Gaſſen laufen (gassatim ire).

mehrt werden ſollte, vielmehr dient Herrn Riemer zur Nachricht, daß es ein ſeltſames Geſtein ſey, dem man keinen Namen geben kann und das ſich vielleicht nur einmal findet. Daß Truppen, beſonders aber Officiere zu Pferd und zu Fuß in Wagen und auf Wagen hin und her ziehen, läßt ſich denken. An Fourage Fuhren fehlt es nicht, vom Lande kommen viele Menſchen herein und es iſt ein großes Treiben den ganzen Tag. Dazwiſchen fehlt es nicht an Orgelmännern, ſeltſam gekleideten Kindern die Kunſtſtücke machen, und ſonſt an Buden und Läden, wo, wie an der Meſſe allerley Wunderliches zu ſehen iſt.

Ich habe mir einen Plan von Dresden angeſchafft und mache mich nach demſelben mit der Stadt und den Vorſtädten bekannt. Bewegung und Zerſtreuung thun mir gar wohl. Ich fange nun erſt an, mich wieder zu erkennen. Geht es euch auch gut, ſo bleibt mir nichts weiter zu wünſchen. Ich habe noch nicht viel Perſonen geſehn und iſt auch nicht viel Freude dabey. Man hört nichts, als was man leider ſchon mit ſich ſelbſt hat abthun müſſen. Das Vergangene zu hören iſt ekelhaft, und wer wüßte von der Zukunft was zu ſagen. Proclamationen, Befehle, Gedichte und Flugſchriften giebt's unzählige. Für Auguſt wird eine vollſtändige Sammlung gemacht.

Wenn es dir, mein liebes Kind, ſo gut geht als du es um mich ſonſt und jetzt verdienſt; ſo kannſt du zufrieden ſeyn. Die Bewegung und Zerſtreuung hat mich bald wieder hergeſtellt. Lebe recht wohl und liebe mich. Vogel beſorgt dir alles an mich.

(Dresden) d. 25. Apr. 1813. G.

Beyliegende Blätter giebſt du nicht aus der Hand; vorleſen könnt ihr daraus nach Belieben und Schicklichkeit. Gedichte kommen nächſtens.

1340.

An Zelter.

Beykommendes, mein theuerſter Freund, war dir ſchon lange beſtimmt, ich zauderte es abzuſenden: denn man wußte kaum zuletzt mehr, mit wem man in der Welt noch zuſammenhinge, oder nicht; jetzt finde ich eine gute Gelegenheit es nach Berlin zu bringen. Nachdem ich erſt um deinetwillen beſorgt geweſen, konnte ich mich bald beruhigen, nun bin ich für mich und das Meinige beſorgt, und vielleicht ſobald nicht beruhigt. Am 17. April ging ich, mehr durch Zureden der Nächſten und Freunde, als aus eignem Entſchluß von Weimar ab. Ich war noch mit einem preußiſchen Paſſe durch die Chaine gekommen, als am 18. die Franzoſen nicht ohne Gewalt wieder in Weimar einrückten. Davon weiß ich aber ſelbſt nicht mehr, als was der allgemeine Ruf verkündet; denn ich habe ſeit der Zeit weder etwas von dorther vernommen, noch hat ein Brief von mir dorthin gelangen können.

In Dresden ſagte mir Dr. Sibbern, daß er dich geſehn, daß du ihm etwas an mich habeſt mitgeben wollen, daß du aber deshalb abgeſtanden, weil er wahrſcheinlich nicht nach Weimar kommen würde. Dahin wird er freylich nicht gelangen, aber in Dresden wäre es mir erfreulich geweſen, etwas von dir zu vernehmen. Ich lege ein kleines Liedchen bey, eine Parodie auf das elendeſte aller deutſchen Lieder: Ich habe geliebt, nun lieb ich nicht mehr. Wäre das Dichten nicht eine innere und nothwendige Operation, die von keinen äußeren Umſtänden abhängig iſt, ſo hätten dieſe Strophen freylich nicht in der jetzigen Zeit entſtehen können,

und da ich denke, daß ihr immer einmal wieder tafeln und singen werdet, so sey euch dieser außerzeitige Scherz gewidmet.

Lebe recht wohl und laß mich bald etwas von dir erfahren.

Töplitz den 3. May 1813.

Goethe.

1341.*[1]

An Christiane v. Goethe.

(Töplitz, 21. Mai.)

Freytag den 23. fuhren wir nach Tharand. Der Weg dahin durch ein Thal an der Weisseriz hinauf, das sich bald sehr verengt, bald wieder erweitert, und zu schönem Feldbau Gelegenheit giebt, ist höchst angenehm. Die Lage des Badeörtchens selbst ist wirklich gefällig. An dem Puncte, wo zwey Thäler zusammen kommen, steht die Ruine eines großen und weitläuftigen Schlosses auf einer isolirten Anhöhe. Um dieselbe und in die beyden Thäler hinauf ist der Ort gebaut, das Badehaus groß und geräumig und auch zum Logiren eingerichtet. Ich erneuerte die Bekanntschaft mit Herrn Forstrath Cotta,[2] dessen Anstalt junge Leute zum Forstwesen zu bilden sehr gut gedeiht. Andere Erziehungsinstitute schließen sich an und greifen in einander. Auch besuchte ich Herrn von O'Caroll,[3] der mit Tochter und Enkel sich in jenes friedliche Eckchen der Welt geflüchtet hat. Wir speisten und tranken gut und waren Abends zur rechten Zeit wieder zu Hause. Ich besuchte noch Frau von Grotthuß.

---

[1] Fortführung und Schluß des Reisetagebuchs.

[2] Heinrich v. Cotta (1768—1844), früher Forstmeister in Eisenach.

[3] Seine Gattin war 1810 in Weimar gestorben.

Sonnabends früh war alles auf den Beinen, weil man die Ankunft der Potentaten erwartete. Ich ging über die Brücke und besuchte Kügelgen in der Neustadt. Cosacken, Uhlanen, andere Reuterey, Fuhrwerke aller Art, von den schlechtsten Kibitken bis zu den kostbarsten Reisewagen bewegten sich hereinwärts. Die wohlmontirte und sich gut präsentirende Dresdner Bürgergarde hinauswärts. Die Ankunft der hohen Häupter verzog sich. Ich ging wieder zurück nach Hause, sodann mit meiner Wirthinn Frau von Burgsdorf in die Canzley des Finanzcollegiums, deren Fenster gerade auf die Brücke gingen. Doch als mir's da zu warm und zu eng ward, ging ich mit Forstr. Cotta wieder in die Neustadt, nach dem schwarzen Thor, wo man ein paar bekränzte Säulen aufgerichtet hatte, an deren Fuß die Bewillkommnung vor sich gehn und hübsche weißgekleidete Kinder wie gewöhnlich Blumen streuen sollten. Hier erfuhr ich den Unfall, welcher Weimar betroffen hatte, auf eine Weise, die mich mehr verdroß als erschreckte. Meine eigne so wunderbare und unvorsetzliche Entfernung gab mir die Hoffnung, daß auch von euch das Übel werde entfernt geblieben seyn. Kaiser und König ritten endlich ein; es war 1/21 Uhr. Die Garden, wundersam schön, männlich und militarisch, folgten, bey 8000 Mann Infanterie. Mit Noth kamen wir zurück in die Stadt. Auf dem Neumarkte hielten Kaiser und König. Hier sah ich noch den Rest der Infanterie, alsdann Cavallerie und starke Artillerie vorbey defiliren. Nachts war Illumination, fast durchaus mit Lichtern hinter den Fenstern. Ein einziges Haus hatte einen transparenten Tempel, daneben Inschriften mit ziemlich kleinen Buchstaben, an welchen die Zuschauer die Schärfe ihrer Augen übten, ohne daß sie solche ganz hätten lesen können. Überhaupt scheint man, was diese Dinge betrifft, in Dresden nicht stark zu seyn. So waren die Festone, womit die beyden

Empfangsſäulen oben verbunden waren, dergeſtalt dünn und mager, daß man ſie den Mädchen auf die Kleider hätte garniren können. Ein ſtarker Wind trieb ſie nach der Stadt zu, ſo daß die hereinreitenden Fürſten wenig davon geſehn haben ...

(Töplitz, 24. Mai.)

Da es mir nun, wie du ſiehſt, ſo wohl als möglich geht; ſo dancke ich dir herzlich für den Antrieb, mich hierher zu begeben. Einige Tage ſpäter wäre es unmöglich geweſen.[1] Was du erduldet haſt, möge eine fröhliche Folgezeit vergelten. Bis jetzt ſteht alles noch ſchwanckend, ſo daß man keinen Plan machen, noch ſich etwas vornehmen kann, ſobald dies möglich iſt, höreſt du mehr von mir. Indeſſen ſchreibe ich von Zeit zu Zeit, laßt mich auch etwas vernehmen ...

1342.

An Auguſt v. Goethe.

Inliegendes war ſchon geſchloſſen, als das folgende entſtand und ich will nicht verſäumen es mit abzuſchicken: denn ich hoffe, du ſollſt dich deiner Erfindung in dieſem Gewande freuen. In demſelben Packet ſende ich an Prinz Bernhard den famoſen Todtentanz[2] als Ballade. Du kannſt ihn dir gegen die wackelnde Glocke[3] allenfalls

[1] Eine preußiſche Streifſtruppe des Blücherſchen Armeekorps hatte am 12. April Weimar beſetzt; in der Nähe von Erfurt hatte ſich die Avantgarde Neys unter General Souham geſammelt. Nachdem es in der Nähe der Stadt und in den Straßen ſelbſt zu einem Gefecht gekommen, ſahen ſich die Preußen gezwungen, Weimar zu räumen, das nun von den Franzoſen beſetzt wurde. Ueber die weiteren Vorgänge, beſonders über die Haltung der Herzogin, ſiehe Bojanowski: „Louiſe, Großherzogin von Sachſen-Weimar", S. 333 ff.

[2] Vergl. S. 252.

[3] Später „Die wandelnde Glocke" benannt.

austauſchen. Dabey liegt auch ein blaues Landſchäftchen, das dir wohl ein guter Freund auf Papier wieder glatt zieht. Dieſe Späße ſollen nebenbey noch zu dem wichtigen Zwecke dienen, euch zu ſagen, daß ihr in eurem jetzigen täglichen Zuſtand, er ſey wie er will, froh und fröhlich ſeyn ſollt: denn das Unheil, das in unſerer Nähe vorgeht, und dem wir, wie einer vom Felſen dem Schiffbruch ganzer Flotten, ſicher, aber mit Angſt zuſehn, iſt ohne Gränzen. Lebe wohl! Grüße Riemer, auf deſſen Beyfall ich bey der wackelnden Glocke, ſo wie bey dem Todtentanz gerechnet habe. Noch einiges wird nachkommen. Lebe recht wohl und genieße jeder leidlichen Stunde.

Töplitz den 22. May 1813. G.

Beſonders meynt John, wer Abends in's Weimariſche Theater gehn könne, ſey ein glücklicher Menſch; da es hier in Töplitz gar nicht auszuhalten wäre, wenn nicht die Sonne länger als billig am Himmel ſtünde. Wobey man immer aber noch Langeweile genug hat.

1343.*

An Chriſtiane v. Goethe.

Töplitz den 1. Juni 1813.

Geſtern langte dein Brief vom 24. glücklich an, iſt alſo nicht länger wie billig unterwegs geweſen. Überhaupt ſendet nur alles durch Vogeln[1] an Verlohren, da erhalte ich es am ſicherſten und geſchwindeſten. Es freut mich ſehr, daß ihr die bisherigen Unbilden mit gutem Muthe ertragen habt. Fahret ja ſo fort und, in der Lage in der ihr ſeyd,

[1] Geh. Kanzleiſekretär Chriſtian G. C. Vogel, Geheimſekretär des Herzogs.

beklagt euch ja über nichts: denn wie es in denen Gegenden aussieht, wo die Armeen wirklich zusammentreffen, das darf man sich gar nicht vergegenwärtigen. Wir befinden uns wohl und sind fleißig . . .

Ich schreibe deshalb auch gleich wieder, ob ich schon nicht viel zu melden habe. Der gute Voigt[1] thut mir sehr leid. August soll mich ja gelegentlich dem Herrn Geh. Rath empfehlen und ihm meine Theilnahme bezeigen. Auch möchte ich etwas von Meyer und Knebel hören, wie es denen gegangen ist und wie sie sich befinden. Körners sind noch hier, in einer sehr unangenehmen Lage. Ihr Sohn ist bey den Preußen und sie mögen überhaupt bey'm Einrücken der nordischen Alliirten etwas laut gewesen seyn, deswegen, scheint es, mögen sie nicht gern nach Dresden zurück. Ich fahre sie einen Tag um den andern spazieren; es ist dieß doch Unterhaltung und Zeitvertreib . . . Hierneben steht das verlangte Liedchen, dem man freylich Tag und Stunde nicht ansieht, wo es entstanden ist. Es findet sich leicht eine Melodie dazu. Wenn ich zurückkomme, soll mich die Engels damit empfangen.

G.

(Beilage.)

Ich habe geliebet, nun lieb ich erst recht, . . .

Entsprungen Leipzig den 18. April 1813 in Solbrigs Declamatorium, geschrieben Oschatz den 19. April, bey einem sehr friedlichen Mittagsessen.

---

[1] C. G. v. Voigt; sein Sohn war von den Franzosen gefangen genommen und am 13. Mai gestorben.

Ich lege noch ein Blättchen bey, um dir zu ſagen, daß ich von Wien ſehr erfreuliche Nachrichten habe, die mich überzeugen, daß Ihro Maj. fortfahren, in Gnade und Huld meiner zu gedenken. Über die Rede[1] zu Wielands Andenken hat ſie[2] mir das Freundlichſte ſagen laſſen. In ſo trüben Zeiten, wo man kaum mehr weiß, wohin man die Augen richten ſoll, thut ein ſolcher Sonnenblick gar zu wohl . . .

1344.

An Riemer.

Bey meiner letzten Sendung,[3] wertheſter Freund, habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die fremden Worte aus der Handſchrift zu tilgen, inſofern es möglich und räthlich ſey, wie wir auch ſchon früher gethan haben. Ich bin, wie ſie wiſſen, in dieſem Punkte weder eigenſinnig, noch allzuleicht geſinnt, allein das muß ich Ihnen gegenwärtig vertrauen, daß ich, im Leben und Umgang, ſeit ich von Ihnen entfernt bin, mehr als einmal die Erfahrung gemacht habe, daß es eigentlich geiſtloſe Menſchen ſind, welche auf die Sprachreinigung[4] mit ſo großem Eifer dringen: denn da ſie den Werth eines Ausdrucks nicht zu ſchätzen wiſſen, ſo finden ſie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen eben ſo bedeutend ſcheint, und in Abſicht auf Urtheil haben ſie doch etwas zu erwähnen, und

---

[1] „Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland", gehalten in der Loge Amalia am 18. Februar 1813.

[2] Kaiſerin von Oeſterreich.

[3] Elftes und zwölftes Buch von „Dichtung und Wahrheit".

[4] Der Purismus der Sprachreiniger wird ſchon in den Xenien bekämpft; ſo wird in dem Xenion „Eridanus" der Puriſt Campe genannt „die furchtbare Waſchfrau, welche die Sprache des Teut ſäubert mit Lauge und Sand".

an den vorzüglichsten Schriftstellern etwas auszusetzen, wie es Halbkenner vor gebildeten Kunstwerken zu thun pflegen, die irgend eine Verzeichnung, einen Fehler der Perspective mit Recht oder Unrecht rügen, ob sie gleich von den Verdiensten des Werkes nicht das geringste anzugeben wissen.

Überhaupt ist hier der Fall, der öfters vorkömmt, daß man über das Gute, was man durch Verneinung und Abwendung hervorzubringen sucht, dasjenige vergißt, was man bejahend fördern könnte und sollte. Ich notire nur einiges zur künftigen Unterhaltung.

Eine fremde Sprache ist hauptsächlich dann zu beneiden, wenn sie mit Einem Worte ausdrucken kann, was die andere umschreiben muß, und hierin steht jede Sprache im Vortheil und Nachtheil gegen die andere, wie man alsobald sehen kann, wenn man die gegenseitigen Wörterbücher durchläuft. Mir aber kömmt vor, man könne gar manches Wort auf diesem Wege gewinnen, wenn man nachsieht, woher es in jener Sprache stammt, und alsdann versucht, ob man aus denselben etümologischen Gründen durch ähnliche Ableitung zu demselben Worte gelangen könnte.

So haben zum Beyspiel die Franzosen das Wort perche, Stange, davon das Verbum percher. Sie bezeugen dadurch, daß die Hühner, die Vögel sich auf eine Stange, einen Zweig setzen. Im Deutschen haben wir das Wort stängeln. Man sagt: ich stängle die Bohnen, das heißt, ich gebe den Bohnen Stangen, eben so gut kann man sagen: die Bohnen stängeln, sie winden sich an den Stangen hinauf, und warum sollten wir uns nicht des Ausdrucks bedienen: die Hühner stängeln, sie setzen sich auf die Stangen.

Es wird Ihnen leicht seyn, mehrere Beyspiele dieser Art anzuführen, zu finden oder zu erfinden, mir kommt sie viel vorzüglicher vor, als wenn man entweder durch Vor-

ſetzung der kleinen Partikeln, oder durch Zuſammenſetzung Worte bildet. Wo aber ſolche Ausdrücke beſonders zu finden ſind, will ich noch kürzlich bemerken, da wir ſchon öfters, jedoch in anderm Zuſammenhang, darüber geſprochen haben.

Man trifft ſie häufig an in den eigenthümlichen Sprachen der Gewerbe und Handwerke, weil die natürlichen Menſchen, die auf einem gewiſſen Grade der Cultur ſtehen, bey lebhaftem ſinnlichen Anſchauen, an einem Gegenſtande viele Eigenſchaften auf einmal entdecken, und da ſie kaum in einem Begriff zuſammenzufaſſen ſind, welches überhaupt auch dieſer Menſchenklaſſe Art nicht iſt, ſo gewinnen ſie dem ganzen etwas bildliches ab, und das Wort wird meiſtentheils metaphoriſch und alſo auch fruchtbar, ſo daß man, mit einigem Geſchick, gar wohl andere Redetheile davon ableiten kann, die ſich alsdann gar wohl, beſonders durch humoriſtiſche Schriften, einführen ließen. Soviel für dießmal! In der Hoffnung eines baldigen Wiederſehens und umſtändlicher Geſpräche über dieſen Gegenſtand und verwandte.

Töplitz den 30. Juni 1813. G.

1345.

An C. G. v. Voigt.

Wie oft habe ich mich nicht ſchon hingeſetzt, um Ihnen, verehrteſter Freund, ein Wort der aufrichtigſten Theilnahme[1] zu zu rufen, und immer habe ich mich wie gelähmt gefühlt, es war mir nicht möglich nur den mindeſten Ausdruck meiner Geſinnungen zu finden. Jetzt erſt, da Herr von

[1] Wegen des Todes ſeines Sohnes.

Wolfskeel[1] mich versichert, Sie sehen es nicht ungern, wenn Freunde theilnehmend Ihres Verlustes gedencken; so gewinne ich es über mich, die traurige Pflicht nach langem Zögern zu erfüllen.

Im Augenblick als die beyden Monarchen am schwarzen Thor zu Dresden von der Menge erwartet wurden, gelangte zu mir ein dunckles Gerücht, was in Weimar am 18ten Apr. vorgefallen, und nach den unbestimmten Nachrichten mußte ich befürchten, daß Ew. Excell. Person gefährdet sey und wie mußte dies die Sorge vermehren, die in mir aufstieg, als ich eine ungeheure wilde Volcksmasse in Sachsen und Thüringen vordringen sah, ich dachte mir unsre Fürsten und das Land von Ihrer Vorsorge, Ihrem Beystand entblöst und sah alles so schwarz, daß ich mich kaum freuen konnte, persönlich so großen Übeln entgangen zu seyn. In diesem Irrthum blieb ich mehrere Tage, bis mir die Aufklärung neuen Schmerz bereitete, indem der Nachricht von der Befreyung Ihres Herrn Sohns, die Nachricht von seinem Ableben auf dem Fuße folgte.

Und hier befinde ich mich wieder in dem Falle dessen ich zuerst erwähnte. Was kann man hinzufügen, wenn die Sache ausgesprochen ist.

Als ich über den Sturz, wodurch Wieland und seine Tochter so sehr beschädigt wurden, äusserst betroffen und aufgeregt, mich kaum zu fassen wußte, ward mir zuerst wieder einige Ruhe und Gleichmuth wieder hergestellt, als ich den leidenden Freund selbst, seine Heiterkeit seine Geduld vor mir sah, die meinen ungebärdigen Verdruß über diesen ungeschickten Schicksalsstreich augenblicklich beschämte. Und so nahe ich mich auch gegenwärtig Ihnen verehrtester, seitdem ich von unsern besuchenden Freunden vernommen,

[1] Kanzler Christ. Fr. C. Freih. v. Wolfskeel.

daß Sie Sich ununterbrochen und glücklich beſchäftigen, Theilnehmen und jenes traurige Andencken nicht entſchieden ablehnen, ja ſelbſt an Erinnerung früher und hoffnungsvoller Zeiten Freude und Erquickung finden. So bewahrheitet ſich denn abermals der paradox aufgeſtellte Satz: daß der eigentliche Troſt nur von dem Leidenden, die Faſſung nur von dem Beſchädigten ausgehen könne.

Laſſen ſich mich für diesmal ſchließen und nur ſoviel von mir hinzufügen: daß äuſſere Ruhe und körperliches Wohlſeyn mich diesmal hier ſehr glücklich machen könnten, wenn nicht die Verdüſterung des politiſchen und militariſchen Himmels und die Nähe ſovieler unausſprechlich unglücklichen jedes Behagen verſcheuchte, dergeſtalt, daß wir es uns zum Vorwurf machen, in dem Moment, wo jedermann leidet und fürchtet, einige vergnügte Stunden zu genieſſen, wie mir denn doch manche in den hieſigen Gebirgen gegönnt waren. Der ich mich dringend empfehle

Teplitz d. 26. Juli 1813. Goethe.

1346.

An Chriſtiane v. Goethe.

(Ilmenau) Am 28ten Aug. 13.

Ich wachte zeitig auf, ohne mich des Tags zu erinnern. Ein Kranz mit Glück auf! von Bergr. Voigt, den mir Dienemann ans Bette brachte, erinnerte mich erſt.[1] (ſ. No. 1.) ich war noch nicht angezogen, als ich Durchl. den Herzog, den Prinzen und Gefolge herankommen ſah und eilte auf der Straße entgegen. Da gab es freundliche Begrüßungen, und kaum waren ſie auf meinem Zimmer, als drey kleine

[1] Im Tagebuch heißt es über die Geburtstagsfeier „Beſuch Seren(issimus). Pr. Bernh. und Suite. Kinder, Jungfrauen, Betagte, Artige, Verſe und Kränze."

Mädchen mit Sträußen und Goldpapier Bogen auf Tellern hereintraten. Das Gedicht (No 2.) von Serenissimo entdeckt ich zuletzt. (No 3) vom Grafen Etling. (No 4) noch unbekannt. (No 5) von Fritsch. Kaum hatte man sich damit bekannt gemacht so traten drey hübsche Mädchen herein, jede einen Krug haltend; sie rezitirten ihre Gedichte,[1] (No. 6. 7. 8.) gar hübsch und als die letzte mir den Kranz aufsetzte, küßte ich sie gar behaglich, und hohlte es bey den andern nach.

Bald hierauf kamen die Mütter und Grosmütter mit den Enckeln und kleinsten Kindern und brachten eine bekränzte Cartoffel Torte. Welche so heiß sie war dem Prinzen Bernh. fürtrefflich schmeckte. Und so war unerwartet ein sehr artiges, manigfaltiges, wohlgemeyntes, ja rührendes Fest entstanden, wo ich im Sürtout und ohne Halsbinde figurirte. Soviel für diesmal. Ich siegle, damit es bey nächster Gelegenheit abgehe. Das war also auch wieder ein guter Rath, der mich nach Ilmenau hinwies. Daß ich unterwegs heiter war, saht ihr aus den Verslein.[2] Gestern war ich sechs Stunden zu Pferde, welches mir sehr wohl bekam. Meine überraschende Ankunft machte viel Spas. Möget Ihr dergleichen genießen! G.

* * *

Aus der Zeit von Goethes Heimkehr nach Weimar bis Ende Oktober sind keine Briefe von allgemeinem Interesse mitzuteilen. Charakteristischer für seine Stimmung als die Briefe dieser Monate ist sein Bekenntnis in den „Tag- und Jahresheften" 1813: „Hier muß ich noch einer Eigentümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken.

[1] Vom Justizamtmann Ackermann in Ilmenau.

[2] Es ist das Gedicht: „Ich ging im Walde so für mich hin"; die Handschrift trägt das Datum „26. August 1813" und die Aufschrift „Frau von Goethe". Der Dichter war am 26. nach Ilmenau geritten; das Gedicht entstand in Erinnerung an die Wiederkehr des 12. Juli, an dem vor fünfundzwanzig Jahren Goethe und Christiane ihre Verbindung geschlossen hatten.

Wie ſich in der politiſchen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervortat, ſo warf ich mich eigenſinnig auf das Entfernteſte. Dabei iſt denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Carlsbad an mich mit ernſtlichſtem Studium dem chineſiſchen Reich[1] widmete und dazwiſchen, eine notgedrungene unerfreuliche Aufführung des Eſſex[2] im Auge, der Schauſpielerin Wolff zuliebe und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Eſſex ſchrieb, gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig."

1347.

An Gräfin Joſephine O'Donell.

Die ſeit geraumer Zeit zwiſchen meiner verehrten Freundin und mir unterbrochene Communication thut ſich endlich wieder auf und ich verſäume nicht, mit wenigem von meinem Zuſtande Nachricht zu geben.

Nachdem uns ein zwar gehofftes, aber doch immer ſchweres Geſchick lange gedroht, ſo brach es endlich am 21. und 22. October über uns herein, und wir hatten von der rohen losgelaſſenen Gewalt alles zu fürchten und vieles zu ertragen. Wenn Sie ſich vorſtellen, daß wir in acht und vierzig Stunden die ganze Stufenleiter vom Schreckbarſten bis zum Gemeinſten durchgeduldet haben, ſo werden Sie gewiß Ihres Freundes mit Antheil gedenken. Das erſte liebreiche, was mir alsdann entgegenklang, war der Name O'Donell,[3] der allein ſchon hinreichend geweſen wäre, mich in

[1] Am 10. November ſchreibt er an Knebel: „Ich hatte mir dieſes wichtige Land gleichſam aufgehoben und abgeſondert, um mich im Falle der Not, was auch jetzt geſchehen, dahin zu flüchten. Sich in einem ganz neuen Zuſtande auch nur in Gedanken zu finden, iſt ſehr heilſam."

[2] „Graf von Eſſex" von Banks, bearbeitet von J. G. Dyk, wurde zum erſten Male mit dem „Epilog" am 13. November aufgeführt. Der Epilog, ein Monolog der Königin Eliſabeth, wurde von Frau Wolff geſprochen.

[3] Graf Moritz O'Donell (1788—1843).

eine andere Welt zu verſetzen. Da aber der Mann, der ihn trägt, unter die vorzüglichſten gehört, die ich in meinem Leben gekannt habe, ſo war die Unterhaltung mit ihm Erquickung ja Wiederherſtellung, und ich freue mich nur, daß mein Sohn gegenwärtig geweſen, um einen Begriff von ſo hoher Bildung zu faſſen, und ſich darüber mit mir jetzt und in der Folgezeit fruchtbar zu unterhalten. Eben ſo engelartig erſchien mir Fürſt Moriz Liechtenſtein,[1] welcher mehr als er ſelbſt wiſſen kann mir hülfreich geweſen. Die edle Theilnahme des Fürſten Louis,[2] der mit eigener und der Seinigen Gefahr die Verwüſtungen, womit uns wilde Horden überzogen, abzulehnen trachtete, mußte rühren und unſere Hoffnungen beleben. Erfreulich war die ritterlich angenehme Gegenwart des Fürſten von Windiſch Grätz,[3] wozu ſich ein Graf Clam,[4] ein von Pfeil und andere junge ſo brave als wohldenkende Männer geſellten. Von mehreren iſt mir der Name entfallen, aber ihre Geſtalt ſowohl als ihr Geſpräch bleibt mir unvergeßlich.

So lebten wir bedrängt und getröſtet, aufgeregt und beruhigt unſere Tage, bis endlich die Gegenwart und beſondere Gunſt des Herrn Grafen Metternich[5] mich völlig aufrichtete und mir einen frohen Eindruck hinterließ: denn es iſt freylich geiſt- und herzerhebend an den Anſichten ſolcher Männer Theil zu nehmen, die das ungeheure Ganze leiten, von deſſen kleinſtem Theil wir andern uns gedrückt, ja erdrückt fühlen.

Und ſo ſey denn der erſte freye Athemzug, der mir vergönnt iſt, meiner geliebten Freundin gewidmet. Übernehme Sie wie ſonſt die ſchöne Pflicht, mich und mein Geſchick allerhöchſten Orts zum angelegentlichſten zu empfehlen. Die

[1] Den Goethe von Teplitz her kannte.

[2] Fürſt Alois Gonzaga Liechtenſtein (1780—1833), der in der Schlacht bei Leipzig das 2. Armeekorps kommandiert hatte.

[3] Alfred Conr. Ferd. Windiſch-Grätz (1787—1862).

[4] C. Joſ. Clam-Martinitz (1792—1840).

[5] Der am 24. u. 25. Oktober in Weimar geweſen ſein ſoll.

hoch und heilig gehaltenen Namenszüge[1] blickten mich in dieſen Stunden der Verwirrung, wie glückbringende Sterne, freundlich an, als ich ſie ſtatt aller übrigen Schätze zu flüchten und zu retten ſuchte. Leben Sie tauſendmal wohl und laſſen Sie mich in Hoffnung eines fröhlichen Wiederſehens bald den theuren Namen erblicken, der mir nun doppelt werth geworden.

Weimar d. 30. October 1813. ewig verbunden Goethe.

1348.*

An C. v. Knebel.

... Wie wir ſeit vierzehn Tagen leben, brauchen wir einander nicht zu articuliren, denn jeder hat ſein Theil geduldet. Ich habe viel intereſſante Bekanntſchaften gemacht, die ich wirklich als reichlichen Erſatz des Übels, das mir widerfahren, betrachten kann; ich freue mich darauf, dir bey unſerer nächſten Zuſammenkunft, mehrere Schilderungen mitzutheilen.

Was mich aber am eigentlichſten über dieſe Tage tröſtet, ſind ein paar Arbeiten, die mir ſeit dem ſiebenzehnten October, ich darf wohl ſagen gelungen ſind. Unſere Schauſpieler lernen den Eſſex ein, Madame Wolff, welcher die Rolle der Eliſabeth übertragen iſt, bat mich um eine Schlußrede ſtatt der ganz erbärmlichen, wie ſie der Text enthält; dazu mußte ich die Lage der Perſonen überſehen, erinnerte mich des Lebens der Königin und ſo entſtand ein großer Monolog, eine Art Epilog, wie ſie die Engländer haben, der ricochetweiſe einen großen Raum durchläuft. Das andere

[1] Der Kaiſerin von Oeſterreich: ihr Geſchenk mit ihrem „Namen in Sternenzügen", wie er am 8. Februar 1814 an die Gräfin O'Donell ſchreibt.

ist eine Ballade,[1] deren Gegenstand ich schon lange gehegt, aber nicht zur Erscheinung bringen können; es scheint, daß das Fieber dieser Tage solchen Productionen günstig ist. Ich hoffe, dir beyde nächstens vorzulesen: denn ich wünsche nichts mehr als einige Wochen in Jena zuzubringen.

So will ich denn auch vermelden, daß wir mit der Biographie bis zum achtzehnten Druckbogen gelangt sind. Riemer steht mir gar löblich bey, sonst möchte das Werklein in diesen unsaubern Zeiten wohl schwerlich zur erwünschten Reinlichkeit gelangen.

Nun grüße ich deine älteren und jüngeren Lieben, in Hoffnung eines glücklichen Zusammentreffens; die meinigen haben sich auch ganz wacker gehalten.

Weimar den 4. Novbr. 1813. G.

1349.*

An C. v. Knebel.

... Der junge Schopenhauer[2] hat sich mir als einen merkwürdigen und interessanten jungen Mann dargestellt; du wirst weniger Berührungspuncte mit ihm finden als ich, mußt ihn aber doch kennen lernen. Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenspiel unserer neuen Philosophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herren vom Metier in ihrer Gilde passiren lassen; ich finde ihn geistreich und das Übrige lasse ich dahin gestellt.

W. d. 24. Nov. 1813. G.

[1] Ballade „Vom vertriebenen und zurückgekehrten Grafen"; 1820 zuerst mit der Ueberschrift „Ballade" in „Kunst und Altertum" gedruckt. In den „Tag- und Jahresheften" 1813 heißt es in Bezug darauf: „Der Löwenstuhl, eine Oper, gegründet auf die alte Ueberlieferung, die ich nachher in der Ballade: „Die Kinder, die hören es gerne" ausgeführt.

[2] Arthur Schopenhauer (1788—1860), der Sohn von Goethes Freundin Johanna Schopenhauer.

1350.

An Kirms.

(30. November.)

Mir ſcheint nicht wohl gethan, wenn wir jetzt dieſe Sache[1] zur Sprache bringen.

1) Können wir ohne Serenissimi ausdrückliche Authoriſation niemand verabſchieden.

2) Haben wir niemals was auſſer dem Theater geſchah beachtet, am wenigſten die Liebſchaften der Schauſpieler und Schauſpielerinnen.[2]

3) Müſſten wir, wenn von ſolchen Dingen die Rede ſeyn ſollte, die Proſcription auch auf andere ausdehnen.

4) Sind ja privat Relationen und Unterſuchungen nicht hinreichend zu ſolchen Schritten.

5) — — — —

Doch ich glaube ſchon genug geſagt zu haben.

G.

1351.*

An Sara von Grotthuß.

. . . Die ungeheueren Schickſale ſind, verhältnißmäßig, gelind an uns vorübergegangen, und ich war, mit allen

---

[1] Es handelte ſich um den von Kirms gemachten Vorſchlag, die Schauſpielerin Lefevre wegen Liederlichkeit und Talentloſigkeit zu entlaſſen.

[2] Am 1. Dezember ſchreibt er an Kirms: „Der geſtern an mich gebrachten Sache habe weiter nachgedacht und gebe zu überlegen, ob man die Lefevre nicht wenigſtens ſuspendiren und ihr verbieten ſolle weder aufs Theater noch in die Theater Loge, bis auf weiteres zu kommen, auch könnte eine Commination des Verabſchiedens hinzugefügt werden. Den Modum würde man ja wohl finden. Leider iſt die Trübler in demſelben Falle, von der Jung ſagt man das Gleiche. Was iſt mit dieſen zu thun?“

denen mir zunächſt Verbundenen, durch dieſe unruhigen Wochen wenigſtens geſund, und man half ſich wechſelsweiſe ſelbſt die ſchlimmſten Stunden ertragen.

Wo man hinſieht und hört, woher auch Briefe zu uns gelangen, alles klingt wieder von Jammer und Noth, und nur die Hoffnung, daß aus dieſem Chaos eine neue Ordnung der Dinge hervortreten werde und müſſe, erhält noch die Jüngeren aufrecht, indem die Älteren es wahrſcheinlich finden daß ſie erſt aus glücklicheren Regionen auf dieſes neue Glück herabſehen werden . . .

Weimar d. 1. Decbr. 1813. G.

1352.

An den Herzog Carl Auguſt.

Ew. Durchlaucht haben geruht, meinen Sohn, den Hofjunker und Cammer-Aſſeſſor, dem Cammerrath Rühlmann auf ſeiner Reiſe nach Frankfurt zur Begleitung zu geben und ihm dadurch die höchſte Gnade erzeigt, weil er ſowohl glückliche Gelegenheit findet ſich zu Welt- und Staatsgeſchäften mehr zu qualificiren als auch ſich nach den Reſten meines Vermögens umzuſehen. Alle meine Wünſche wären daher erfüllt, wenn es in Ew. Durchlaucht Plan läge, ihn in der angetretenen, ſeiner Natur und Eigenſchaft ganz angemeſſenen Carriere fernerhin zu belaſſen, damit er ſich früher oder ſpäter unter diejenigen Ärzte zählen könne, die berufen ſind, Wunden, welche der Krieg geſchlagen hat, zu heilen. Zu gleicher Zeit würde er mir in meinem kleinen Geſchäfts- und Hauskreiſe behülflich ſeyn können, wo man eines angebornen vertrauten Beyſtandes bedarf da es mit denen die man ſich anzueignen gedenkt, nicht immer gelingen will, und man unverſehens wieder verlaſſen daſteht. Meine bürgerliche und

öconomiſche Lage, welche Ew. Durchlaucht geſchaffen, würde dadurch erhalten, geſichert, und ich von allen Seiten in einer ſo ſtürmiſchen Periode beruhigt ſeyn. Dieſes hätte ich alles Höchſtdero Ermeſſen ſtillſchweigend anheim gegeben, wenn nicht mein Sohn, nach dem letzten Aufrufe, der Pflicht und Ehre es gemäß gehalten hätte ſich gleichfalls zu melden, nicht ohne Muth und Luſt, wie es Jüngeren wohl geziemt, die mehr vorwärts als zurück und nach der Seite ſehen ſollen. Zu dieſem Schritte hätte ich widerſtrebender meine Einwilligung gegeben, wenn Ew. Durchlaucht höchſte Erklärung nicht zum Voraus bezeugte daß Ihro oberſte Überſicht jeden an ſeinen Platz zu ſtellen ſich vorbehalte.

W. d. 30. Dez. 1813.

1353.*

An v. Trebra.[1]

... Unſere Chemiker fahren fort die wunderlichſten Dinge zu entdecken, und deine Weiſſagungen beſtärken ſich immer mehr. — Da ich von Weiſſagungen rede, ſo muß ich bemerken, daß zu unſerer Zeit Dinge geſchehen, welche man keinem Propheten auszuſprechen erlaubt hätte. Wer durfte wohl vor einigen Jahren verkünden, daß in dem Hörſaale unſeres proteſtantiſchen Gymnaſiums mohametaniſcher Gottesdienſt werde gehalten und die Suren des Korans würden hergemurmelt werden, und doch iſt es geſchehen, wir haben der baſchkiriſchen Andacht[2] beygewohnt, ihren Mulla geſchaut, und ihren Prinzen im Theater bewillkommt.

---

[1] Fr. Wilh. Heinrich v. Trebra (geb. 1740), ſeit 1801 Oberberghauptmann in Freiberg, wo er 1819 ſtarb. Goethe notierte am 16. Juni 1776 in ſeinem Tagebuch: „Trebra brav, wahr, in dem Seinigen treu.“

[2] Es hatte ſich eine Truppe Baſchkiren in Weimar aufgehalten.

Aus beſonderer Gunſt hat man mir Bogen und Pfeile verehrt, die ich, zu ewigem Andenken, über meinem Kamin, aufhängen werde, ſobald Gott dieſen lieben Gäſten eine glückliche Rückkehr beſtimmt hat.

Wir haben dieſe Tage her nicht ſowohl in Unruhe, als in großer Bewegung gelebt. Unſer gnädigſter Herr begiebt ſich zu ſeinen Heerhaufen, welche ſchon bis Caſſel vorangerückt ſind. Da wir den Kriegszuſtand gegenwärtig für den natürlichen und wünſchenswerthen halten müſſen, ſo entſchlagen wir uns aller Sorgen, um frohen Muthes einen glücklichen Erfolg zu genießen. Auch mein Sohn wird, nicht dem Kalbfell, wohl aber dem Hüfthorn folgen. Diana war im Frieden und Krieg immer die Schutzgöttin der Weimaraner ...

Laß mich, mein Lieber, bald von dir hören. Man bedient ſich als Symbol der Ewigkeit der Schlange, die ſich in einen Reif abſchließt, ich betrachte dieß hingegen gern als Gleichniß einer glücklichen Zeitlichkeit. Was kann der Menſch mehr wünſchen, als daß ihm erlaubt ſey das Ende an den Anfang anzuſchließen, und wodurch kann dieß geſchehen, als durch die Dauer der Zuneigung, des Vertrauens, der Liebe, der Freundſchaft.

Meine kleine Haushaltung grüßt dich. Meine Frau und die Schreiberin[1] wünſchen dich kennen zu lernen, beſonders letztere, welche den Mann gern ſehen möchte, dem ich mitunter ſo poſſirliche Sachen ſchreibe. Laß mich bald wiſſen, daß du dich mit den Deinigen recht wohl befindeſt.

Weimar den 5. Jan. 1814.

Wenn ich dieſe Blätter mit rother Tinte corrigirt zu dir ſende, ſo iſt auch dieß ein Zeichen der Zeit. Unſere jungen Herren finden nichts bequemer als hinaus zu

[1] Caroline Ulrich.

marſchiren, um anderen ehrlichen Leuten eben ſo beſchwerlich zu ſeyn als man uns geweſen, und das iſt ein ſehr lockender Beruf, da man noch nebenher für einen ausgemachten Patrioten gilt. Uns Überſechzigern aber bleibt nichts übrig als den Frauen ſchön zu thun, damit ſie nicht gar verzweifeln. Wie wollen wir das nun anfangen? mit den bejahrten ſpiele ich Karte, und die jüngeren lehre ich irgend etwas. Vivat sequens. Gott erhalte deinen Humor! Ich habe keine weitere Ambition, als daß man zu mir ſagen möge:

You are the merriest undone Man in Europe.

W. d. 7. Jan. 1814.

1354.

An Arthur Schopenhauer.[1]

Herrn Docktor Schoppenhauer wünſche um eilf Uhr, lieber jedoch um halb eilf bey mir zu ſehen, um den erſten klaren Sonnenſchein zu benutzen.

W. d. 8. Jan. 1814. Goethe.

1355.

An A. v. Goethe.

Dir ſoll gleich, mit umgehender Poſt, die Nachricht werden, daß dein Brieflein angekommen iſt und uns höchlich erfreut hat. Fahre ſo fort, mit heiterem Sinn, auf zwey Dinge zu achten, erſtlich, wo die Menſchen hinaus wollen?

[1] Schopenhauer war im Juni 1813 nach Weimar gekommen, hatte dort und in Rudolſtadt ſeine Diſſertation „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" gearbeitet und am 2. Oktober 1813 in Jena promoviert. Im November bereits begannen ſeine Beziehungen zu Goethe. Als Schopenhauer im Mai 1814 Weimar verließ, ſchrieb ihm Goethe ins Stammbuch:

„Willſt du dich des Lebens freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen."

und zweitens wie ſie ſich deshalb masquiren? Zeige dich nicht allzu behäglich, damit ſie dir dein Glück nicht übel nehmen. Wir gehen in unſrem Weſen fort und zu dieſem Gehen gehört auch das Schlittenfahren, obgleich andere ſich daraus ein Bedenken machen.

Die Menſchen ſind noch eben ſo abſurd wie 1806, wo ich gar frömmlich aufgefordert wurde das Schauſpiel abzudanken, nach welchem ſie vier Wochen ſpäter jämmerlich lechzten, da ich nun die Bosheit hatte die Eröffnung noch vierzehn Tage aufzuſchieben, bis ſie mich unter Drohungen dazu nöthigten. Wir ſind mit Aſche genug beſtreut, und brauchen nicht noch gar einen Sack überzuziehen.

Erkundige dich, wenn du Zeit haſt, nach Antiquaren aller Art, beſuche ihre Läden und Zimmer und bringe mir etwas Gedeihliches wohlfeil mit. Wenn dir etwas behagt, ſo zaudere nur nicht, denn wenn du auch irrteſt, hat es nichts zu ſagen. Irrend lernt man.

In der Jenaiſchen Literaturzeitung[1] ſteht eine treffliche Ankündigung, in welchem Sinne man, zunächſt, die politiſchen Flug-Schriften anzeigen wolle. Ich würde, (bis auf wenige Stellen, die noch einer Erläuterung bedürfen) dieſe Columnen gern unterſchreiben. Folgende Stelle nimm dir zu Herzen, und ſprich ſie nicht aus. Inſofern aber in Frankfurt Exemplare unſerer Literaturzeitung gehalten werden, ſo mache die Menſchen, gelinder Weiſe, darauf aufmerkſam. „Unſere Männer und Frauen mögen ja nicht glauben, die Deutſchheit ſey einerley mit dem Chriſtenthum und der ritterlichen Geſinnung; denn jenes war ihr an ſich fremdartig, zumal ehe es die Reformation verdeutſchte, und dieſes, gleichfalls ein Sprößling der Fremde, ſtand in manchem Widerſpruch mit der urſprünglichen deutſchen National-Freyheit.“

[1] Dezember 1813, Nr. 245.

Und hiemit glauben wir für dieſesmal aus unſrem gegenwärtigen allgemeinen Schnee, dir den freundlichſten Segen ertheilt zu haben.

Die Nonne[1] grüßt den Hühnermönch[2] zum ſchönſten, „gieb mir dein Seel".

Weimar den 14. Jan. 1814. G.

Cnaja! Cnaja![3]

1356.*

An Eichſtädt.

Weimar den 19. Jan. 1814.

... Zugleich eröffne Ew. Wohlgeboren den Wunſch welchen dieſelben gewiß gern erfüllen werden. Der jüngere Schiller[4] nämlich bleibt, da alles nach den Waffen greift, ungern zurück; er iſt nach Jena gezogen und will ſich der Rechtsgelahrtheit widmen. Nun iſt dieß die ſchönſte Gelegenheit, ja eine dringende Forderung, ſich der lateiniſchen Sprache und den römiſchen Eigenthümlichkeiten zu nähern und die hohe Cultur wodurch ſich jene, und die Tüchtigkeit, wodurch ſich dieſe auszeichnet, an ſich heran, wo nicht in ſich hinein zu bilden. Dieſes wünſcht ich dem jungen Schiller unter Ew. Wohlgeboren Leitung. Hätte er ſich noch nicht producirt, ſo haben Sie die Güte ihm Anlaß zu geben, ja es

---

[1] Caroline Ulrich, die Schreiberin des Briefes.

[2] Auguſt, vergl. S. 192.

[3] Vielleicht eine Anſpielung auf eine Erinnerung Goethes aus ſeiner italieniſchen Reiſe. Am 18. Januar 1787 hatte er aus Rom an den Weimarer Freundeskreis geſchrieben: „Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an, gegen die Cardinäle gewendet: gnaja! gnaja! ſo daß es ohngefähr klang wie canailla! canailla! Der Cardinal (Albani) wendete ſich zu ſeinen Mitbrüdern und ſagte: „Der kennt uns doch!"

[4] Ernſt Schiller.

wird vielleicht erforderlich ſeyn ihn zu einer Annäherung zu nöthigen. Er iſt ohnehin in ſich gekehrt; die Jugend fürchtet, ſich den älteren Perſonen zu nähern und ſich zu entdecken, ja ich fürchte (dieß ſey im Vertrauen geſagt), daß er ſeine Schul- und Heidelberger Univerſitätsjahre nicht hinreichend genutzt, und ſich in den erſten Anfängen nicht ſattſam gegründet habe. Mögen Ew. Wohlgeboren ihn väterlich prüfen und leiten, auch inſofern er ausgebildet genug ſeyn ſollte, zur lateiniſchen Geſellſchaft heranziehen, und ihm ſonſt Gelegenheit zu einer freudigen Thätigkeit geben; ſo werden Sie die Mutter und mich ſehr verbinden, und auch die, an dem Schickſal dieſer Familie großen Theil nehmenden höchſten Herrſchaften erfreuen. Wenn wir hoffen dürften, daß auf dieſe großen erſchütternden Bewegungen ein feſter Zuſtand folgen werde, ſo haben wir alle Urſache einen wiſſenſchaftlichen Stamm zu erhalten, damit die Wiederkehrenden ſich anzuſchließen deſto mehr Luſt haben mögen.

Ergebenſt

Goethe.

1357.*

An C. v. Knebel.

... Carl[1] hat ſich recht brav bewieſen, und ich will gern am rechten Orte ſeiner gedenken. Dieß bemerke ich aber: daß es für junge Leute eine wahre Wohlthat iſt, wenn ihnen gewiſſe beſſere und höhere Zuſtände, eine Zeitlang, verſagt bleiben; dadurch lernt man erſt ſchätzen, was man erhält; denn leider ſieht der Menſch, nach einem jeden was ihm geworden, immer wieder was neues Wünſchenswerthes vor ſich, und ſeine Ungeduld wächſt mit jedem Gelingen.

[1] Knebels Sohn.

Verzeihe dieſe allgemeine Bemerkung! ich habe ſie aber in meiner Pädagogik gegen meine jungen Leute immer gern zur Ausübung gebracht.

Auguſt befindet ſich in Frankfurt ganz wohl, doch will es ihm nicht gerade behagen wie ſonſt, da er jünger war und nicht ſo ſcharf bemerkte, was für ein Unterſchied in den Culturen iſt. Das religionsmyſtiſche, leider oft hohle und ſtets dünkelhafte Weſen hat auch die beſten Menſchen ergriffen, und Werner findet die beſte Gelegenheit, ſeine Spitzbübereyen auszuüben ...

Weimar den 19. Jan. 1814. G.

1358.

An Gräfin Joſephine O'Donell.

Sie handelten ſehr lieb und freundlich, meine Theuerſte, mir von Ihrer Geneſung ſogleich eigenhändige Nachricht zu geben, nachdem das Gerücht von Ihrer Krankheit[1] mich ſehr beunruhigt hatte. Dieſe und ähnliche Übel ſind doppelt empfindlich, indem ſie uns von den werthen Perſonen trennen, welche allein ſie zu lindern im Stande wären. Geben wir hingegen unſrem Gefühle nach und meiden nicht oder laſſen nicht meiden, ſo verbreitet ſich das Übel, und der Wiedergeneſene hat einen krankgewordenen Hülfreichen zu beklagen. So ſieht es jetzt leider in der ganzen Welt aus, und ein Brief braucht nicht immer ſchwarz geſiegelt zu ſeyn, um uns Unheil zu verkündigen.

Dagegen iſt aber auch das erworbene Heil ſo groß, daß ſich niemand beklagen wird, an der Gefahr und Noth, wodurch es erworben ward, Theil genommen zu haben oder

[1] Es handelt ſich nach R. M. Werners Annahme um eine anſteckende Krankheit, die die Gräfin von „werten Perſonen“ (der Kaiſerin von Oeſterreich) fernhielt.

zu nehmen, es sey handelnd oder leidend, mit dem Leibe oder dem Beutel bezahlend; wenigstens dürfen wir uns sagen, daß die Seele gewonnen habe.

An mir ist indeß Ihr schöner Segenswunsch in Erfüllung gegangen und ich bin durch günstige Ereignisse in den Fall gesetzt, meinen löblichen und unlöblichen Gewohnheiten wieder fröhnen zu können; welches, genau besehen, denn doch der Menschen höchster Wunsch bleibt. Das vergangene Jahr hat, nicht allein im Äußern sondern auch im Innern, sich höchst ungünstig gegen mich erwiesen; der Jänner hingegen hat sich höchst freundlich und lieblich gezeigt. Wir wollen sehen, wie sich seine übrigen Jahresgesellen betragen und aufführen werden.

Da wir uns nun unter dem Schutz der heiligen Heer-Schaaren[1] wieder können wohl seyn lassen; so habe ich angefangen meine, vergangenes Jahr zweymal geflüchteten und vergrabenen Kunstschätze und sonstige Prätiosa wieder auszuscharren und aufzustellen, bey welcher Gelegenheit mir mancherley Gutes und Treffliches, und also auch jener Name[2] in Sternenzügen auf's neue geschenkt wird. Lassen Sie ja, theuerste Freundin, wenn Sie sich der Verehrtesten wieder nähern, mein Andenken treulich mit einfließen.

Mein dritter Band[3] kommt noch nicht. Ich glaube, er wäre glücklicher, wenn er in Sedez gedruckt wäre. Die kleinen Büchelchen sind immer regelmäßig zu Weihnachten da. Für mich ist es ein Glück, daß ich ein alter Schriftsteller bin, dem es um die Publicität nicht sonderlich mehr zu thun ist. Erst entvölkerte Nervenfieber, sodann Insurrection und Conscription die Druckersäle; jetzt hat der Verleger wegen der Versendung Zweifel. Ein junger Autor würde

[1] Der Verbündeten.
[2] Der Kaiserin von Oesterreich.
[3] Von „Dichtung und Wahrheit".

vor Ungeduld aus der Haut fahren; ich aber tröſte mich und hoffe, daß das Büchlein, wenn es eine Weile liegt, wie die Mispeln nur gewinnen wird.

Und ſo möge denn der tiefe Schnee dieſen Brief nicht abhalten, dem ich abermals ein kleines Büchlein hinzufüge, damit er einiges Gewicht erhalte, und nicht verweht und verwindwebt werde. Leben Sie recht wohl, und laſſen mich empfohlen ſeyn.

Weimar, den 8. Februar 1814. Goethe.

1359.

An S. Boiſſerée.

Auf Ihren freundlichen, umſtändlichen Brief, der mir ein langes Entbehren Ihrer Nachrichten auf einmal vergütet, will ich ſogleich, mich kurz faſſend, einiges erwidern. Von der Schlacht bey Lützen an bis zum Ablauf des Stillſtandes befand ich mich in Töplitz (denn es ziemt uns wohl in dieſer Zeit unſere kleinen Privatzuſtände an dem ungeheuren Maaßſtabe der Weltgeſchichte zu meſſen), ſodann habe ich in Weimar, die bedeutenden Tage hindurch, Sorge, Furcht, Angſt, Schrecken und Leiden mit ſo viel anderen getheilt, nicht ohne eine gewiſſe innere Thätigkeit, denn es iſt mir inzwiſchen manche Production gelungen. Nunmehr, ſeit dem Anfang des neuen Jahres, befinden wir uns wieder, im Rücken ſo großer Ereigniſſe, wie im völligen Frieden und werden nur durch einige kriegeriſche Symbole, durch einen Trupp Baſchkiren und, von Zeit zu Zeit, durch einen Kanonenſchuß, von der Citadelle von Erfurt, an das Kurzvergangene erinnert.

Ihre Sammlung, so wie Ihr Unternehmen sind mir nicht aus dem Sinne gekommen, beyde sind zu ernstlich, als daß ich nicht wünschte, Ihnen förderlich zu seyn, auch habe ich mich nicht enthalten können, in dem dritten Bande meines biographischen Versuchs, wo vom Cölner Dom die Rede ist, auf Ihre Bemühungen hinzudeuten. Sie werden diese apostolische Generosität, da ich gern gebe was ich habe, zum besten aufnehmen.

Zu den glücklichen Acquisitionen gratulire ich allerschönstens, den Meister Hemmelinck[1] möchte wohl kennen lernen. Sie machen sich ein großes Verdienst, jene ersten herrlichen Anfänge wieder zur Anschauung zu bringen, denn man begreift nun erst wie die späten trefflichen Meister, die wir gewöhnlich kennen und bewundern, sich auf dem hohen Grad hervorthun konnten, da sie den schweren Reichthum ihrer Vorfahren nur, mit Talent und gutem Humor, zu vergeuden brauchten.

Könnten Sie veranstalten, daß mir auch nur ein Probedruck von der Dresdner Platte zugesendet würde, so sollte er bey mir nicht unter den Scheffel gestellt werden, es giebt dieß Gelegenheit, von Ihnen, Ihrer Lage, Ihren Wünschen zu sprechen. Wer weiß wo es einmal Feuer fängt.

Von Cornelius und Overbeck[2] haben mir Schlossers stupende Dinge geschickt. Der Fall tritt in der Kunstgeschichte zum erstenmal ein, daß bedeutende Talente Lust haben sich rückwärts zu bilden, in den Schoß der Mutter zurückzukehren und so eine neue Kunstepoche zu begründen. Dieß war den ehrlichen Deutschen vorbehalten und freylich durch den Geist bewirkt, der nicht Einzelne sondern die ganze gleichzeitige Masse ergriff. Ihre Sammlung und Ihr Dom wirken ja aus gleichem Grunde und in gleicher Richtung.

[1] Der Niederländer Hans Memling (früher irrtümlich Hemling genannt), geb. vor 1480, gest. 1494.

[2] Der Maler Fr. Overbeck (1789—1869).

Unter meine liebſten Wünſche gehört es, dieſes Jahr die Bäder am Rhein, die Freunde und Ihre Sammlung zu beſuchen, und ob ich gleich an der Gewährung zweifle; ſo will ich mich doch einſtweilen an der Hoffnung ergetzen. Leben Sie recht wohl, und fahren immer, ſo treu als gründlich, fort. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ein ſo redliches Bemühen nicht belohnt werden ſollte.

So wie allem
Aufrichtigen, Rechten,
ſo auch Ihnen
treu ergeben Goethe.

Weimar den 14. Febr. 1814.

1360.

An Franz Bernhard von Bucholtz.[1]

Weimar den 14. Februar 1814.

Unter die ſchönen Früchte, welche mir die Reiſe meines Sohnes gebracht, habe ich vorzüglich Ihren lieben und zutraulichen Brief zu rechnen, für welchen hiermit zu danken nicht ermangle. Da ein jeder mit oder wider Willen beſchäftigt iſt, ſich den großen Ereigniſſen des Tages, wenigſtens in Gedanken, gleichzuſtellen, ſo machte es mir viel Freude zu ſehen, wie jüngere Männer ſich dieſer hoffnungsreichen Periode zubilden. Sowohl durch Ihren werthen Brief, als durch eine kleine Druckſchrift,[2] wird es mir möglich, mich an Ihre Seite zu verſetzen; ich glaube daraus Ihre Lage und Ihre Denkart erkannt zu haben; zu beyden wünſche ich Glück. Laſſen Sie mich etwas von meinen Betrachtungen hinzuſetzen.

[1] In Frankfurt; laut Tagebuch war Bucholtz am 27. September 1812 bei Goethe geweſen.

[2] „Unſer Volk; ein Blick in Vergangenheit und Zukunft“ (Wien 1813).

Die Vereinigung und Beruhigung des deutschen Reiches im politischen Sinne überlassen wir Privatleute, wie billig, den Großen, Mächtigen und Staatsweisen. Über einen moralischen und literarischen Verein aber, welche bey uns wo nicht für gleichgeltend doch wenigstens für gleichschreitend geachtet werden können, sey es uns dagegen erlaubt zu denken, zu reden. Eine solche Vereinigung nun, die religiöse sogar mit eingeschlossen, wäre sehr leicht, aber doch nur durch ein Wunder zu bewirken, wenn es nämlich Gott gefiele, in Einer Nacht den sämmtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie sich am andern Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten. Da nun aber dieses nicht zu erwarten steht, so habe ich alle Hoffnung aufgegeben, und fürchte, daß sie nach wie vor sich verkennen, mißachten, hindern, verspäten, verfolgen und beschädigen werden.

Dieser Fehler der Deutschen, sich einander im Wege zu stehen, darf man es anders einen Fehler nennen, diese Eigenheit ist um so weniger abzulegen, als sie auf einem Vorzug beruht, den die Nation besitzt und dessen sie sich wohl ohne Übermuth rühmen darf, daß nämlich vielleicht in keiner andern so viel vorzügliche Individuen geboren werden und neben einander existiren. Weil nun aber jeder bedeutende Einzelne Noth genug hat, bis er sich selbst ausbildet, und jeder Jüngere die Bildungsart von seiner Zeit nimmt, welche den Mittleren und Älteren mehr oder weniger fremd bleibt; so entspringen, da der Deutsche nichts Positives anerkennt und in steter Verwandlung begriffen ist, ohne jedoch zum Schmetterling zu werden, eine solche Reihe von Bildungsverschiedenheiten, um nicht Stufen zu sagen, daß der gründlichste Etymolog nicht dem Ursprung unsers babylonischen Idioms, und der treueste Geschichtschreiber nicht dem Gange einer sich ewig widersprechenden

Bildung nachkommen könnte. Ein Deutscher braucht nicht alt zu werden, und er findet sich von Schülern verlassen, es wachsen ihm keine Geistesgenossen nach; jeder, der sich fühlt, fängt von vorn an, und wer hat nicht das Recht, sich zu fühlen? So, durch Alter, Facultäts- und Provinzial-Sinn, durch ein auf so manche Weise hin und wieder schwankendes Interesse, wird jeder in jedem Augenblicke verhindert, seine Vorgänger, seine Nachkommen, ja seinen Nachbar kennen zu lernen.

Da nun dieses Mißverhältniß in der nächsten Zeit immer zunehmen muß, indem außer den vom Druck Befreyten und wieder neu Auflebenden, nun auch noch die große Masse derer, welche durch kriegerische Thatkraft die heilsame Veränderung bewirkten, ein entschiedenes Recht haben zu meinen, weil sie geleistet haben: so muß der Conflict immer wilder, und die Deutschen mehr als jemals, wo nicht in Anarchie, doch in sehr kleine Parteien zersplittert werden. Verzeihen Sie mir, daß ich so grau sehe; ich thue es, um nicht schwarz zu sehen; ja manchmal erscheint mir dieses Gemisch farbig und bunt. Gebe uns das gute Glück eine feste politische Lage, so wollen wir die obige Jeremiade in Scherz- und Spaßlieder umwandeln.

Aufrichtig zu sagen, ist es der größte Dienst, den ich glaube meinem Vaterlande leisten zu können, wenn ich fortfahre, in meinem biographischen Versuche die Umwandlungen der sittlichen, ästhetischen, philosophischen Cultur, insofern ich Zeuge davon gewesen, mit Billigkeit und Heiterkeit darzustellen, und zu zeigen, wie immer eine Folgezeit die vorhergehende zu verdrängen und aufzuheben suchte, anstatt ihr für Anregung, Mittheilung und Überlieferung zu danken. Genauer als sonst werde ich die Tagesschriften, sie mögen sich hervorbringend oder beurtheilend beweisen, lesen und betrachten, und es sollte mir sehr

angenehm ſeyn, wenn dieſe Barometer des Zeitgeiſtes eine beſſere Witterung andeuten, als ich mir erwarte.

Leben Sie recht wohl, und wachſen einer glücklichen Zeit und einer vollendeten Bildung entgegen, wie ſie der jüngere Deutſche jetzt mehr als jemals hoffen kann.

Keinen höheren Wunſch wüßte hinzuzufügen.

Goethe.

1361.

An J. J. Rieſe.[1]

Die Erzählungen meines Sohnes, begleitet von einem Schreiben Ihrer liebwerthen Hand, haben mich in jene ſo ruhig als unſchuldige Zeiten zurückverſetzt, in welchen wir einer heitern und luſtigen Jugend genoſſen. Ich freue mich daß Sie, als ein beſonders theurer Freund, zu den übrig gebliebnen gehören und wir uns noch, bis auf dieſen Tag, zuſammen der Vergangenheit freuen können. In meinem dritten Bande finden Sie Ihren geſchätzten Nahmen und die Erinnerung unſrer näheren Verhältniſſe, nicht ohne Bemerkung des vielfältigen Widerſpruchs mit welchem der Freund meinen Enthuſiasmus zu zügeln und meine Dialectik zu üben verſtand.

Auch habe ich, bey Gelegenheit der lebhaften Erzählung meines Sohnes, die Narbe an dem rechten Zeigefinger vorgewieſen, welche Sie mir ſchlugen, als ich mit demſelben, unter einer Forſthaus Laube, etwas ſchalkiſch, auf ein herankommendes Frauenzimmer deutete, dem wir beyde gewogen waren. Wir bereiteten uns eben einen Teller Schincken zu verzehren und Sie hatten das aufgehobne Meſſer in der Hand, welches zu meiner Beſtrafung ſich etwas eilig niederſenckte.

[1] Jugendfreund Goethes, Bd. I, S. 254.

Solche luſtige, leichte Wunden ſchlägt das fortſchreitende, immer ernſtere Leben nicht, und ich wünſche Ihnen Glück, daß Sie, bey ſo großem Wechſel der Dinge, als einzelner Mann, weniger Sorgen unterworfen, an Ihrer Stelle unverruckt geblieben. Grüßen Sie mir unſer Fränzchen zum ſchönſten, deren Heiterkeit ſich gewiß erhalten hat. Eine ſo beſtändige Freundſchaft deutet auf redliche, treue Gemüther und einen ruhigen, gleichen Lebenswandel.

Mögen Sie noch lange, amtlich auf dem Kirchhofe beſchäftigt,[1] dieſem und jenem ein Erbbegräbniß zutheilen und mit dem beſten Humor ſich ſelbſt und Ihren nächſten Umgebungen leben, zu Troſt und Freude, und auch dabey immer fort meiner in Liebe gedencken.

Herzlich angeeignet

Weimar d. 14. Febr. 1814. Goethe.

1362.

An Sara v. Grotthus.

Schon mehrmal iſt es mir ſo ergangen, daß, wenn ich mich, nach langem Zaudern, endlich entſchloß lieben Freunden zu melden daß eine zugedachte Gabe nicht angekommen, ſogleich nach abgeſendetem Briefe das Erwartete glücklich eintraf; und ſo ging es auch jetzt mit den fünf köſtlichen Gänſe-Brüſten, die in einem Körbchen glücklich anlangten, und vortrefflicher ſchmecken, oder zu ſchmecken ſcheinen, als alle ſonſt genoſſene. Seit den letzten von Ihnen erhaltenen ſind keine wieder in meine Speiſekammer gekommen, und die Köſtlichkeit derſelben bezeugt vorzüglich Riemer, der ſich die Abende wieder fleißig bey mir einfindet, und mir mancherley vorbereiten hilft, was Ihnen dereinſt auch Vergnügen machen

[1] Als Verwalter der ſtädtiſchen Armenkaſſe in Frankfurt.

ſoll, zugleich mit mir dankt und ſich Ihrem theueren Andenken empfiehlt.

Laſſen Sie mich, nach einer ſo ſchmackhaften leiblichen Speiſe, ohne geſuchten Übergang, von einer gleichfalls wohlbereiteten geiſtigen Speiſe reden! ich meine das Werck sur l'Allemagne, von Frau von Staël; Sie haben es ſelbſt geleſen, und es bedarf alſo meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil deſſelben im Manuſcript, leſe es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmſte Weiſe denken, und man ſteht mit der Verfaſſerin niemals in Widerſpruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung iſt. Alles was ſie von der Pariſer Societät rühmt kann man wohl von ihrem Werke ſagen.

Man kann das wunderbare Geſchick dieſes Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereigniſſe dieſer Zeit rechnen. Die franzöſiſche Polizey, einſichtig genug daß ein Werk wie dieſes das Zutrauen der Deutſchen auf ſich ſelbſt erhöhen müſſe, läßt es weislich einſtampfen, gerettete Exemplare ſchlafen, während die Deutſchen aufwachen, und ſich, ohne ſolch eine geiſtige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wunderſamen Effect. Wäre es früher da geweſen, ſo hätte man ihm einen Einfluß auf die nächſten großen Ereigniſſe zugeſchrieben, nun liegt es da wie eine ſpät entdeckte Weiſſagung und Anforderung an das Schickſal, ja es klingt als wenn es vor vielen Jahren geſchrieben wäre. Die Deutſchen werden ſich darin kaum wiedererkennen, aber ſie finden daran den ſicherſten Maaßſtab des ungeheuern Schrittes den ſie gethan haben.

Möchten ſie, bey dieſem Anlaß, ihre Selbſtkenntniß erweitern, und den zweyten großen Schritt thun ihre Verdienſte wechſelſeitig anzuerkennen, in Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht, wie bisher, einander ewig widerſtrebend, endlich auch gemeinſam wirken, und, wie jetzt die ausländiſche Sclaverey, ſo

auch den inneren Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren inwiefern dieses möglich sey, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten.

Dem freundlichsten Lebewohl füge ich einen wiederholten aufrichtigen Dank hinzu.

Weimar den 17. Feb. 1814.

Goethe.

1363.

An Zelter.

Ein Packetchen poetisches Allerley, welches ohngefähr vor acht Tagen abgegangen, wird dir glücklich zugekommen seyn. Nun will ich aber mit prosaischen Worten nachholen, dir sagen und versichern, daß dein langes Stillschweigen mir höchst peinlich gewesen. Ich gestehe gern, daß uns allen der Athem bis zum Außenbleiben mag gestockt haben, den man nur in freundschaftlicher Mittheilung wiederfinden kann.

Voran also will ich sagen, daß unsre kleine Sang- und Klang-Gesellschaft nur an dir gezehrt und gelebt, und nach trauriger Pause an dir wieder auferstanden ist. Die Verklärung der Johanna Sebus haben wir als Sacrament unserer Rettung aus den unendlich breiten Fluthen gefeyert.

Zu dem In te Domine speravi hätte ich auch ein langes Mährchen zu erzählen, wie ich mir, bey sonderbaren innern und äußern Bedrängnissen, diese Worte in meiner böhmischen Einsamkeit rhythmisch klanglos, aber doch vierpersönlich um nicht vierstimmig zu sagen, componirt, und keinen angelegentlichern Wunsch gehabt, als diese schönen

Worte durch dich muſicaliſch commentirt zu hören. Ich kam in Verſuchung, vier Linien untereinander zu ziehen, um die Art wie ich es genommen, anſchaulich zu machen. Jetzt, da ich deine Compoſition höre, bin ich darüber völlig belehrt und finde darin eine angenehme Erfahrung. Der Dilettant nämlich wird durchaus nur durch das Faßliche und eine unmittelbare Wirkung gerührt, und dieß charakteriſirt auch ſeine Productionen, wenn er in irgend einer Kunſt ſich verſuchend auftritt. Meine Compoſition, die ſich ziemlich abgerundet und fixirt hat, ähnelt einer von Jomelli[1] und es iſt immer wunderbar und luſtig genug, daß man ſich zufällig auf ſolchen Wegen ertappt und ſich einmal ſeines eignen Nachtwandelns bewußt wird. Um hierüber in einem andern Fache klar zu werden, dem ich mich ernſtlicher gewidmet habe, ſortire ich ältere landſchaftliche Skizzen, und werde hierbey auch das Ähnliche gewahr.

In der wandelnden Glocke muß doch etwas Magiſches ertönen: denn wirklich habe ich ſie in Töplitz geſchrieben, wohin ſie dich zu rufen ſchien.

Daß meine verliebten Launen noch nach vierzig Jahren die Berliner intereſſiren können, giebt mir Vermuthung, daß darin etwas Friſches müſſe enthalten ſeyn, welches der Zeit nicht unterliegt.

Riemern, der in ſeinem Amte immer froher wird, weil er ſich dem Kreiſe, der für ihn viel zu eng iſt, anzueignen und immer mehr zu thun lernt, indem er weniger thut, habe ich deine Invectiven gegen die Philologen mitgetheilt. Er war darüber ſehr erfreut und empfiehlt ſich dir auf's beſte. Ich wünſchte, daß du ſeinen Commentar darüber hören könnteſt. Da er ſelbſt vom Metier iſt, ſo weiß er am beſten, wo ſich eigentlich die Erbſünde dieſer

[1] Nicolo Jomelli (1714—1774).

Mängel herleitet, die er verwünſcht, weil ſie, ob er ſich gleich ſelbſt davon befreyt hat, durch andere auf ihn laſtet. Die unendliche Schwierigkeit, eine große überlieferte Maſſe als eine zweyte Natur mit Freyheit zu behandeln, iſt um ſo größer, als wir ja der erſten Natur gegenüber, uns, wenn wir recht aufrichtig ſeyn wollen, immer unzulänglich fühlen.

Kannſt du mir etwas zu meinem kleinen Singe-Concert mittheilen, ſo iſt es eine große Gabe. Dieſes Anſtältchen zieht ſich durch Zeit und Umſtände hindurch, wie Gänge und Klüfte durch die Gebirgsmaſſen; bald metallhaltig bearbeitet man ſie mit Vortheil, bald iſt es aber auch nur Gangart, die zuletzt ſelbſt ſo ſchmal wird und zu verſchwinden droht, aber doch immer darauf hindeutet, daß man beharrlich fortarbeitend in derſelben Richtung wieder etwas Erfreuliches finden werde.

Von hundert Dingen ſchweige ich, und bringe ſie gelegentlich zur Sprache. Wahrſcheinlich entferne ich mich dieſen Sommer nicht weit von Weimar. Könnteſt du dich auf einige Wochen dort losreißen, ſo würdeſt du eine Welt zu mir bringen und wir wollten ſuchen dir ein Weltchen als Gaſtgeſchenk zurück zu geben.

Zu luſtiger Raumfüllung mögen hier ein paar Reimſprüche aus der Taſche des Weltlaufes ſchließen.

Die Jahre ſind allerliebſte Leute! . . .[1]

Das Alter iſt ein höflich Mann, . . .[1]

Weimar den 23. Februar 1814. Goethe.

---

[1] Die beiden Gedichte mit den Ueberſchriften: „Die Jahre“ und „Das Alter“.

1364.

An A. v. Arnim.

(23. Februar.)

So wie die Pauſen eben ſo gut zum muſicaliſchen Rhythmus gehören als die Noten, eben ſo mag es auch in freundſchaftlichen Verhältniſſen nicht undienlich ſeyn, wenn man eine Zeitlang ſich wechſelſeitig mitzutheilen unterläßt. Strebende Menſchen, von welchem Alter ſie auch ſeyen, können nicht immer parallel neben einander gehen; will man ſich nun gar beſtändig bey der Hand halten, ſo entſteht daraus ein hin und wieder zerren, beyden Theilen unbequem und retardirend wo nicht ſchädlich.

Laſſen Sie mich alſo wieder einmal nach geraumer Zeit auf Ihre Sendung etwas erwidern. Die Vorzüge dieſer kleinen Stücke[1] haben mir als einem Schauſpieldirector abermals die unangenehme Empfindung gemacht, daß talentvolle Männer nicht die Beſchränkung des Theaters berückſichtigen wollen, und ein für allemal verſchmähen, in den nothwendigen, unerläßlichen und ſo leicht zu beobachtenden Formen ihr Gutes mitzutheilen. Wie manches Geiſtreiche, Herzerhebende brächte man da unter das Volk, das man jetzt immer mit ſeiner eigenen Gemeinheit füttern muß.

Geiſtreiche Autoren würde durch dieſe geringe Beengung ſich leiſe gewarnt fühlen; ſie würden nicht, wie jetzo meiſt geſchieht, ehe man's ſich verſieht nach allen Seiten hin transſcendiren; ſie würden gar bald gewahr werden, worüber der Menſch lachen und weinen, wobey er empfinden und denken mag. Das Seltſame wäre ein recht hübſches Ding, wenn es ſich nur ſelbſt zu regeln wüßte.

Das angedeutete Stück[2] wäre wohl aufführbar; in meiner Lage aber bemerke ich folgendes. Alles, was auf

[1] In Arnims „Schaubühne", Bd. I.

[2] „Die Vertreibung der Spanier aus Weſel".

den Augenblick anſpielt und ſo die Gemüther ſtoffartig erregt, habe ich immer vermieden, nicht weil ich es im Ganzen für unzuläſſig halte, ſondern weil ich gefunden habe, daß der Enthuſiasmus eigentlich nur die große Maſſe wohl kleidet. Man muß ſich einander unbekannt ſeyn, und ſich nur zuſammen fühlen, wenn man ſich zuſammen erwärmen, ja erhitzen will. Geſchieht dieß unter Bekannten, ſo leidet immer der eine Theil, indem der andere ſich freut.

Sodann auch iſt das ungeheure Siegesglück auf's ſchnellſte ſoweit vorgeſchritten, daß wir auf heftige Incentive nicht mehr zu denken brauchen. Das Beharren in Thun und Leiden iſt es eigentlich, was wir ſchon jetzt der Maſſe zu predigen haben. Das andre hat ſich alles von ſelbſt gegeben und wir brauchten jetzt gar keine Worte mehr, um mit wenigem Anſtoß noch einen großen Theil unſrer Bevölkerung über den Rhein zu treiben.

In den beyden mitgetheilten Zeitungsblättern finde ich guten Sinn und Ton; das über Arndt Geſagte ſo freundlich als gründlich. Etwas Ähnliches möchte ich wohl über das neue Beſtreben vernehmen, durch welches die aus einer Knechtſchaft kaum entronnenen Deutſchen ſich ſchnell wieder in die Feſſeln ihrer eigenen Sprache zu ſchmieden gedenken.[1] Indem ich dieſen Dingen nur zuſehen kann, ſo iſt mir nichts angenehmer, als von anderen zu hören was ich gern ſelbſt ſagen möchte. Möge Ihnen, da Sie nun wieder in den Ihrigen und mit den Ihrigen ruhig leben können, leicht werden die Nachwehen einer ſo ſchmerzlichen als glücklichen Cur zu überſtehen und Ihren Kleinen ein doppeltes und dreyfaches Erbe, der Güter des Talents und der Geſinnung.

Weimar den 22. Feb. 1814.

[1] Vergl. S. 266.

1365.*

An C. v. Knebel.

... Das Werk der Frau von Staël[1] mag man immer gerne wieder leſen; man glaubt wirklich in guter Geſellſchaft zu ſeyn, man wird durch dieſe Blätter zum Denken und zum Erwidern aufgefordert. Iſt es einmal fertig da, ſo wird es zu ſchönen Betrachtungen über uns und über unſere Nachbarn Anlaß geben, vorzüglich weil es während einer ſo großen Umwälzung erſcheint, welche den inneren Zuſtand ſowohl, als die äußeren Verhältniſſe bedeutend verändern wird.

Die Bezüge auf die engliſche Nation treten nun auch wieder ein, und die guten Deutſchen bemerken nicht, mit welcher Klemme ſie von dieſer Seite bedroht ſind. Dem franzöſiſchen Stolz kann man beykommen, weil er mit Eitelkeit verbrüdert iſt, dem engliſchen Hochmuth aber nicht, weil er, kaufmänniſch, auf der Würde des Goldes ruht. Doch wollen wir dieß alles abwarten und, da wir weder reich noch eitel ſind, uns in unſern ſtillen Kreiſen wie früher behagen ... G.

1366.

An C. v. Knebel.

Hier das Brieflein[2] mit vielem Danke zurück. Er ſtellt den Zuſtand, in dem er ſich befindet, ſehr lebhaft dar. Möge er glücklich wiederkehren, und dieſe Expedition wird ihm ſehr wohl thun. Der treue Geradſinn, der ihm eigen iſt, nimmt ſich in dieſem Metier vortrefflich aus.

[1] „Ueber Deutſchland".
[2] Von Knebels Sohn Carl.

Geſtern überraſchte uns eine ganz beſondere Erſcheinung, Fürſt Radziwill,[1] der ein herrlich Violoncell ſpielt, ſelbſt componirt, und zu dieſem Bogeninſtrumente ſingt. Es iſt der erſte wahre Troubadour der mir vorgekommen; ein kräftiges Talent, ein Enthuſiasmus, ja, wenn man will, etwas Phantaſtiſches, zeichnen ihn aus, und alles was er vorbringt, hat einen individuellen Charakter. Wäre ſeine Stimme entſchiedener, ſo würde der Eindruck, den er machen könnte, unberechenbar ſeyn. Und ſomit lebe wohl und grüße die Deinigen.

Weimar den 2. April 1814. G.

1367.*

An Zelter.

... Und nun noch einen geheimen Auftrag; den ich ganz im Stillen zu beherzigen bitte. Sollte nicht auf dem Berliner Theater unter den Choriſten, oder ſonſt Anfängerinnen, ja auf irgend einem Liebhabertheater ſich ein Mädchen, das aber nicht über 16—17 Jahre alt ſeyn dürfte, finden, wie man ſie zu ſogenannten angehenden Liebhaberinnen wünſcht, von mittlerer Größe, leichtem Wuchs, hübſchen Augen, angenehm klingender Stimme pp., was ich dir nicht vorzuerzählen brauche, ſo wäre mir ſie willkommen. Könnte ſie ſoviel ſingen um die 3. Stimme in der Oper zu übernehmen, ſo wäre es um deſto beſſer. Mich ſollte bedünken dergleichen Weſen müßten in Berlin zu Dutzenden herumlaufen. Wenn man bedenkt, was aus der Maaß geworden

[1] Anton Heinrich Fürſt v. Radziwill (1775—1833). In den „Tag- und Jahresheften“ berichtet Goethe: „Der Beſuch des Fürſten Radziwill erregte gleichfalls eine ſchwer zu befriedigende Sehnſucht; ſeine genialiſche, uns glücklich mit fortreißende Kompoſition zu Fauſt ließ uns doch nur entfernte Hoffnung ſehen, das ſeltſame Stück auf das Theater zu bringen.“

ist, wie sich die Elsermann und die Engels gebildet haben, welche noch bey uns sind, so könnte wohl einem solchen Creatürchen die Lust kommen sich auch in unsere Schule zu begeben. Forsche, bedenke und melde. G.

Die Comödienzettel sind angekommen.
Tausend Lebewohl.

Um der beliebten Kürze willen und um die Sache, sofern sie thulich ist, zu fördern, füge ich Folgendes hinzu. Eine solche Person erhielte Reisegeld, um auf der fahrenden Post bequem herzukommen, ferner würde sie, in billiger Erwägung ihrer augenblicklichen Brauchbarkeit, mit proportionirter Gage bedacht. Auf wie lange man contrahirte, würde auf die Persönlichkeit ankommen, allenfalls könnte man sechswöchentliche Aufkündigung festsetzen, wodurch kein Theil gefährdet wäre. Gute Aufführung wird vorausgesetzt, weil irgend ein Eclat von unschicklicher Art bey uns die Suspension und sodann die Entlassung nach sich zieht, wie wir vor kurzem ein Beispiel[1] gehabt haben. Die Begleitung einer Mutter oder Verwandten ist nicht unangenehm. Möchten sich zwey Subjectchen zusammen thun und sich eine gewisse Selbstständigkeit zutrauen, desto besser. Sollte nicht in der Singschule dergleichen zu finden seyn? Das Betragen derselben könntest du zunächst beurtheilen und freylich je mehr sie im Gesang leisten, desto besser kann man sie setzen. Soviel für dießmal, sage mir bald ein Wort.

Weimar, den 22. April 1814.

---

[1] Demoiselle Lefevre (S. 276).

Ein Blumenglöckchen . . .[1]

Das Größte will man nicht erreichen . . .[2]

Zu verschweigen meinen Gewinn . . .[3]

1368.

An C. F. C. v. Wolfskeel.

(Anfang Mai.)

Ew. Hochwohlgeb.

nehme mir die Freyheit, wegen einer Angelegenheit zu behelligen, welche mir in meinen häuslichen Verhältnissen manches Unangenehme verursacht. Es dient nämlich bey mir eine Köchin, welche übel verheirathet ist, und von ihrem Manne, einem Bäckergesellen, der sich bald auswärts, bald hier aufhält, auf allerley Weise molestirt, besonders aber von Zeit zu Zeit nicht auf die höflichste Weise um Geld angegangen wird. Dieses Ehepaar ist auch schon der Scheidung wegen vor Herzoglichem Consistorio gewesen; was entgegensteht, daß die Trennung der Ehe nicht erfolgt, ist mir nicht ganz klar, gegenwärtig aber geht mein Wunsch und meine Bitte dahin, daß Ew. Hochwohlgeb. insofern die Sache thunlich, sowohl um dieser Person, als um meiner häuslichen Ruhe willen, die Scheidung gütig und gesetzlich befördern mögen. Denn leider wirken solche Händel auf den Dienst zurück, und man weiß oft gar nicht, warum unver-

[1] Das Gedicht „Gleich und gleich".
[2] Erhielt später den Titel „Egalité".
[3] In die achte Abteilung der „Zahmen Xenien" als Nr. 67 aufgenommen.

ſehens eine ſolche Perſon aus dem gewohnten Gleiſe tritt, und ſich ungeberdig ſtellt, wenn man eine ganze Weile mit ihr zufrieden zu ſeyn Urſache hat. Für dieſe ſo wie für ſo manche andere Geneigtheit verpflichtet, werde nicht aufhören mit der vollkommenſten Hochachtung zu beharren.

1369.*

An Zelter.

Nun iſt alles, mein wertheſter Freund, was du mir zugedacht angekommen, und in der Zwiſchenzeit wirſt du auch einen Brief von mir erhalten haben, der, damit das letzte Blatt nicht leer bliebe, von einigen Reimſpäßen begleitet iſt. Dergleichen Dinge gedeihen unter deinen Händen gar glücklich zum Canon und anderer Art Wettgeſänge. Ich bedauere nur, daß uns eine ſo weite Entfernung trennt, denn ſonſt würde mein Leben um vieles klangreicher werden. Ich hatte einen Freund der zu ſagen pflegte, er wünſche nur in zwey Fällen König zu ſeyn, wenn nämlich bey Tafel friſche Heringe, oder engliſch Bier präſentirt würde, damit er von jenen das Mittelſtück, und von dieſem das erſte Glas zu ſich nehmen könne. Ein ähnliches Gefühl hatte ich, als du mir den hohen Beſuch[1] meldeteſt, der ſich an deiner großen und einzigen Darſtellung erquickt hat. Hier iſt es nun freylich leichter, den hohen Gäſten ihr übriges königliches Geſchick nicht zu mißgönnen. Doch hätte ich wohl gern an dieſer großen Tafel, die ſo viele Theilnehmende zuläßt, mitgeſchwelgt.

Indeſſen du dir nun, freylich nicht ohne Müh und Ausdauer, den Vorſchmack des Himmels geben kannſt; muß ich

[1] Des ſächſiſchen Königspaares.

leider, auf die wunderlichſte Weiſe, betteln und negoziiren, um dasjenige nur unvollkommen zu genießen, was du mir gönnen magſt. In dieſem Fall empfindet man den engen und hülfloſen Zuſtand einer kleinen Stadt nur allzuſehr, nicht als wenn die Elemente gänzlich mangelten, aus welchen ſich eine genußreiche Welt, im Kleinen, ſchaffen ließe, aber weil eben dieſe Elemente ſich, gerade wegen der Enge und Nähe, eher abſtoßen als anziehen, und dem Schöpfer kein Spielraum gegeben iſt, ſie dergeſtalt zu handhaben, daß ſich ihre freundlichen Pole verbinden müßten. Die lächerlichſten Scenen in Wilhelm Meiſter ſind ernſthaft gegen die Späße, zu denen ich meine Zuflucht nehmen muß, um zu bewirken, daß deine Sendungen ſich vom Auge losreißen und zum Ohr gelangen.

Die bildende Kunſt hat darin größere Vortheile, ſie gewährt dem Auge ein dauerndes Vergnügen, und wenn der Künſtler einmal das Geſchick gehabt hat, etwas Gutes zu machen, ſo erhält ja wohl das Glück auch ſein Werk, hundert, ja tauſend Jahre, und überliefert es den Einſichtigen zum Genuß. Es iſt mir die letzte Zeit ſo wohl geworden, theils unter meinen frühern Beſitzungen, die ich lange nicht gemuſtert, manches unerwartete Gute anzutreffen, theils, da jetzt ſo vieles in der Welt los iſt, köſtliche Dinge um leidliche Preiſe zu erhalten. Hierbey iſt aber auch gerade der umgekehrte Fall, man kann ſie nicht wie eine Partitur in die Ferne ſenden und ſeinen Genuß mit auswärtigen Freunden theilen . . .

Kürzlich und eilig danke für die große Freude, welche mir durch deine Sendung geworden iſt. Es gelang mir dießmal, meine wandelbare Hauscapelle recht gut zu organiſiren.

Weimar d. 4. May 14.

G.

1370.*

An F. M. v. Klinger.

... Die harte Prüfung, die Ihnen das Geſchick zugedacht,[1] habe ich mit der innigſten Theilnahme erfahren. Es iſt ſchon ſchwer genug die allgemeine Weltlaſt mit zu tragen, und wo ſoll die Kraft dazu herkommen, wenn wir in unſerm Innerſten und Eigenſten verletzt werden, wohin wir denn doch immer, in jedem äußerſten Falle, wieder zurückgewieſen ſind.

So wie ich bisher gethan, denke ich auch zunächſt mich, und was von mir übrig iſt, zuſammenzuhalten, und was ich mitzutheilen habe, unter der Form meines biographiſchen Verſuches zu überliefern. Sie ſehen aus dem Bisherigen, daß ich in demſelbigen Sinn und Ton fortfahren kann, und daß mich, im Verlauf, mehr perſönliche Verhältniſſe, als die allgemeinen, hindern könnten weniger freymüthig zu ſeyn. Doch denke ich auch hier, was entgegenſteht, dergeſtalt zu überwinden, daß mein Büchlein, mit der zu hoffenden, nicht allein freymüthigen ſondern auch wahrhaft tüchtigen und gründlichen Epoche gleichen Schritt halte. Auch naht die Zeit heran, wo ich meine geſammelten Arbeiten auf's neue wieder herauszugeben habe. Ich werde dieſe Gelegenheit benutzen, manches Ältere, was bisher zurückgeblieben, wäre es auch nur um eines hiſtoriſchen Intereſſe willen, darzubringen.

Möge ſich Deutſchland bald beruhigen, und auf eine Weiſe geſtalten, daß wir, nach Erfüllung ſo ſchöner Hoffnungen, uns noch endlich einmal froh wiederſehen mögen.

Mich Ihrem freundſchaftlichen Andenken auf's dringendſte empfehlend

Weimar d. 8. May 1814. Goethe.

[1] Der Tod von Klingers Sohn infolge der bei Borodino erhaltenen Verwundung.

1371.

An C. G. v. Voigt.

Als Ew. Excellenz gefällige Sendung gestern Abend bey mir ankam, war eben Professor Riemer bey mir und ich dictirte demselben das Anliegende, heute da ich es wieder überlese, wüßte ich zwar nichts Anders zu sagen, auf eine andere Weise aber müßte es gesagt werden, wenn es als communicables Votum anzusehen wäre. Da ich es aber blos als eine vertrauliche Eröffnung gegen Ew. Excellenz betrachte, so wage ich das Blatt abzuschicken, um so eher als die Sache keinen Aufschub leidet. Ich füge noch einen Gedanken hinzu. Der Fall ist schon öfters vorgekommen, daß man Fürsten theils Feste, theils Denkmale votirt, welche jedoch solche abgelehnt und die Verwendung einer solchen Summe zu einer milden Stiftung gewünscht. Die Vermehrung des Fonds für Waisenkinder ist wohl nie wünschenswerther gewesen wie jetzt, da so viele Eltern frühzeitig hingerafft wurden. Sollte der gute und fromme Wille der Weimarischen Bürger nicht auf diesen Gegenstand zu lenken seyn? ich wenigstens würde alsdann mit Vergnügen meinen geringen Antheil abtragen.

Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich vor meiner Abfahrt nach Berka nicht noch einmal persönlich aufwarte, man merkt nicht in wie vielerley Verhältnissen man steht als in dem Augenblick da man scheiden soll. Vielleicht gönnen Sie mir das Glück Sie draußen zu begrüßen, es ist eine kleine Spazierfahrt.

Weimar d. 13. May 1814.

G.

(Beilage.)

Mir ſey vergönnt, gleich einem alten Facultiſten das Pro und Contra der beyden Vorſchläge, wie es mir in der Eile begegnet, aufzuſtellen.

1) Es möchte kaum zu hindern ſeyn, daß bey Ankunft Serenissimi irgend eine freudige Aufwallung Tages und Nachts ſich hervorthäte. Jedermann wird gewiß gern Licht und Lichter, Lampen und Lämpchen anzünden, wenn man dem Tages-Einzug ein frohes Vivat entgegengerufen. Sollte aber freylich zu dem Empfang ein Triumphbogen aufgebaut und im begleitenden Sinne die Stadt auch bey Tage decorirt werden, wie früher wohl dergleichen geſchehen; ſo dürfte leicht ein größerer Aufwand nöthig ſeyn, als daß ihn die Wirkung belohnen möchte. Dieſes Pro und Contra möchte ſich dadurch zur Entſcheidung neigen, daß die eigentliche Freude keine Form verlangt. Wie nun alſo neulich die Menſchen ohne Ziel und Maaß ſchießen konnten; ſo wäre es vielleicht nicht übel, wenn man einen Jeden nach ſeiner Art leuchten ließe.

2) Ein dauerndes Monument betreffend, ſcheint mir das Contra, um kurz zu ſeyn, viel entſchiedener: denn A) ſehen Durchlaucht niemals gern, daß man in Ihre Anlagen etwas, auch wohlgemeyntes, fremdes miſche; B) bin ich, wegen eines Obeliskes eigentlich ein zu perhorrescirender Votant, weil ich alle Obelisken von jeher verwünſcht habe, die nicht aus Einem Granitſtück gehauen waren: wie denn z. B. in Schönhof ein ungeheurer zuſammengeſetzter daſteht, den der abgefallne Tünch jedem äſthetiſchen Auge verdrießlich macht. C) Würde ich gern, ſowie vieles andere geſchehen laſſen, daß ein ſolches opus publicum in Weimar auferſtünde, aber Freude, Beyfall und Theilnahme könnte ich demſelben nicht ſchenken.

Selbſt auch in Abſicht auf das Techniſche glaube ich nicht, daß Steinhauer, Fuhrleute, Maurer und alle ſonſt nöthige Handwerker, mit der größten Thätigkeit, hinreichend wären, ein ſolches Werk innerhalb vier Wochen zu Stande zu bringen.

Sollte ich in dieſer Angelegenheit irgend ein recht reines Votum ausſprechen; ſo laſſe man einem jeden Einzelnen, bey dieſer gewiß im Allgemeinen recht frohen Angelegenheit, die Luft ſich nach ſeiner Art zu bethun, ohne ihn zu etwas zu nöthigen, wozu er wohl beytritt, aber ohne Überzeugung, daß es recht, erfreulich und dem Herren angenehm ſey. Es ſey mir verziehen, zu ſagen: daß unſer Fürſt aus Paris kommt, wo er die größten Kunſtherrlichkeiten der Welt geſehen hat.

1372.

An Kirms.

Ew. Wohlgeboren kann ich nicht verbergen, daß der freundliche und ehrenvolle Antrag[1] des Herrn Generaldirector Iffland mich in eine peinliche Lage verſetzt. Wie gern ich Gelegenheitsgedichte bearbeite, habe ich oft geſtanden, und wie geſchwind ich mich zu einem ſolchen Unternehmen entſchließe, davon mag zeugen, daß ich mich ſo eben mit einem kleinen Vorſpiel beſchäftige, nach dem Wunſch der Badedirection in Halle, welche etwas Zeitgemäßes, das ſich zugleich auf den verewigten Reil[2] bezöge, vor kurzem verlangt hat.

Wie weh es mir alſo thun muß, eine einzige Gelegenheit, wie die, welche ſich von Berlin darbietet, zu verſäumen,

[1] Goethe war aufgefordert worden, für das Berliner Hoftheater ein Feſtſpiel zur Rückkehr des Königs zu ſchreiben.

[2] Siehe Bd. V, S. 184.

bedarf keiner Worte. Ich habe die Sache seit vierundzwanzig Stunden, nach allen Seiten, durchgedacht und finde sie nicht ausführbar. Vier Wochen sind ein gar zu kurzer Termin; sie wären es nicht, wenn ich mich in Berlin befände, oder wenigstens von dem dortigen Theater und den äußeren Verhältnissen früher persönliche Kenntniß genommen hätte.

Die Wirkung nach Halle und in Halle wird mir leicht, es geschieht durch unsere Schauspieler, deren Fertigkeiten ich kenne, und für die also, mit einigem Geistesaufwand, wohl solche Rollen zu schreiben sind, welche Gunst erwerben. Von Lauchstädt her läßt sich manches anknüpfen, in Halle selbst habe ich persönliche Verhältnisse, und sodann ist es wohl erlaubt, das Ganze überhaupt leichter zu nehmen.

Die Aufgabe für Berlin ist groß und ich erkenne in ihrem ganzen Werth die Ehre, die man mir erzeigt, zu glauben, daß ich sie zu lösen im Stande sey. Ich habe den großen Umfang, der gefordert werden kann, schnell durchgedacht; aber ich darf keine Erfindung wagen ohne genugsame Zeit und hinreichende Kenntniß. Damit aber dieses nicht eine bloße Ausflucht scheine, so erbiete ich mich, eine ähnliche Arbeit durchzudenken, die, bey einem bevorstehenden Friedensfeste auf einem so würdigen Schauplatz, wenn sie glückt, mit Ehren erscheinen dürfte.

Hierzu aber wäre nöthig, daß der Herr Generaldirector irgend einem geistreichen Mann den Auftrag gäbe, sich mit mir in Rapport zu setzen und mich mit den Persönlichkeiten der Schauspieler und Sänger, den Rollen, worin sie am meisten gefallen und was man sonst noch für nothwendig hielte, bekannt zu machen.

Hierauf würde ich die Erfindung gründen und mich darüber, auch abwesend, mit den dortigen einsichtigen Männern vorläufig berathen und so getroster an die Ausführung gehen können.

Ich bitte dieſes, mit Verſicherung eines aufrichtigen Dankes und wahrhafter Verehrung, dem Herrn Generaldirector mitzutheilen.

Berka an der Ilm
18. May 1814.

Ergebenſt
Goethe.

1373.

An Iffland.

Aus ein paar Blättern, welche Herr Geheime Hofrath Kirms überſendet, haben Sie, verehrter Mann, geſehen, daß Ihr freundlicher und ehrenvoller Antrag mich erſt erſchreckt, dann aber aufgeregt hat. Hiebey folgt nun das verſprochene Programm zu dem Vorſpiel,[1] über welches ich mir Ihren einſichtigen Rath erbitte. Findet es Beyfall, ſo können Decorationen, Kleider und Inſtrumentalmuſik einſtweilen beſorgt werden. Die Chöre ſende zunächſt, wie ich denn den erſten, für die Krieger, ſchon beylege. Der Dialog folgt ſodann, wo nicht auf einmal doch theilweiſe, und ſo hoffe ich, ſoll alles zur rechten Zeit beyſammen ſeyn. Mehr ſage ich nicht, damit dieſe Sendung ſogleich abgehen könne. Nehmen Sie meinen Dank für das mir erwieſene Vertrauen und erhalten mir Ihre Gewogenheit. Mit der aufrichtigſten Hochachtung

Berka an der Ilm
den 24. May 1814.

ergebenſt
Goethe.

---

[1] „Des Epimenides Erwachen".

1374.*

An die Herzogin Louise.

Ew. Durchlaucht

dank zuvörderst unterthänigst für die gnädigen Mittheilungen. Die Worte Napoleons[1] sind merkwürdig genug, er legt sich die entgegengesetztesten Eigenschaften bey. Die Liebe zum Wunderbaren gehört eigentlich dem Poeten und die Lust Schwierigkeiten zu überwinden dem Mathematiker . . .

Berka an der Ilm d. 9. Juni 1814.

1375.

An Carl Liebich.[2]

(7. Juli.)

Für den an mich ergangenen sehr ehrenvollen Antrag hab ich alle Ursache meinen lebhaftesten Dank abzutragen, wobey mir sehr angenehm ist, daß ich Ihren Wünschen, wo nicht unmittelbar doch mittelbar, entgegenzukommen im Stande bin.

Es hat nämlich vor einigen Monaten die angesehene Generaldirection des Berliner Theaters von mir ein Fest-

[1] Wie die Herzogin am 8. Juni geschrieben, hatte Napoleon auf Elba gesagt: „J'ai toujours cherché le merveilleux; j'avais la passion de surmonter toutes les difficultés et chaque contradiction me faisait roidir contre elle. Tout cela m'a mené à l'Isle d'Elbe."

[2] Direktor des Prager Theaters, hatte Goethe um ein Friedensfestspiel für seine Bühne ersucht.

ſpiel verlangt zur Feyer der Ankunft ihres Königs und ſeiner höchſten Gäſte. Ich habe dieſe Gelegenheit benutzt, um alles zur Sprache und zur Darſtellung zu bringen, was in den Gemüthern ſeit ſo vielen Jahren vorging, und was ſich nun in dieſen letzten Zeiten ſo glücklich entfaltet hat. Mein Bemühen, nichts zurückzulaſſen, was man fordern und erwarten könnte, hat jenes Stück zu einer ſolchen Vollſtändigkeit gebracht, daß ich, wenn ich ein neues fertigen ſollte, mich nur wiederholen müßte. Mein ſtiller Wunſch, dieſe Arbeit nicht nur für Berlin, ſondern für das ganze Vaterland, nicht nur für den Augenblick, ſondern auch für die Zukunft unternommen zu haben, ſcheint ſich durch Ihren Antrag der Erfüllung zu nähern.

Jenes Drama iſt dergeſtalt eingerichtet, daß ganz reine Recitation, Recitation mit melodramatiſcher Begleitung, Recitativ, Cavatine, Arie, Duett, Terzett und Chor mit einander abwechſeln, ſo daß die vorzüglichſten Schauſpieler ſowohl als die Sänger darin ihre Talente entwickeln können.

Herr Capellmeiſter Weber arbeitet an der dazu nöthigen Compoſition, welche, nach denen mir bekannt gewordenen Muſterſtücken, von großer und ſchöner Wirkung ſeyn muß.

Das Stück wird gleich nach der Aufführung gedruckt erſcheinen, und Sie werden alsdann ſelbſt urtheilen, ob es werth ſey ein Secularſtück zu werden, und ob es Ihren Wünſchen entſpreche.

Haben Sie alsdann die Güte, mir ganz offen Ihre Meinung zu ſagen, und erhalten mir bis dahin Ihr freundliches Andenken.

Goethe.

1376.*

An Christiane v. Goethe.

Juli 1814.

Zuförderſt alſo muß ich die charmante Perſon[1] Loben, welche mich das Fahrhäuschen[2] zu betreten bewog, bey der großen Hitze, dem Staub und dergleichen wäre ich ſonſt vergangen ...

Und nun, nach Werners Beyſpiel, an der Seite ein Lob der Gemüſe. Wirſching und Kohlrabi wie ich ſie in vielen Jahren nicht gegeſſen. Nun ſteht meine ganze Hoffnung auf Artiſchocken:

Ein Liebchen iſt der Zeitvertreib, auf den ich jetzt mich ſpitze,
Sie hat einen gar ſo ſchlanken Leib und trägt eine Stachelmütze.

Hanau (28. Juli) 1814.

1377.*

An Christiane v. Goethe.

(Frankfurt).

Alſo fuhr ich zu Frankfurt ein, Freytag Abends, den 28ten, die Stadt war illuminirt und ich, wie Friz Fromann, nicht wenig über dieſe Attention betroffen. Allein meine

[1] In dem Gedicht „Gewohnt, getan“ (Seite 251) heißt es: „Nun feſſelt mich deine charmante Perſon“. Nach der obigen Briefſtelle iſt das alſo auf Chriſtiane zu deuten.

[2] Die Reiſekutſche. In dem am 25. Juli auf dieſer Reiſe entſtandenen Gedicht „Der neue Copernikus“ heißt es:

„Art'ges Häuschen hab' ich klein,
Und, darin verſtecket,
Bin ich vor der Sonne Schein
Gar bequem bedecket.“

Beſcheidenheit fand einen Schlupfwinkel, indem der König von Preußen, gleichfalls incognito angekommen war. Ich bedankte mich daher nicht und ging, auf Carlen[1] geſtützt, durch die erhellte Stadt hin und her. Wo die Lampen nicht leuchteten ſchien der Mond deſto heller. Auf der Brücke verwunderte ich mich über die neuen Gebäude und konnte überall wohl bemerken, was ſich verſchlimmert hatte, was beſtand und was neu heraufgekommen war. Zuletzt ging ich an unſerm alten Hauſe vorbey. Die Haus Uhr ſchlug drinne. Es war ein ſehr bekannter Ton, denn der Nachfolger[2] im Hausbeſitz hatte ſie in der Auction gekauft und ſie am alten Platze ſtehen laſſen. Gar vieles war in der Stadt unverändert geblieben.

Heut d. 29ten früh ging ich zum Bockenheimer Thor hinaus und freute mich über die neu entſtandene Welt. Erſt ging ich links, dann rechts und ans Eſchenheimer Thor. Die Anlagen ſind gut und ſchön . . .

G.

1378.*

An Chriſtiane v. Goethe.

Wisbaden alſo d. 1. Aug. 1814. Die Bewegung einer glücklichen Reiſe, die überwarme Jahrszeit, das erquickliche Schwalbacher Waſſer, und die wenigen warmen Bäder wirken ſchon ſo gut auf mein ganzes Weſen daß ich mir das Beſte verſpreche. Solchen Anfang und ſolche Hoffnungen braucht es aber auch daß ich den hieſigen Aufenthalt erträglich finde, wo alles zuſammenkommt was ich haſſe und noch drüber. Nächſtens ſende eine Litaney

[1] Seinen Diener.
[2] Witwe Röſſing.

und ihr werdet mich bedauern. Doch zu Steuer der Wahrheit Sey gesagt: eigentlich ist die Schuld mir beyzumessen, der ich die Güter und Gaben, die solch eine Gegend, solch ein Zustand darbietet, nicht mehr genießen kann. Denn euch andern lebenslustigen Hasenfüsen wäre hier das köstlichste Gastmal bereitet. Vier Chaussеen, die von Hügeln und Bergen in die Tiefe führen wo der Ort liegt, Stieben den ganzen Tag von zu- und abfahrenden, von Lust- und Spazierfahrenden. Da solls nach Maynz, Biebrich, Ellfeld, Schlangenbad Schwalbach und wohin alles. Da liegen für Fusgänger verfallne Schlösser, mit Erfrischungs Örtern, im nächsten Gebirg. Da, und so weiter! Zelter, ein furchtbarer Fuswandrer, hat das alles schon durchstrichen, als Liebhaber von allen Sorten Erheiterung, das alles schon durchfahren, durch { truncken / gessen } und will ich soll das auch thun. Ich hoffe die Lust dazu soll kommen, er muss sich meinetwegen nicht binden, einige Stunden des Tags mit ihm sind mir die gröste Erquickung, das übrige theilt sich ein . . .

G.

1379.*

An Christiane v. Goethe.

Sehr lange habe ich nichts von Euch gehört, möge daß ein Zeichen seyn dass ihr euch wohl befindet. Mir ist es die letzte Zeit gar gut ergangen, woran das schöne Wetter nicht wenigen Antheil hat . . .

Sonntag d. 18ten. Geschenck des Stammbuchs aller Stammbücher. Ein Baron Burkana, aus Aleppo in Syrien,

reist die Kreuz und quer durch Europa und nöthigt alle die ihm aufstoßen ihm etwas zu schreiben. Die Zeit seiner Wanderschaft dauert von 1748 bis 1776, wo er in Wien 70 Jahr alt starb. In zwey dicke Octavbände hat man die hinterlassnen Blätter zusammen gebunden, die ich mitbringe. Unter manchen unberühmten Nahmen stehen die Berühmtesten: Voltaire und Montesquieu an der Spitze. Übrigens ist auch diese Sammlung wegen der Handschriften verschiedner Nationen und Regionen merckwürdig. Es ist eine große Acquisition. Sah ich die Gemälde Sammlung des Herren Dr. Grambs[1], besuchte einige Freunde in den Gärten, fuhr sodann mit Mad. Brentano und Stedel zu Willemer[2]. Der Tag war höchst schön, der Wirth munter, Mariane[3] wohl (das letztemal hatten wir sie nicht gesehen). Diesmal sahen wir die Sonne, auf einem Thürmchen, das Willemer auf dem Mühlberg gebaut hat, untergehn. Die Aussicht ist ganz köstlich.

Soviel für diesmal, die Fortsetzung folgt.

Frfurt d. 21. Sept. 1814. G.

---

[1] Advokat J. G. Grambs, Gemäldesammler.

[2] Wobei er zum ersten Male mit Willemers Tochter, Rosette Städel, zusammentraf; Frau Städel berichtet darüber in folgender Aufzeichnung: „Den 18. September 1814. Tag mit Goethe auf der Gerbermühle. Welch ein Mann und welche Gefühle bewegen mich. Erst den Mann gesehen, den ich mir als einen schroffen, unzugänglichen Tyrannen gedacht, und in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offenes Gemüth gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte. Es ist eine gewiß einzige Natur. Diese Empfänglichkeit, diese Fähigkeit und zugleich würdige Ruhe. Die ganze Natur, jeder Grashalm, Ton, Wort und Blick redet zu ihm und gestaltet sich zum Gefühl und Bild in seiner Seele. Und so lebendig vermag er es wiederzugeben. Darum muß wohl jede Zeile seiner Schriften so in die Seele reden, so wundervoll reich sein, weil sie aus einem so wundervoll reichem Gemüth kommt. Und wie wenig imponirt seine Nähe, wie wohlthätig freundlich kann man neben ihm stehen. Es ist ein glücklich, von der Natur mit Gaben überschüttetes Wesen, das sie so schön von sich strahlt und nicht stolz darauf ist, das Gefäß für solchen Inhalt zu sein. So gab er sich heute, so will ich mir ihn denken, mögen Andere sagen, was sie wollen."

[3] Marie Anna Jung, geboren 20. November 1784, die am 27. September die Gattin Willemers wurde. Sie ist die Suleika im „Westöstlichen Divan".

1380.

An C. F. v. Reinhard.

Woher ſollt' ich Ihnen, verehrter Freund, nach ſo langer Zeit am liebſten ſchreiben als von Heidelberg, um ſoviel Meilen näher, aus dem Boiſſeréeſchen Hauſe, deſſen Bekanntſchaft und Freundſchaft ich Ihnen danke und verdanke. Zuförderſt alſo ein Jahr zurück! Biß den 10. Auguſt verweilte in Töplitz, einige Tage ſodann in Dresden, ertrug, nach manigfaltigen Sorgen, auch um Sie in jener peinlichen Lage, die Folgen der großen Schlacht zu Hauſe, entging auch diesmal den angedrohten und annahenden Gefahren glücklich, verbrachte den Winter fleißig in Weimar, von da ich mich, nach einem kurzen Aufenthalt in einem nahen Bade, zu Ende Juli entfernte, acht Wochen in Wiesbaden und dem Rheingau zubrachte und nach einigem Aufenthalt in Frankfurt hierher gelangte, wo ich bey lieben verſtändigen Menſchen des größten Genuſſes der mir bereitet werden kann mich erfreuen darf.

Meine jungen Wirthe[1] kennen Sie und waren ſchon längſt mit ihnen durch Rath und That vereinigt. Man weis nicht was man zuerſt an ihnen bewundern ſoll, ihre wahre Neigung zu einem würdigen Gegenſtand, oder die Beharrlichkeit ſolche durchzuführen. Das Glück das ſie begünſtigt, macht die größte Freude und die Einigkeit worin ſie es genießen, läßt den reinſten Genuß mit ihnen theilen. Noch in den letzten Zeiten haben ſie treffliche Sachen gewonnen, ſo das auch geſchichtlich ſich alles enger aneinander reiht und mehrere Bilder von Einem Meiſter auch die Einſicht in die Verdienſte eines jeden befördern. Ich bin

[1] Melchior und Sulpiz Boiſſerée.

ſchon zwölf Tage hier. Erſt iſt man erſtaunt, dann bewundert, dann unterſcheidet man, und doch wird man erſt in der Entfernung recht fühlen was man dadurch gewonnen hat, aber auch was man nicht hat feſthalten können. Der Mahlerey war der Vorzug gegönnt, nun ſind wir zur Architektur gelangt und nun wird es bald Zeit zu ſcheiden.

Wie ſehr ich in bedrängten Augenblicken an Sie gedacht und Ihr Beſtes gewünſcht davon ſind Sie überzeugt, ſo wie auch daß es mir ein rechter Troſt war zu vernehmen daß Ihre treue Thätigkeit abermals anerkannt und belobt worden. Fahren Sie fort meiner zu gedenken. Ihren Brief durch Herrn v. Lindenau[1] finde ich wahrſcheinlich zu Hauſe und danke ſchönſtens für dies beabſichtigte Lebenszeichen.

Da Ihnen bedeutende Handſchriften oft genug vorkommen; ſo bitte mir manches bey Seite zu legen. Der Buchſtabe R. läßt mich, ſo oft ich meine Sammlung durchgehe, jener anſehnlichen Gabe mit freudiger Erinnerung gedenken. Der dritte Band meiner Biographiſchen Verſuche geht ab ſobald ich nach Hauſe komme. Vielleicht kann ich noch etwas anderes beylegen. Mich tauſendmal empfehlend. Morgen verlaſſe Heidelberg, nachdem es mir daſelbſt ſehr wohlgegangen.

Sonnabend d. 8. Octbr. 1814. Goethe.

1381.*

An Chriſtiane v. Goethe.

... Zu Mad. Brentano. Frauenzimmer Sitzung wegen der Nationaltracht.[2] Wir empfahlen uns bald, um nicht

[1] Bernh. Aug. von Lindenau.

[2] Infolge der patriotiſchen Stimmung der Zeit machte ſich auch auf dem Gebiete der Mode eine Bewegung geltend, die ſich gegen alles Ausländiſche richtete.

nach solchen Geheimnissen lüstern zu scheinen. Solltet Ihr auch eingeladen werden Euch von aussen zu nationalisiren; so bedenckt daß einige Englische Cattune mitkommen, welche, obgleich fremder Stoff, doch gar gut kleiden. Ferner ist auch für Nähnadeln gesorgt, von der größten Brauchbarkeit. Castanien sind aufgehäuft, dass Carl nicht mehr weis wo mit hin.

Und so geht es mir fast auch mit allem was ich gesehen und mit den vielen Menschen die mir vorgekommen. Ich wünsche uns nur einen ruhigen Winter, daß ich erzählen und mittheilen kann. Meine Briefe hebt wohl auf, denn seit Heidelberg habe ich mein Calender-Tagebuch ausgesetzt ...

Sonntag d. 16ten Franckf.

G.

1382.

An F. A. Wolf.

Unter die ersten Schulden, welche ich bey meiner Rückkunft abzutragen habe, gehört es gewiß, daß ich Ihnen, mein verehrter Freund, so lange nichts vernehmen ließ, und Ihre werthen Briefe sind mir zu meiner großen Freude geworden, und derjenige noch ganz zuletzt in diesen Tagen, welchen Sie dem Feldfuhrküchen-Meister übergaben, der mir Ihr Wohlbehagen in Aachen und Spaa gar freundlich meldete.

Ich sende daher ein kleines Resumée meiner ganzen Reise, welches bey meinen Freunden ein langes Stillschweigen entschuldigen soll, da wenigstens soviel daraus ersichtlich ist,

---

Willemer war in seiner Schrift „Ein Wort an Deutschlands Frauen“ für Einführung einer deutschen Nationaltracht eingetreten. Am 18. Oktober, dem ersten Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, hatten viele Frauen Frankfurts diese Tracht zum ersten Male angelegt.

daß ich meine Zeit gut angewendet, und mich nach allerley Gutem und Schönem umzuthun nicht unterlaſſen. Mögen Sie mir dagegen ſagen, wie Sie es angeſtellt, um in Nachahmung jener heiligen Könige vom Niederrhein wieder nach Hauſe zu kommen, ohne daß Herodes und ſeine Genoſſen das Mindeſte davon gewahr werden können; ſo erzeigen Sie mir dadurch eine große Liebe und Freundſchaft.

Mögen Sie mir ferner vermelden, womit Sie Sich dieſen Winter beſchäftigen, und was Sie Ihren vortrefflichen Landesleuten zu Liebe oder zu Leid thun wollen; ſo werden Sie mich ſehr verbinden. Ich beſchäftige mich die Notamina dieſes Sommers einigermaßen zu redigiren, daß mir von dem Eingeſammelten ſo wenig als möglich verloren gehe, vielleicht macht Ihnen in der Folge ein Theil davon auch Vergnügen.

Und nun das herzlichſte Lebewohl

Weimar den 8. Novbr. 1814.

um kürzere Pauſen des Briefwechſels erſuchend

Goethe.

* * *

Es folgt eine Beilage mit dem Reiſebericht, der in derſelben Faſſung auch an andere Freunde geſandt wurde.

1383.

An C. v. Knebel.

Weimar den 9. Novbr. 1814.

Unter denjenigen Vortheilen, welche mir meine letzte Reiſe gebracht, ſtehet wohl die Duldſamkeit oben an, die ich,

mehr als jemals, für den einzelnen Menſchen empfinde. Wenn man mehrere Hunderte näher, Tauſende ferne beobachtet, ſo muß man ſich geſtehen, daß am Ende jeder genug zu thun hat, ſich einen Zuſtand einzuleiten, zu erhalten, und zu fördern; man kann niemanden meiſtern, wie er dabey zu Werke gehen ſoll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlaſſen wie er ſich im Unglück helfen und im Glücke finden kann. In dieſen Betrachtungen bin ich dieſes Mal ſehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot als was ihm gemäß war, und mit großer Heiterkeit nahm und gab, was Tag und Umſtände brachten; und ſo hab ich niemanden in ſeiner Lebensweiſe irre gemacht. Überzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberey, Religion, alles erſchien mir durchaus den Perſonen gemäß, die ſich gegen mich äußerten, und ſo habe ich es auch in Anſehung des Geſchmacks gefunden.

Jeder ſucht und wünſcht wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachſen iſt. Der will's aus der enghalſigen Flaſche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speiſe. Und ſo hab ich mir denn auch, bey dieſer Gelegenheit, meine Töpfe und Näpfchen, Flaſchen und Krüglein gar ſorgſam gefüllt, ja mein Geſchirr mit manchen Geräthſchaften vermehrt. Ich habe an der Homeriſchen, wie an der Nibelungiſchen Tafel geſchmauſt, mir aber für meine Perſon nichts gemäßer gefunden, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechiſchen Dichter und Bildner.

Das Höchſte, was mir zu Theil geworden, ſind einige Basreliefs von der Zelle des Parthenons, die Pallas Velletri, der unendlich ſchöne Rumpf einer Venus; ſodann der Kopf eines Venetianiſchen Pferdes.

Von köſtlichen Gemmen kann ich Abdrücke vorweiſen; von der hohen italiſchen Schule habe ich köſtliche Gemälde, Zeichnungen und Kupfer geſehen.

Soviel für dießmal. Ich lege eine Skizze meiner Reiſe-Chronologie bey, die ich mir bald wieder erbitte.

Vale fave.

G.

1384.*

An C. H. Schloſſer.

(25. November.)

Die Neigung, welche mir meine lieben Landsleute ſo freundlich zugewendet, und welche Sie, mein Theuerſter, ſo liebevoll ausdrücken, kann ich treu und redlich erwidern, indem ich verſichere, daß mir bey meinem dortigen Aufenthalt ein neues Licht fröhlicher Wirkſamkeit aufgegangen, wovon ich für mich und andere glückliche Förderung hoffen darf.

Der unſelige Krieg und die fremde Herrſchaft hatten alles verwirrt und zum Starren gebracht, die litterariſche Communikation ſtockte, mit ihrem Weſen und Unweſen. Aber auch in den Wiſſenſchaften fanden ſich innerliche Hinderniſſe, daß, bey der Art, wie ich ſie allein treiben mag, ein redliches Bemühn blos in Hoffnung auf die Zukunft ſich einigermaßen ſtärken konnte. Zugleich ward eine höhere ideelle Behandlung immer mehr von dem Wirklichen getrennt, durch ein Transſcendiren, und Myſticiſiren, wo das Hohle vom Gehaltvollen nicht mehr zu unterſcheiden iſt, und jedes Urbild, das Gott der menſchlichen Seele verliehen hat, ſich in Traum und Nebel verſchweben muß.

In unſerer Gegend hatte der Krieg, die allgemeine Bewegung der Gemüther, und mancher andere ungünſtige Umſtand zuſammengewirkt, und den ſchönen Kreis, wovon Weimar und Jena die beyden Brennpuncte ſind, wo nicht aufzulöſen, doch ſeine Bewegungen zu hemmen, zu ſtören vermocht, und ich ſah mich faſt auf mich ſelbſt zurückgedrängt. Dieſe Zeit benutzte ich um mich in mir ſelbſt hiſtoriſch zu beſpiegeln, da ich mich denn ſehr freue, daß die Reſultate meiner drey Bändchen auch andern Gelegenheit geben mögen, auf ſich ſelbſt zurückzukehren.

Der erſte Blick in jene vaterländiſche Gegend, nach ſo langer Abweſenheit, eröffnete mir eine freyere Laufbahn, denn ich fand eine nach ſo langem Druck wieder ſich ſelbſt gegebene Stadtfamilie (will ich es nennen, um nicht Volk zu ſagen,) wo ſich ſoviel Eigenſchaften, Fähigkeiten, ſo mancher Beſitz und ſo redliches Streben hervorthun, daß man ſich daran erbauen und wünſchen muß in einem ſo ſchönen Elemente zu ſchweben und mitzuwirken.

Wie ſehr es mich alſo, nach dieſem allen, glücklich macht, durch Sie, mein wertheſter Freund, und Ihre Vermittelung, mit jenem ſchönen Kreiſe auch abweſend in Verbindung zu bleiben, fortzuwirken und auf mich wirken zu laſſen, werden Sie ſelbſt ermeſſen. Könnte ich ſo glücklich ſeyn, mein Jahr zwiſchen der Vaterſtadt und der hieſigen Gegend zu theilen, ſo würde es für mich und andere erſprießlich werden; weil es in einem Alter, wo man durch das, was in einem engen Kreis mislingt, gar leicht zu Unmuth und Hypochondrie verleitet wird, höchſt erwünſcht iſt einer ſich wechſelsweis auffordernden neuen Thätigkeit zu genießen, und durch ſie verjüngt und zu früherer Thatkraft wiedergeboren zu werden. Laſſen Sie mich, in Vorausſetzung dieſer allgemeinen, aufrichtigen Verſicherungen, nunmehr den reichen Gehalt Ihres Briefes einzeln in Betrachtung ziehen . . .

Weimar den 23. Nov. 1814.

1385.

An Cotta.

Wenn Ew. Wohlgeboren lange nichts von mir vernommen, ſo liegt die Schuld an dem proviſoriſchen Zuſtande in welchem wir uns alle mehr oder weniger befinden. Den Blick auf jenen Ort[1] gerichtet, woher uns das allgemeine Heil kommen ſoll, wagt man in ſeinen eigenen Angelegenheiten keinen Entſchluß zu irgend einem bedeutenden Unternehmen. Da indeß Ew. Wohlgeboren mir die beſten Hoffnungen geben und der Wunſch, meine Werke nächſtens wieder hervortreten zu ſehen, auf eine friedliche Ausſicht hindeutet, ſo erlauben Sie daß ich über dieſe mir ſo wichtige Angelegenheit mich umſtändlich erkläre.

Zuvörderſt will ich meine Hoffnung und Erwartung nicht verhehlen, daß der Vortheil, den mir dieſe Ausgabe bringen möchte, demjenigen wenigſtens proportionirt ſey, den mir die vorige gebracht, und da ich dießmal mich zu zwanzig Bänden verpflichten kann, ſo würde wohl auch hiernach der Maaßſtab anzulegen ſeyn.

Zunächſt kommt auch bey mir in Betrachtung, daß es vielleicht das letzte Mal ſeyn möchte, daß mir perſönlich der Genuß aus den Arbeiten und Bemühungen meines ganzen Lebens zu Theil wird, dem ich um ſo mehr entgegenſehen darf, als ich den allgemeinen Wunſch des Publicums, meine Werke endlich einmal complett käuflich zu ſehen, auf meiner ganzen dießjährigen Reiſe, laut vernommen. Wobey ich bemerke, daß ſowohl Buchhändler als Privatperſonen nicht ſowohl nach einer Prachtausgabe, als nach Abdrücken auf Velinpapier verlangen, weshalb eine Subſcription vielleicht nicht unräthlich ſeyn möchte.

[1] Wien, wo ſeit dem 1. November der Kongreß tagte.

Meine biographischen Eröffnungen haben die Wirkung gethan die ich hoffte, indem, außer dem Antheil, den man meinen Arbeiten im ethischen und ästhetischen Sinne schenke man auch nunmehr darin die Stufen meiner Bildung aufsucht, die man um so mehr zu eignem Vortheil zu erkennen strebt, als so manche Jüngere sich an mir gebildet zu haben mit Offenheit und Vergnügen gestehen. Es sind deshalb im vergangenen Jahre, nach Ausgabe des dritten Theils, so viele und mannigfaltige Ansinnen an mich ergangen, denen ich, wenigstens zum Theil, bey der gegenwärtigen Ausgabe genug thun kann. Unter diesen Betrachtungen will ich unbewunden gestehen: daß ich die Summe von sechzehn tausend Thalern sächsisch, dem was ich zu liefern und zu leisten gedenke angemessen glaube, dagegen ich den Termin bis Ostern 1823 gerne zugestehe, sowie auch nach Verlauf dieser Zeit das Vorrecht vor andern Buchhändlern, bey gleichen Bedingungen.

Ich werde die erste Sendung bereit halten, daß sie auf eine gefällige Erklärung sogleich abgehen kann, ob mir gleich die Redaction der kleineren Gedichte, welche ihren ersten Platz behaupten wollen, noch immer zu schaffen macht; sie sind dergestalt angewachsen, daß ich sie in zwey Bände zu theilen genöthiget bin.

Mich zu fernerem wohlwollenden Andenken angelegentlich empfehlend ergebenst

Weimar d. 21. Dez. 1814. Goethe.

1386.

An B. A. Weber.

Ew. Wohlgeb. Schreiben vom 13. December hat mir sehr viel Vergnügen gemacht, weil ich daraus ersehe, daß

Sie nicht ermüden Ihr großes und liebenswürdiges Talent einer Arbeit zu widmen, die wir, unter ſo ſchönen Vorbedeutungen, gemeinſam begonnen und fortgeführt haben.[1] Ich zweifle nicht im mindeſten, daß die Muße, die Ihnen durch den Aufſchub geworden, dem Werke ſehr vortheilhaft ſeyn werde und ich freue mich ſchon zum voraus, ſowohl auf's Ganze, als auf die Stellen, deren ſo genialiſche als ſorgfältige Behandlung Sie mir andeuten. Was die Arie der Demoiſelle Schmalz betrifft, ſo füge ich die Veränderung bey, ſo wie auch wie allenfalls das Chor eintreten könnte. Ich glaube, daß ſowohl zur Wiederholung der einzelnen Sätze nunmehr die Gelegenheit gegeben iſt, wie ich denn kaum zu bemerken brauche daß das Chor mit den Worten

O beharret!
Nähret, Nähret!

ohne die ganzen Zeilen zu wiederholen, eintreten und die Soloſtimme tragen kann.

Die Arie direct an den König zu richten halte ich nicht für räthlich, weil es ohne ſie ſchon etwas Schmerzliches iſt ſich an ſolche Vergangenheit erinnern zu laſſen, wenn es auch nur indirect und im Bilde geſchieht. Zugleich bemerke, daß Herr Director Iffland mich ausdrücklich vor einer ſolchen Anrede an den König gewarnt hat. Übrigens glaube ich, daß demungeachtet die Arie heroiſch und prächtig behandelt werden könne, indem es ja nur von Ew. Wohlgeb. abhängt die ſchmerzlichen und gleichſam niederdrückenden Stellen mit Kraft und Indignation zu behandeln. Dergleichen Umſetzungen des Charakters, wo der Componiſt gleichſam dem Dichter zuwider arbeitet, thun oft die größte Wirkung. Das

[1] Der Berliner Kapellmeiſter Bernh. Anſelm Weber war in der letzten Juniwoche bei Goethe geweſen, um wegen der Kompoſition des Feſtſpiels „Des Epimenides Erwachen“ ſich mit Goethe zu „vergleichen“, wie es in den „Tag- und Jahresheften“ heißt.

Schluß-Chor sende sobald möglich, es soll auf die mir mitgetheilte Melodie genau passen.

So kann ich denn auch zuletzt nicht verschweigen daß ich das Sujet einer großen Oper,[1] welches ich schon lange mit mir herumtrage, diesen Sommer schematisirt und dergestalt disponirt habe, daß es nur einer Berathung mit Ew. Wohlgeb. bedarf um ungesäumt an die Ausführung zu gehen. Wie sehr wünschte ich persönlich das Gelingen unserer gemeinsamen Arbeit in Berlin zu erleben und alsdann zugleich das gedachte neue Unternehmen anzuschließen.

Das Erwachen des Epimenides kann man am füglichsten ein Festspiel nennen, indem es das erste Mal zu einem bedeutenden Feste gegeben wird, und, wenn es Gunst erlangt, nur an Festtagen wiederholt werden kann. Die Meinigen grüßen sämmtlich und erinnern sich noch mit Vergnügen der angenehmen Augenblicke Ihres Berkaischen und hiesigen Aufenthalts. Möge das Frühjahr etwas Ähnliches bringen!

Weimar d. 21. Dec. 1814.

1387.*

An Zelter.

Vor Jahresschluß will ich dir wenigstens noch einen freundlichen Gruß zurufen, und versichern daß ich mich ganz wohl befinde. Das Gleiche wünsche von dir zu vernehmen. Hafis hat mich fleißig besucht, und da ist denn manches[2] entstanden, das dir in der Zukunft liebliche Melodien ablocken soll . . .

---

[1] „Der Löwenstuhl", ist Fragment geblieben.
[2] Für den „Westöstlichen Divan".

Jetzt bin ich mit der neuen Ausgabe meiner Werke beſchäftigt, die mich zu wunderlichen Betrachtungen veranlaßt, indem ich genöthigt bin über die abgeſchiedenen und immer auf's neue ſpukenden Geiſter Revue zu halten. Auch wird durch dieſe mir abgenöthigte Betrachtung die biographiſche Arbeit ſehr gefördert.

Von meiner italiäniſchen Reiſe habe ich die vorhandenen Tagebücher von Carlsbad bis Rom redigirt. Dieſes Büchlein erhält dadurch einen eigenen Charakter, daß Papiere zum Grunde liegen die im Augenblick geſchrieben worden. Ich hüte mich, ſo wenig als möglich daran zu ändern, ich löſche das Unbedeutende des Tages nur weg, ſo wie manche Wiederholung; auch läßt ſich vieles, ohne dem Ganzen die Naivetät zu nehmen, beſſer ordnen und ausführlicher darſtellen. Wann es herauskommen kann, weiß ich ſelbſt noch nicht. Soviel für dießmal. Melde mir nun auch wie es dir ergangen iſt.

Aus einem Briefe des Capellmeiſter Weber ſehe ich, daß ſie denn doch noch den Epimenides aus ſeinem Todtenſchlafe zu erwecken die Abſicht haben, und ſomit nochmals ein herzliches Lebewohl!

Weimar, den 27. Dcbr. 1814. G.

Register.

1. Nummern der Briefe an:

Arnim, Achim v., 1364.

Beethoven, L. v., 1291.
Boisserée, S., 1359.
Brentano, Bettina, 1184, 1189, 1191, 1192, 1206, 1253, 1264, 1276, 1280.
Buchholtz, F. B. v., 1360.

Carl August, Herzog, 1222, 1274, 1275, 1279, 1305, 1337, 1352.
Cornelius, Peter, 1288.
Cotta 1224, 1249, 1296, 1311, 1318, 1385.

Eichstädt 1230, 1356.
Eybenberg, Marianne v., 1226, 1255, 1277.

Frommann, Johanna, 1193, 1205.

Goethe, August v., 1200, 1220, 1227, 1235, 1242, 1342, 1355.
—, Christiane v., 1194, 1199, 1201, 1202, 1207, 1208, 1210, 1213—1216, 1219, 1236, 1238, 1244, 1245, 1260, 1262, 1267, 1269, 1272, 1324, 1326, 1339, 1341, 1343, 1346, 1376—1379, 1381.
Gotter, Pauline, 1287.
Grotthuß, Sara v., 1351, 1362.

Hoftheater-Kommission, 1261, 1301, 1306.
Humboldt, Caroline v., 1248.
—, W. v., 1338.

Iffland 1373.
Jacobi, Fritz, 1185, 1190, 1317, 1333.

Kirms 1268, 1278, 1283, 1350, 1372.
Kleist, H. v., 1188.
Klinger 1302, 1370.
Knebel 1197, 1223, 1246, 1257, 1312, 1313, 1322, 1348, 1349, 1357, 1365, 1366, 1383.
Körner, C. G., 1293, 1316, 1319, 1321, 1329.

Liebich, C., 1375.
Luise, Herzogin, 1374.

Meyer, Nikolaus, 1187.
Müller, Friedrich v., 1315.

Nicolovius 1298.
Niebuhr, B. G., 1303, 1327.

O'Donell, Gräfin Josephine, 1328, 1347, 1358.

Passow, F., 1297.
Polizeikollegium in Weimar 1286.

Recke, Elisa v. d. 1300.
Reinhard, C. F. v., 1204, 1225, 1241, 1250, 1256, 1258, 1266, 1271, 1273, 1281, 1287, 1289, 1309, 1325, 1335, 1380.
Riemer 1344.
Riese, J. J., 1361.
Rochlitz 1294, 1308.

Sartorius, G., 1282.
Schiller, Charlotte v., 1263.
Schlegel, Fritz, 1314.
Schlosser, F. H., 1212, 1384.
Schopenhauer, Arthur, 1354.
Siebeck, L. J., 1380.

Staël, Frau v., 1198.
Stein, Charlotte v., 1209, 1239, 1265.
Stock, J., 1211.
Trebra, v. 1353.
Ulrich, Caroline, 1310.
Unzelmann, Friederike, 1304.
Voigt, C. G. v., 1221, 1229, 1231 bis 1233, 1247, 1299, 1345, 1371.
Weber, B. A. 1386.
Werner, Z., 1195, 1251.
Weyrother, J. v., 1290.
Willemer, J. J., 1228.
Witzel 1243.
Wolf, F. A., 1270, 1295, 1382.
Wolfskeel, C. F. v., 1368.
Woltmann, C. L. v., 1336.
Wolzogen, Caroline v., 1307.
Zelter 1186, 1196, 1208, 1217, 1240, 1252, 1259, 1284, 1285, 1292, 1320, 1323, 1331, 1332, 1334, 1340, 1368, 1367, 1369, 1387.
Ziegesar, Silvie v., 1294.

2. Nummern der Briefe aus:

Berka 1372—1374.
Dresden 1339. (Seite 251 ff.)
Frankfurt 1377, 1379, 1381.
Hanau 1376.
Heidelberg 1380.
Ilmenau 1346.
Jena 1193, 1194, 1216, 1236 bis 1241, 1243—1251, 1260 bis 1266, 1280, 1316, 1323 bis 1328.
Karlsbad 1198—1210, 1267 bis 1271, 1289—1292, 1317—1320.
Naumburg 1339.
Teplitz 1272, 1340—1345.
Weimar 1184—1192, 1195 bis 1197, 1211—1215, 1217—1235, 1242, 1252—1259, 1273—1279, 1281—1288, 1293—1315, 1321, 1322, 1329—1338, 1347—1371, 1375, 1382—1387.
Wiesbaden 1378.

3. Goethes Schriften:

(Die Ziffern bedeuten die Seiten.)

Dichtung und Wahrheit 137, 172, 174, 185, 186, 189, 204, 205, 231, 236, 238, 244, 266, 275, 285, 287, 290, 305, 335.
Egmont 49, 158 f.
Epimenides Erwachen, Des, 308 f., 310, 326, 328.
Epilog zu „Essex" 272.
Farbenlehre 8, 88, 95, 106, 108, 110, 111, 117, 121, 145, 147, 164 f., 188.
Faust 19, 20, 35, 63, 147, 166.
Gedichte:
Ballade „Vom vertriebenen u. zurückkehrend. Grafen" (später „Ballade") 275.

Gedichte: Das Alter 296.
Das Mädchen spricht 2.
Das Sonett 30.
Der getreue Eckart 248.
Der Kaiserin Abschied 124.
Der Kaiserin Ankunft 124.
Der Kaiserin Becher 124.
Der Kaiserin Platz 124.
Der neue Kopernikus 313.
Die erste Walpurgisnacht 234 f.
Die heiligen drei Könige 233.
Die Jahre 296.
Die wandelnde Glocke 263 f., 295.
Egalité („Das Größte will man nicht") 302.
Epilog zur Glocke 114.
Eridanus (aus den Xenien) 266.
Es war ein Buhle („Der untreue Knabe") 238.
Genialisches Treiben 165.
Gewohnt, getan 251, 260, 265, 313.
Gleich und Gleich 302.
Groß ist die Diana 203, 229.
Ich ging im Walde („Gefunden") 271.
Invocavit 233.
Johanna Sebus 84, 86, 88, 112, 294.
Rinaldo („Zu dem Strande") 233.
Totentanz 252, 263.
Zu verschweigen meinen Gewinn (Zahme Xenien Nr. 67) 302.

Götz v. Berlichingen, 49, 122, 163.

Hackert, Philipp, 137 f., 145, 163, 165.
Hermann und Dorothea 221.

Italienische Reise, 328.

Laune des Verliebten, 295.
Löwenstuhl 275, 327.

Myrons Kuh, 241.

Natürliche Tochter (2. Teil) 128.

Pandora 17, 34, 43, 118, 131, 147.

Schriften: Ausgabe Cotta 29, 31, 33, 167, 195, 324 f.
Stella 49.

Tasso 178, 187.

Von deutscher Baukunst 120.

Wahlverwandtschaften 84, 86, 87, 92, 94, 96, 97, 99, 102, 104, 107, 111.
Wette, Die, 222 f.
Westöstlicher Divan 327.
Wilhelm Meisters Wanderjahre 118, 145, 163.

Zauberflöte (2. Teil) 122.
Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland 266.

4. Personen- und Sachregister:

Acidulus Gishübelius (Riemer) 125 f.
Ackermann, Justizrat, 271.
Aeschilos 246.
Alfieri 110, 233.
Aristophanes 165.
Aretin, J. Ch. v., 8.
Arndt, E. M., 255, 298.
Arnim, A. v., 7, 37, 53, 66, 72, 103, 131, 133, 141, 274.
Artischocke 213.

Bacon, Francis, 9.
—, Roger, 9.
Baggesen 66.
Banks 272, 274.
Barbua, Malerin, 29.
Baschkirische Andacht 278, 287.
Beaumarchais 15.
Beethoven 207.
Bethmann, Schauspieler, 178.
Bildende Kunst 304.
Bodmer 72.
Boisserée, Melchior, 317,
—, Sulpiz, 119 f., 129, 132, 152, 153, 154, 155, 317.
Brandes 143.
Breguet 191, 196.
Brentano, Clemens, 3, 53, 66, 72.
—, Elisabeth (Bettina) 1, 13, 14, 131, 141, 142, 158.
—, Meline v., später Frau v. Guaita 2.
Brizzi, Sänger, 144, 160.
Brutus-Drama, 123.
Burgsdorf, v., 203, 255, 262.
Burkana, Baron, 315.

Calderon 6, 144, 147, 198, 200, 209 f.
Campe 266.
Carl, Diener, 314, 319.
Charmante Person (Christiane) 313.
Chezy, Helmine v., 209.
Cicero 26.
Clam-Martinitz, Graf, 273.
Collin 110.
Constant, B., 22.
Cornelius, Peter, 152, 287.
Cotta, H. v., 261, 262.
—, J. F., 24.

Dalberg 7, 13, 50, 97, 186.
D'Alembert 209.
Degerando 143.
Demiany 257.
Deny, Schauspieler, 173.
Delhi 214.
Deutschen, Fehler der 244, 289.
Diderot 208.
Dienemann, Kutscher, 270.
Dienstboten-Atteste 150.
Diocletian 9.
Dittersdorf 75.
„Dokumente philanthropischer Christ und Judenschaft" 13.
Dresdener Chorschüler 258.
Dufour, Féronce, 95, 96.
Duni 74.
Dürer 7, 154.
Dyk, J. G., 272. 274.
—, van, 253.

Eberwein 19, 27, 40, 41, 51, 52, 87, 102.
Egloffstein, v., 113.
Eilenstein, Korrepetitor, 146.
Einsiedel, v., 210.
Elsermann, Schauspielerin, 40, 301.
Ende, v., 255, 257.
Engel, J. J., 231.
Engelmann, Dr., 132.
Engels, Schauspielerin, 91, 301.
„Erfurt in seinem höchsten Glanze" 68.
Ettling, Graf, 251.
Eybenberg, Marianne v., 40.

Fouqué 215.
Franklin 149.
Fritsch, C. W. v., 271.
Frommann 313.
—, Familie 82.
Fuchs 118.
Fürstenversammlung, Erfurter, 47, 68.

Genast 28, 114, 125.
Geräms 190.
Gerning 66.
Gesanganstalt (Kleine Hauskapelle, Singechor) 4, 6, 40, 294.
Gleim 138.
Goch, Gerhard v., 249.
Goethes Mutter 1, 7, 24, 27, 45 ff. (Tod), 61, 137. — Brief von Goethes Mutter 7.

Goethes Sohn Auguſt 1, 3, 12, 14, 17, 23, 27, 28, 38, 39, 49, 51, 54, 56, 61, 92, 94, 113, 133 f., 140, 171, 179, 192, 245, 265, 277, 282, 284, 291.
— Gattin Chriſtiane 1, 3, 15, 38, 46, 64, 67, 68, 69, 83, 90, 156, 160, 162, 173, 211, 221, 247, 313.
— Schweſter Cornelia 170.
Görres 53, 60.
Grambs, Advokat, 316.
Grimm, F. M. v., 208.
—, Ludwig, 102.

Hackert, Philipp 137.
Handſchriftskunde 208.
Hasler, Mad., 140.
Heilige Heerſcharen (Die verbündeten Truppen) 285.
Hegel 227.
Helldorf, v., 123.
Helvetius 209.
Herder 34, 72.
—, Sohn 186.
Herzlieb, Minna, 16, 30, 212, 241.
Heygendorf, Frau v. (Caroline Jagemann) 55, 179, 206.
Hirſchfeld 92.
Hohenzollern, Fürſtin von 173.
Holberg 240.
Homer 219.
Hoyer, Charlotte, Köchin 150 f.
„Hühnermönch" (Aug. v. Goethe) 192. 282.
Hufeland in Danzig 50.
Humanitätsſalbader 15.
Humboldt, W. v., 95, 99.

Iffland 11, 75, 122, 160, 179, 217, 235, 238 ff., 246, 308 f., 311, 326.
Jacobi, Fritz, 8, 195, 202.
Jacobſon, Israel, 13, 15.
Jagemann, R. B., 168.
—, Caroline, ſ. Frau v. Heygendorf.
Jean Paul 53, 98.
Jena 102.
John, Goethes Schreiber, 248, 264.
Jomelli, N., 295.
Journal- u. Tageblattsverzeddeln 242.
Juden 7, 13 f.
Judenheiland, Braunſchweigiſcher 13.
Jung, Schauſpielerin, 276.
Juſtus Carlsbadenſis (Goethe) 125 f.

Kaaz, K. F., 41, 85.
Kapp, Dr. 39, 41.
Kirms 40, 51, 79, 310.
Kleiſt, H. v. (Pentheſilea) 5.
Klingers Sohn 305.
Klopſtock 93.
Knebel 86, 110, 212, 265.
—, ſein Sohn 283, 299.
Kölner Dom 119 f., 287.
Königsberg, Graf 256.
Körner, C. G., 255, 265.
—, Theodor, 199 ff., 206, 226, 265.
Körte 138.
Kruſe, Rat 79, 139.
Kügelgen, G. v, Maler, 66, 262.
Kurland, Dorothea v., 173.

Lafontaine 98.
Lefèvre, Schauſpielerin, 276, 301.
Legenden- u. Heiligenfieber 239.
Lemarquand 63.
Liechtenſtein, Fürſt A. G. 273.
Ligne, Fürſt Karl v. 138 f., 221.
Lindenau, v. 318.
Loder, J. Ch., 214.
Longhi, Demoiſelle 151.
Lortzing, Bruder des Schauſpielers 101.
Luck, Major v. 56.

Maaß, Wilhelmine, Schauſpielerin, 140.
Matthiſon 4.
Memling, Hans, 287.
Mengs 256.

Merck 142.
Metternich, Graf 273.
Meusel 23.
Meyer, J. H., 85, 247, 249, 265.
Mittelaltler, Religiose 60.
Mittwochs-Gesellschaft 60.
Milde-Hauptmann, Sängerin, 233.
Moderne, Das 10.
Molière 223 f.
Molitor, J. F., 13, 15.
Morhard, Tenorist, 55, 59.
Moskau, Brand von 214.
Mozart 75, 256.
Müller, Adam 5, 198.
—, Fr. v. 57.
—, Joh. v. 89 f., 130 f.
—, Kapellmeister, 147, 149.
Musiker 239.
Mylius 50.

Napoleon 47, 48, 50, 52, 53, 58, 62, 64, 66, 123, 311.
Newtonianer 148.
Nibelungen 60.
Nicolovius, Luise, 170.
Niebuhr, Carsten, 175, 177.
Niemeyer, Kanzler, 99.
Nolten, v., 256.
„Nonne" (Caroline Ulrich) 282.

O'Caroll 261.
O'Donell, Graf J., 221.
— — Moritz, 221, 272.
— Gräfin Josephine, 223.
Oehlenschläger 53, 66.
Oesterreich, Kaiserin von, 124 f., 149, 213, 221 f., 266, 274, 284 f.
Oldenburg, Heinrich, 146.
Oliva, v., 159.
Oper, 74 ff., 233.
Overbeck, Fr., Maler 287.

Paer, F., Komponist 55, 76, 142.
Paisiello 74, 76.
Pallas, S., 169.
Passow 168.
Patriot 280.
Pestalozzi 15.
Petavius 126.
Pfaff, C. H., 227.
Pfuel, v., 198.
Pfund, J. G., 212, 242.
Pichler, Caroline, 98.
Pougens 209.
Premsler, Frau, 92.
Protestantismus u. Katholizismus 33.
Publikum 108, 116.

Quaglio 119.

Radziwill, Fürst A. v., 300.
Raphael 257.
Reil, J. C. H., Professor 308.
Reinbeck 98.
Reinhard, C. F. v., 190.
—, Tochter Sophie 213 f.
Repnin, Fürst u. Fürstin, 98, 111.
Riedel, Direktor, 257.
Riedesel, Frl. v., 131.
Riemer, F. W., 1, 54, 88, 91, 156, 192, 194, 222, 248, 259, 264, 275, 292.
Rochlitz, F. W., 152, 186.
Röpke 91.
Rössing, Witwe 314.
Rottmann 8.
Rousseau 209, 234.
Rubens 258.
Rühlmann, Kammerrat, 277.
Rußland, Kaiser von, 53.

Sachsen-Weimar.
— Karl August, Herzog, 51, 58, 81, 136, 171, 173, 183 f., 279.
— Luise, Herzogin, 50, 52, 81, 185, 206.
— Carl Friedrich, Erbprinz, 57, 61.
— Maria Paulowna, Erbprinzessin, 160.
— Augusta, ihre Tochter, 160.
— Bernhard, Prinz, 252, 255, 271.

Sachsen, August der Starke, König von, 254.
Saint-Aignan, Etienne de, 183.
Saint-Croix, de, 219.
Salis 4.
Sansculottisme auf der Bühne 182.
Salzmann 275.
Sartorius 26, 47, 48, 99.
Savignys 3, 131.
Schelling 3, 9, 195, 197, 208.
Schiller 4, 114, 116, 201, 204.
— Charlotte v., 161, 185.
— Sohn Ernst 283.
Schillers Schriften 161f.
Braut von Messina 114.
Jungfrau von Orleans 5, 114, 140.
Maria Stuart 114.
Wallenstein 114.
Wilhelm Tell 114.
Gedichte:
Der Taucher 119.
Lieben Freunde, es gab bessere Zeiten 4.
Lied von der Glocke 114, Nimmer, das glaubt mir (Dithyrambe) 4.
Schlegel, A. W., 101, 109, 198, 210.
— Fritz, 9, 26, 30, 31, 32f., 35, 72.
Schlichtegroll 204.
Schlosser, Fritz, 45, 46, 49, 287.
Schmidt, Nic., 49.
Schömann, Prof., 94.
Schöneberg (Der alte Freund Sch.) 50.
Schopenhauer, Arthur, 164, 275, 280.
—, Johanna, 15, 61, 164.
Schulze, Joh., 209.
Schwabel, Leg.-Sekr., 256.
Shakespeare 185, 191, 192, 194, 199, 217, 286.
Sibbern, Dr., 260.
Singakademie, Berliner, 78, 149.
Solbrich 251f., 265.
Spinoza 289.
Spittlersche Staatengeschichte 23, 26.
Sprachreinigung 266, 298.
Städel, Rosette, 316.
Staël, Frau v., 26, 39, 101, 187, 190, 293, 299.
Stark, J. Ch., 94.
Steffens 82.
Stein, Charlotte v., 27, 39.
—, Sohn Fritz, 41, 43.
Stock, Advokat, 46.
Stolle, J. L., 2.
Strixner 7.

Talma 66.
Theateraufführungen:
Goethe-Shakespeare:
Romeo und Julie 217.
Alfieri:
Saul 110.
Banks-Dyk:
Graf von Essex (mit Epilog von Goethe) 272.
Calderon:
Leben ein Traum 200, 209.
Standhafte Prinz 144.
Collin:
Bianca della Porta 110.
Holberg-Kotzebue:
Don Ranudo 240.
Iffland:
Der Herbsttag 217.
Körner:
Die Braut 226.
Die Sühne 206.
Zriny 208.
Kotzebue:
Die beiden Klingsberg 226.
Paer:
Achill 142, 144.
Sargevo 55.
Voltaire:
Tod Cäsars 66.
Zaïre 110.
Werner, Zacharias:
Der 24. Februar, 101, 206.

Theaterverhältniſſe, Weimarer, 55, 57, 59, 64, 68, 70 ff. (Hoftheater-Direktions-Kommiſſion) 74 ff., 80.
Theaterweſen 184.
Theaterwirkung 145.
Thibaut, Profeſſor, 25, 39, 67, 82.
Tieck, Ludwig, 72.
Tiedge 4, 173.
Tragödie aus der Zeit Karls des Großen 123.
Trübler, Schauſpieler, 276.
Truchſeß, Freiherr v., 163.
Troxler 228 f.

Ueberſechziger 280.
Ulrich, Caroline, 47, 50, 92, 113, 156, 211, 246, 279, 282.
Unzelmann, Carl, 178, 226.
Urlau, Sekretär, 180.

Varnhagen v. Enſe 193.
Veit, Dorothea, 31.
Verloren, Hauptmann, 255, 257, 264.
Veſpaſian 232.
Vogel, Chr., 259, 264.
Voigt, Chr. G. v., 181, 212, 265.
—, Sohn, 265, 268.
—, Bergrat, 270,
Voilà un homme 64.
Voltaire 110, 148, 209.
Voß, J. H., 30, 39, 60, 67, 246 (Heidelberger Cyclop).
—, ſeine Söhne, 246.
Vulpius, Chr. Aug., 75.

Weber, B. A., Kapellmeiſter 312, 328.
—, Judith, 139.
Wedel, Kanzler v., 253.
Weimarer Hoftheater 182.
Weimarer Kunſtfreunde, 8, 9, 239.
Weimarer Schreckenstage 262, 269.
Weiße 74.
Werner, Zacharias, 2, 4, 9, 10, 11 f., 16, 17, 18, 53, 66, 73, 206, 284, 313.
Wieland 26, 166, 242 f., 245, 246, 266, 269.
Wiener Kongreß 324.
Willemer, Marianne v., 316.
Windiſch-Grätz, Fürſt, 273.
Wochen-Regiſſeure 79.
Wolf, F. A., 247.
Wolff, Pius A., 226.
—, ſeine Frau (A. Malcolmi) 274.
Wolfskeel, Ch. F., 269.
Wolzogen, W. v., 96.

Zeitſchriften, Jahrbücher uſw.:
„Allgemeine Literatur-Ztg." (Neue) 8, 71, 73, 281.
„Aſtiſche Zeitſchrift für Wiſſenſchaft u. Kunſt" 8.
„Damenkalender" (Cotta) 97, 194.
„Deutſche Blätter" 243.
„Deutſches Muſeum" 197.
„Heidelberger Jahrbücher für Literatur" 31.
„Leipziger Literatur-Ztg." 186.
„Phöbus" 5, 20, 109.
„Prometheus" 2, 17, 18 20, 30, 34.
„Propyläen" 239.
„Schweiggers Journal für Chemie u. Phyſik" 227.
„Taſchenbuch der Sagen und Legenden" (Herausg. von Amalie v. Helvig u. Baron de la Motte-Fouqué 1812) 215.
„Zeitung für Einſiedler" 37.
Zelter 27, 141, 315.
— ſein Sohn, 230.
Ziegeſar, A. K. v., u. Familie, 27, 36.
Zimmer 118.

5. Literatur.

Goethes Briefe und Tagebücher. Sophien-Ausgabe, Weimar.

Goethe-Jahrbuch. 25 Bde. Herausgeber Ludwig Geiger.

Goethes Tag- und Jahreshefte.

Goethe und Carl August. Studien zu Goethes Leben von H. Düntzer. 2. Auflage, Leipzig 1888.

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Herausgeber Riemer. Berlin 1833/1834.

Briefe von Goethes Mutter. Herausgeber Philipp Stein. Leipzig 1891.

Goethes Briefe an Chr. G. v. Voigt. Herausgeber Otto Jahn. Leipzig 1868.

Briefwechsel zwischen Goethe und Karl Fr. Graf v. Reinhard. Stuttgart 1850.

Briefwechsel zwischen Cotta und Fr. Heinrich Jacobi. Herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig 1869.

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 2 Bde. Leipzig 1851.

Briefe von und an Goethe. Herausgegeben von F. W. Riemer. Berlin 1846.

Riemer, Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841.

Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt. Herausgeber Bratranek. Leipzig 1876.

Goethes Briefwechsel mit Fr. Rochlitz. Herausgeber W. v. Biedermann. Leipzig 1887.

Goethe und Gräfin O'Donell. Herausgeber R. W. Werner. Berlin 1884.

Sulpiz Boisserées Briefwechsel mit Goethe. Stuttgart 1862.

Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber Carl Schüddekopf und Oscar Walzel. 2 Bde. Weimar 1898/99. (Bd. 13 und 14 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)

Goethe und Oesterreich, Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber August Sauer. 2 Bde. Weimar 1902/4. (Bd. 17 und 18 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)

Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer. Herausgeber Theodor Creizenach. 2. Aufl. Stuttgart 1878.

„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". Von Bettina v. Arnim. Berlin 1835. (4. Aufl. herausgegeben von Herm. Grimm 1890.)

Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Herausgeber C. A. H. Burkhardt. Hamburg 1891.

Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Aus neuen Quellen bearbeitet von Julius Wahle. Weimar 1892. (Bd. 6 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)

Aus Alt-Weimar. Mitteilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Von Ludwig Geiger. Berlin 1897.

Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar, und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Von Eleonore v. Bojanowski. Stuttgart 1903.

Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Von Fr. J. Frommann. 3. Aufl. Stuttgart 1889.

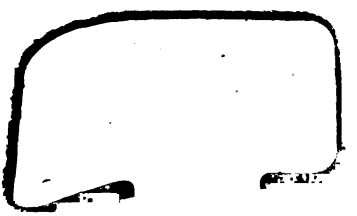
FEB 23 '62H

RESERVE BOOK

RESERVE BOOK

DUE OCT '64 H

156-682



Widener Library
3 2044 098 653 892